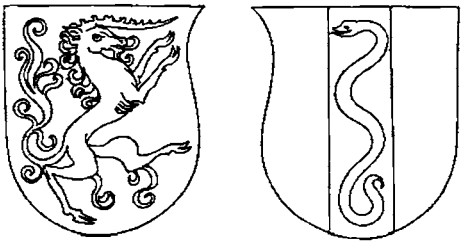


Sehr geehrte Herren!

In der Mitte des 18. Jahrhunderts stifteten die beiden Basler Theologieprofessoren Johann Ludwig Frey und Johann Grynaeus das Frey-Grynaeische Institut. Es bestand in einem Haus und einer wertvollen Bibliothek und sollte dazu dienen, das wissenschaftliche Leben der theologischen Fakultät an der Universität Basel zu fördern: der Leiter des Instituts, der sogenannte Lektor, sollte über seine ihm vom Staat auferlegten Pflichtstunden hinaus eine Vorlesung oder Uebung abhalten, er sollte die Bibliothek verwalten sowie den Studierenden und andern Interessenten zur Verfügung stellen, und er sollte endlich auch literarisch möglichst produktiv sein. Die Aufsicht über das Institut wurde einem Kuratorium von drei Herren übergeben.

Seit bald zwei Jahrhunderten leistet das Frey-Grynaeische Institut seinen Beitrag zum wissenschaftlichen Leben der Universität Basel. Diese Arbeit ist bisher in aller Stille geschehen und soll auch weiterhin in aller Stille geschehen. Immerhin hält es das Kuratorium für wünschenswert, daß wenigstens die Universitätsbehörden sowie die Freunde und Gönner der Universität regelmäßig etwas von dem, was im Frey-Grynaeischen Institut gearbeitet

und geleistet wird, erfahren. Darum hat es in seiner Jahressitzung vom Januar 1943 beschlossen, den genannten Kreisen inskünftig den Jahresbericht des Lektors des Instituts zuzustellen und ihrer wohlwollenden Beachtung zu empfehlen.

Basel, im April 1943.

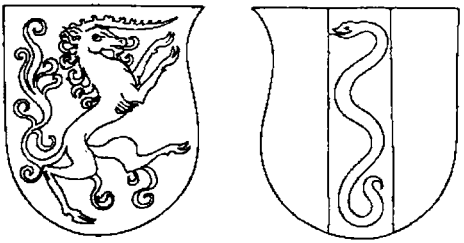
In vorzüglicher Hochachtung

das Kuratorium des Frey-Grynaeischen Instituts:

Dr. Ernst B. Vischer-Geigy.
Prof. Dr. Jacob Wackernagel.
Prof. Dr. John E. Staehelin.

Der Lektor:

Prof. Dr. Ernst Staehelin.



JAHRESBERICHT

DES

FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTS IN BASEL FÜR DAS JAHR 1943

Im S.-S. 1943 las der Lektor auf Wunsch der Theologischen Fakultät eine «Einleitung in das theologische Studium»; die Vorlesung wurde von sechs Studierenden besucht. Gegenwärtig, im W.-S. 1943/44, führt er einen Kurs über «Freikirchen, Gemeinschaften und Sekten» durch; der Kurs ist so gestaltet, daß in einer ersten Stunde der Lektor über eine bestimmte kirchliche Gruppe referiert, und daß in der anschließenden Stunde die besprochene Gruppe in ihrem Heime aufgesucht und von einem Vertreter der Gruppe selbst dargestellt wird; dem Kurs folgen dreißig Studierende und Hörer.

Die Bibliothek konnte auch im Berichtsjahre wieder um etwa hundert Bände vermehrt werden; der größere Teil des Zuwachses besteht aus Rezensions- und Dedikationsexemplaren, die dem Lektor zugegangen sind; unter den übrigen Spendern sei Herr Architekt Isidoro Pellegrini erwähnt.

Der junge Numismatiker Herbert Cahn, Doktor der Universität Basel, anerbot sich, die dem Institut gehörende, etwa 130 Stücke

zählende Münzsammlung zu untersuchen. An wertvollern Münzen stellte er fest: 1. eine Münze mit Pallaskopf aus Cales in Campanien aus dem 3. Jahrhundert vor Christus; 2. eine Münze mit weiblichem Kopf aus Thelpusa in Arkadien aus dem 3. Jahrhundert vor Christus; 3. eine römische Münze mit Kopf der Bellona (?) von etwa 230 vor Christus; 4. eine weströmische Münze aus der Zeit Valentinians III.; 5. eine byzantinische Münze aus der Zeit Constans' II.; 6. eine Pisaner Münze aus der Zeit Kaiser Friedrichs II.; 7. eine Münze aus Ancona aus der Zeit Papst Julius' II.; die interessantesten Stücke aber sind: 8. ein plattenförmiges Kupfernotgeld zu 1 Daler, und 9. ein plattenförmiges Kupfernotgeld zu einem ½ Daler, beide aus der Zeit Karls XI. von Schweden. Es sei auch an dieser Stelle Herrn Dr. Cahn für seine gefälligen Bemühungen der herzlichste Dank ausgesprochen.

Die im letzten Jahresbericht erwähnte Lavater-Ausgabe des Lektors konnte im Berichtsjahre, ungehindert von den furchtbaren Weltereignissen, ordnungsgemäß erscheinen. Gegenwärtig ist der Lektor damit beschäftigt, eine von der Stiftung Pro Helvetia angeregte Ausgabe von ausgewählten Werken Alexandre Vinets in deutscher Sprache zu bearbeiten.

Auf Wunsch des Kuratoriums hat der Lektor ein Stammbuch des Instituts angelegt. Unter den Einträgen des Jahres 1943 befinden sich die folgenden: 1. Professor Barnabas Nagy von Sárospatak in Ungarn; 2. Dr. Carl Miville, Präsident des Regierungsrates von Basel und Vorsteher des Erziehungsdepartementes; 3. Dr. Niels Ehrenström, Direktor der Studienabteilung des Oekumenischen Rates in Genf.

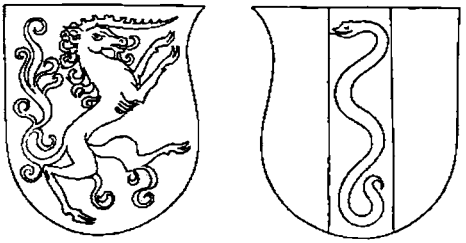
Ende August, am heißesten Tage des Jahres, bei einer Temperatur von 38 Grad Celsius im Schatten, fand im Institut die schriftliche Konkordatsprüfung der Propädeutiker statt.

Auch im Berichtsjahre versammelten sich regelmäßig einige Dozenten der Universität zum «Frey-Grynaeischen Colloquium».

Basel, den 28. Januar 1944.

Der Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts:

Ernst Staehelin.



JAHRESBERICHT

DES

FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTS IN BASEL

FÜR DAS JAHR 1944

Im Sommer-Semester 1944 las der Lektor eine Einleitung in das theologische Studium. Es folgten der Vorlesung 16 Studierende.

Im laufenden Winter-Semester 1944/45 hält er eine Uebung ab, in der aus den Werken von Blaise Pascal und Alexandre Vinet gelesen wird. An der Uebung nehmen 17 Studierende teil.

Die Bibliothek erfuhr im Berichtsjahr einen Zuwachs von etwa fünfzig Bänden. Unter ihnen befinden sich einige ältere Gesangbücher aus dem Nachlaß von Frau Professor Staehelin-Stockmeyer, der Gattin des frühern Lektors Prof. Dr. Rudolf Staehelin. Ferner überreichte Herr Dr. H. Benedict Respinger dem Institut eine maschinengeschriebene Kopie des Stammbuchs von Ratsherrn Leonhard Respinger d. Ae. und ein Exemplar seiner prächtigen Monographie: «Ratsherr Leonhard Respinger d. Ae. (1559—1629); seine Vorfahren seit 1401 und seine Nachkommen».

Am 23. Mai revidierte der Kurator Prof. Dr. John E. Staehelin mit dem Lektor die Deposita des Instituts, die im Historischen Museum, im Kupferstichkabinett und im Staatsarchiv aufbewahrt werden; es wurde alles in Ordnung befunden. Zu den im Historischen Museum befindlichen Deposita gehören unter anderm zweiunddreißig römische und christliche Lampen, verschiedene Heiligenbilder aus dem 12. bis 15. Jahrhundert und ein zinnernes Tintenfaß aus dem 18. Jahrhundert. Von den etwa sechstausend Drucken und etwa hundert Manuskripten des Instituts, die auf der Universitätsbibliothek deponiert sind, sind die wertvollsten Stücke seit Anfang des Krieges evakuiert.

Die literarische Arbeit des Lektors im Berichtsjahre war hauptsächlich der Vollendung der Ausgabe der ausgewählten Werke Alexandre Vinets gewidmet. Der erste Band konnte im September im Druck erscheinen; die drei übrigen Bände sollen im Jahre 1945 nachfolgen.

Nach der Stiftungsurkunde des Instituts soll der Lektor sich auch der «pax et concordia Christianorum» widmen. In diesem Sinne leitete er im Auftrage des «Kirchenrats der Evangelisch-Reformierten Kirche des Kantons Basel-Stadt» jeden Monat in der Niklausenkapelle einen ökumenischen Fürbittegottesdienst und übernahm sowohl im Bereich des «Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes» als im Bereich des «Oekumenischen Rates der Kirchen» das Präsidium je einer Kommission, die den vom Krieg heimgesuchten Kirchen mit theologisch-kirchlicher Literatur zu dienen sich bemüht. Außerdem beherbergten die Räume des Institutes eine Hilfsstelle für Flüchtlinge.

Auch das «Frey-Grynaeische Kolloquium» von Dozenten der Basler Universität hielt im Berichtsjahre wiederum seine Sitzungen im Hause ab. An einem Abend sprach der Lektor über Emil Brunners «Gerechtigkeit».

Als im September der Krieg sich wieder unsern Grenzen nahte und die Schulhäuser der Stadt mit größern Truppenkontigenten belegt wurden, gelangte das Rektorat des Mädchengymnasiums mit der Bitte an den Lektor, es möchte einer der Maturandinnenklassen der Arbeitsraum als Schulzimmer zur Verfügung gestellt wer-

den. Der Bitte wurde gerne entsprochen, und seither versammeln sich regelmäßig etwa sechzehn «studiosae humanitatis» in dem ehrwürdigen Raume mit seinen Büchern und seinen Gelehrtenbildnissen, um den letzten Schliff ihrer Reife zu empfangen.

Auch am Sonntag wird der Raum benützt, indem eine Abteilung der Sonntagschule von St. Leonhard ihre Kleinen darin versammelt.

Am 3. September besuchte eine Gruppe von Teilnehmern an der in Basel stattfindenden Tagung der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz auf einem Rundgang durch die Innerstadt auch das Frey-Grynaeische Institut.

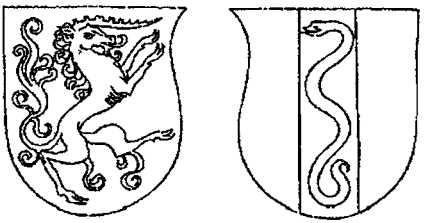
Bei Gärtnerarbeiten im hintern Gärtchen wurde neben der Treppe, die vom Schopf in das Gärtchen hinunterführt, ein Sickerbrunnen entdeckt. Er hat ohne Zweifel dazu gedient, das Regenwasser, das durch das Gäßchen, das an dieser Stelle einmal gemündet hat, gegen die unteren Stadtteile abfloß, aufzufangen.

Bei einer Ende September stattfindenden Luftschutzübung des Quartiers fand ein Teil der Uebung im Frey-Grynaeum statt. Der Lektor versieht im Luftschutz das Amt eines Hausluftschutzwartes und eines Beobachtungspostens für das Gebiet des Leonhardsberges und des Gerbergäßleins. Die zahlreichen nächtlichen Fliegeralarme gaben ihm viel unfreiwillige und doch höchst brauchbare Gelegenheit zu nächtlicher wissenschaftlicher Arbeit.

Basel den 30. Januar 1945.

Der Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts:

Ernst Staehelin.



JAHRESBERICHT

DES

FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTS IN BASEL FÜR DAS JAHR 1945

Im Sommer-Semester 1945 las der Lektor, wie es in den letzten Jahren üblich war, eine Einleitung in das theologische Studium. Es folgten der Vorlesung 10 Hörer.

Im gegenwärtigen Winter-Semester 1945/6 werden die wichtigsten Freikirchen und Gemeinschaften behandelt und, soweit sie in Basel vertreten sind, aufgesucht. Der Kurs zählt 23 Teilnehmer.

Wieder wurde die Bibliothek um etwa fünfzig Bände vermehrt. Der Zuwachs erfolgte aus Rezensionsexemplaren und Geschenken, die dem Lektor zugingen, und aus Zeitschriften, die der Lektor abonniert hat.

Im Berichtsjahr erschienen die drei letzten Bände der ausgewählten Werke Alexandre Vinets, die der Lektor im Zwingli-Verlag herausgab.

Daneben vollendete er eine Studie über die „Lehr- und Wanderjahre des Amandus Polanus von Polansdorf"; für diese Studie wurde vor allem das dem Frey-Grynaeischen Institut gehörende handschriftliche Tagebuch Polans ausgeschöpft.

Im übrigen nahm den Lektor neben der eigentlichen beruflichen Tätigkeit die Leitung von vier der Nachkriegshilfe dienenden Kommissionen in Anspruch: der Literaturkommission des Hilfswerks der Evangelischen Kirchen der Schweiz, der Literaturkommission der Wiederaufbauabteilung des Oekumenischen Rates der Kirchen, der Kommission für akademische Nachkriegshilfe der Universität Basel und der Schweizerischen Kommission für Deutschlandhilfe. Vom September bis zum Dezember befand sich auch die Geschäftsstelle der Literaturkommission des Hilfswerks der Evangelischen Kirchen der Schweiz im Hause; durch die Mühewaltung von zwei Vikaren wurden Kisten mit theologisch-kirchlicher Literatur abgesandt unter anderm an die theologischen Fakultäten von Paris, Montpellier, Straßburg, Göttingen, Tübingen und Amsterdam, an die Staatsbibliothek von Warschau, an die Kirchen von Belgien, des Elsaß, von Hannover, an die Kirchenkanzlei in Gmünd, an die Stadtmission in Freiburg i. Br. Nachdem der Kirchenbund für sein Hilfswerk einen vollamtlichen Sekretär angestellt und ein eigenes Haus in Zürich erworben hatte, siedelte auch die Geschäftsstelle der Literaturkommission nach Zürich über.

Die Klasse des Mädchengymnasiums, die im Herbst 1944 wegen verstärkter Grenzbesetzung und infolge davon vermehrter Belegung der Schulhäuser mit Truppen in den Arbeitsraum des Frey-Grynaeums eingezogen war, hauste auch im Jahre 1945 bis zu den Maturitätsprüfungen darin. Mit dem Beginn des Schuljahres 1945/6 zog im April eine neue Klasse ein. Doch war ihres Bleibens nicht lange. Nachdem am 8. Mai der langersehnte Waffenstillstand geschlossen

worden war und deswegen die Grenzbesetzung abgebaut wurde, kehrte sie an den Kohlenberg zurück. Lehrer und Schülerinnen legten ihre Eindrücke vom Aufenthalt im Frey-Grynaeum in den folgenden zwei Gedichten nieder:

„Wir ziehen ungern aus —
Zu lieb ward uns dies Haus!
Sein vornehm stiller Geist
Fehlt uns nun allermeist.
In unserm Arbeitsraum
Spürt man die Schule kaum.
Nicht Schüler und Dozent
Man unterscheidend kennt!
Arbeitsgemeinschaft so
Weckt Kräfte frei und froh.
Bücher und Bilder hier,
Geweihter Stätte Zier,
Von ihres Geistes Hauch
Spürten wir etwas auch.
Wir nehmen vieles mit,
Wenn wir nun unsern Schritt
Zum Kohlenberg zurück
Wenden mit feuchtem Blick.
Leb wohl, gastliches Haus!
Die schönste Zeit ist aus!“

und:

„Wie viel leichter ist das Lernen
In dem trauten Bücherhaus
Zwischen hohen, alten Wänden,
Wo von tausend weisen Bänden
Strömt der Geist der Väter aus!“

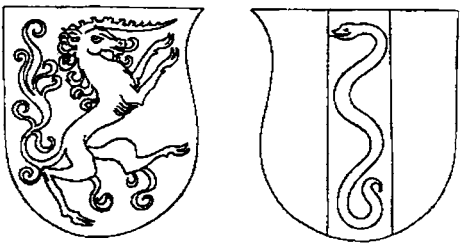
Auch das Frey-Grynaeische Kolloquium von Universitätsdozenten hielt im Berichtsjahre wiederum regelmäßig seine Sitzungen im Hause ab. Ebenso versammelte sich regelmäßig eine Abteilung der Sonntagsschule von St. Leonhard.

Außerdem fanden unzählige Sitzungen und Besprechungen statt, die im Zusammenhang mit den genannten Hilfswerken standen. Am 18. September z. B. besprachen sich zwei Vertreter der presbyterianischen Kirche in den Vereinigten Staaten, Hugh Thomsen Kerr und Benjamin Jay Bush, mit Vertretern der hiesigen Theologischen Fakultät über die internationale Lage der theologischen Wissenschaft und die Wiederbelebung der theologischen Produktion in Deutschland. All den fremden Gästen, besonders den Amerikanern, machte das Haus mit seinem altertümlich-ehrwürdigen Charakter jeweils einen tiefen Eindruck.

Basel, den 8. Februar 1946.

Der Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts:

Ernst Staehelin.



JAHRESBERICHT

DES

FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL FÜR DAS JAHR 1946

Im Sommer-Semester 1946 las der Lektor wiederum die von der Fakultät gewünschte Einleitung in das theologische Studium. Es folgten der Vorlesung zehn Studierende.

Im laufenden Winter-Semester 1946/7 werden mit fünf Teilnehmern die Akten der ökumenischen Konferenzen, die 1937 zu Oxford und Edinburgh, 1938 zu Tambaram und 1939 zu Amsterdam stattgefunden haben, studiert.

Seine Forschungsarbeit widmete der Lektor im wesentlichen der Abfassung der Festschrift zur Zweihundertjahrfeier des Instituts. Sie soll den Titel tragen: «Johann Ludwig Frey, Johannes

Grynaeus und das Frey-Grynaeische Institut in Basel» und möchte ein wissenschaftlicher Beitrag zur Geistesgeschichte der Universität Basel sein.

Im Zusammenhang mit der Arbeit an der Festschrift wurde das handschriftliche Material des Instituts, das noch nicht geordnet und katalogisiert war, einer umfassenden bibliothekarischen Bearbeitung unterzogen. In verdankenswerter Weise stellte sich dem Lektor, weil sich der ganze handschriftliche Bestand des Instituts als Depositum auf der Universitätsbibliothek befindet, Herr Dr. Max Burckhardt, der Vorsteher der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek, dazu zur Verfügung. Den bisherigen fünf Sektionen der Handschriftenabteilung des Instituts konnten fünf weitere hinzugefügt werden, nämlich: Sektion 6: Nachlaß von Johann Ludwig Frey und Johannes Grynaeus; Sektion 7: Nachlaß Jakob Christoph Becks; Sektion 8: Kolleghefte, Kollegnachschriften und Verwandtes aus dem 19. Jahrhundert; Sektion 9: die orientalischen Handschriften; Sektion 10: Kataloge der Bibliotheca Freyiana und ihrer Vorläuferinnen sowie Akten aus der Verwaltung des Instituts. Für die Bestimmung einer griechischen Handschrift gewährte Herr Prof. Dr. Bernhard Wyß in zuvorkommender Weise seine Hilfe, für diejenige einiger orientalischer Handschriften Herr Prof. Dr. Rudolf Tschudi. Im kommenden Jahre soll mit dem Einbinden vor allem der brieflichen Nachlässe begonnen werden; an dieses Einbinden hat die Freiwillige Akademische Gesellschaft in großzügiger Weise eintausend Franken bewilligt.

Für die Festschrift wurden auch die übrigen wissenschaftlichen und künstlerischen Bestände des Frey-Grynaeischen Instituts neu durchgesehen. Dabei wurde ein Exemplar der Karte von Großbritannien und Irland entdeckt, die der englische Exulant George Lily 1546 in Rom herausgegeben hat; nach der Aussage des Britischen Museums ist diese Karte «a fairly rare map»; bekannt sind nur noch fünf weitere Exemplare. Die beiden dem Institute gehörenden Ikonen wurden Frau Dr. Doris Gräumann-Wild, der Verfasserin des eben herausgekommenen Werkchens: «Ikonen; kirch-

liche Kunst des Ostens», vorgelegt; nach ihrem Urteil ist die kleinere Ikone eine unbeholfene Arbeit, die wohl aus dem 17. Jahrhundert und von einer der griechischen Inseln stammt, während die größere, wohl ebenfalls aus dem 17. Jahrhundert und aus einem griechischen Kloster stammend, ein reizendes, sicher komponiertes Kunstwerk voller Kultur der Farbgebung und Linienführung darstellt.

Im Zusammenhang mit den genannten Inventarisierungsarbeiten wurde endlich ein englischer Schreibkoffer aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dem Historischen Museum übergeben und ein Revers dafür in Empfang genommen.

Nachdem seit dem Waffenstillstand vom Mai 1945 die Beziehungen zwischen den Völkern und Kirchen wieder mehr und mehr aufgenommen wurden, durfte auch das Frey-Grynaeische Institut manche Zusammenkunft beherbergen, die dieser neuen Fühlungnahme diente. Am 12. Februar z. B. trafen sich neun Glieder der amerikanischen Besatzungsarmee in Deutschland, die mit etwa hundertundzwanzig Kameraden den «USA-Army-College-Courses» der Universität Basel folgten, mit schweizerischen Theologiestudierenden zu einer gemütlichen Aussprache. Dann fanden sich zu zweien Malen, im Februar und im April, Kollegen der Universität Utrecht, die auf Einladung der Universität Basel in die Schweiz gekommen waren, zur Begegnung mit Basler Kollegen ein. Ferner kehrten am 15. Juni die Mitglieder der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Straßburg mit ihren Frauen zu einem Morgenimbiß an, bevor sie sich mit den Mitgliedern der Basler theologischen Fakultät und deren Frauen zu einer Tagung ins Waldhaus begaben. Schließlich waren etwa sechzig Wiesentäler Studenten, denen der Weg aus dem besetzten Deutschland an die Universität Basel geebnet werden konnte, am Tage ihres ersten Grenzübertritts und dann noch einmal in der Weihnachtszeit im Frey-Grynaeischen Institut zu Gaste.

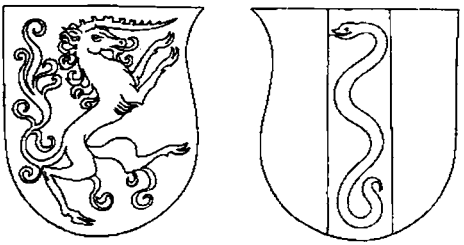
Nachdem die untere Abteilung der Sonntagsschule von St. Leonhard mehrere Jahre im Frey-Grynaeum sich versammelt hatte,

siedelte sie im Oktober 1946 in ein anderes Lokal über, nachdem sie in einer hübschen Abschiedsfeier ihre Dankbarkeit bezeugt hatte:

«Wie mänge Sunntig isch's jetz scho,
Daß mir hän derfe do ane ko!
In däm beriehmte, alte Hus
Sin mir gange i und us.»

Basel, den 24. Januar 1947.

Der Lektor
des Frey-Grynaeischen Instituts:
Ernst Staehelin.



JAHRESBERICHT

DES

FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL FÜR DAS JAHR 1947

Im Sommer-Semester 1947 las der Lektor die seit mehreren Jahren übliche Vorlesung über das theologische Studium. Es folgten der Vorlesung sieben Studierende.

Im laufenden Winter-Semester ist der Lektor in Anbetracht seiner starken Beanspruchung durch Werke der Nachkriegshilfe von der Abhaltung einer Vorlesung dispensiert.

In der zweiten Hälfte des Berichtsjahres verfaßte er eine kirchenhistorische Arbeit über die Stellung der schweizerischen Kirchen zum Sonderbundskrieg und zur Gründung des schweizerischen Bundesstaates. Sie befindet sich gegenwärtig im Druck.

Nachdem im letzten Jahr das gesamte, als Depositum auf der Universitätsbibliothek ruhende handschriftliche Material des Instituts geordnet worden war, wurde in diesem Jahr mit dem Einbinden der noch ungebundenen Bände begonnen. Für die Kosten dieses Einbindens hatte die Freiwillige Akademische Gesellschaft dem Institut Fr. 1000.— zur Verfügung gestellt; die gleiche Summe steuert die Universitätsbibliothek bei. Trotz dieser Beteiligung der Universitätsbibliothek an der Tragung der Kosten für das Einbinden bleiben die handschriftlichen Bestände, wie mit der Universitätsbibliothek schriftlich vereinbart wurde, im alleinigen Eigentum der Frey-Grynaeischen Stiftung.

Das große Ereignis der Geschichte des Institutes im Jahre 1947 war das zweihundertjährige Jubiläum. Es wurde am 1. März in den Räumen des Institutes gefeiert. In einem ersten Teile folgten auf einen musikalischen Prolog die Ansprachen des Präsidenten des Kuratoriums Dr. Ernst B. Vischer, des Rektors der Universität Prof. Dr. Adolf Portmann, des Vertreters der Theologischen Fakultät Prof. Dr. Karl Ludwig Schmidt und des Lektors; eine von Frl. Margrit Staehelin, der Tochter des frühern Lektors Prof. Dr. Rudolf Staehelin, verfaßte Historische Szene beschloß den ersten Teil. Ein gemütliches Beisammensein bei Erfrischungen bildete den zweiten Teil der Feier. Im Ganzen waren etwa sechzig Personen anwesend, unter ihnen Herr Regierungsrat Dr. Peter Zschokke, der Präsident der Kuratel Dr. Fritz Hagemann und der Präsident der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft Dr. Heinrich Iselin.

Im Anschluß an die Feier fand zwei Wochen lang im Foyer der Universitätsbibliothek eine Ausstellung zur Geschichte des Institutes statt; bei ihrer Aufstellung war cand. theol. Markus Jenny dem Lektor behilflich gewesen.

Rechtzeitig auf das Jubiläum war als «Rektoratsprogramm der Universität Basel für das Jahr 1947» die vom Lektor verfaßte Schrift: «Johann Ludwig Frey, Johannes Grynaeus und das Frey-Grynaeische Institut in Basel» erschienen. An die Druckkosten hatte die Freiwillige Akademische Gesellschaft einen wesentlichen Beitrag beigesteuert.

In seiner Eigenschaft als Präsident der Akademischen Nachkriegshilfe der Universität Basel hatte der Lektor im Berichtsjahre vor allem die «Aktion der Universität Basel für Studierende aus dem Wiesental»

zu leiten. Im Sommersemester befand sich sogar das Bureau dieser Aktion im Institut, und der Lektor mit seiner Frau hatte etwa hundert Teilnehmern dieser Aktion regelmäßig ihre Mittagstische zu beschaffen, die Tramkarten auszuhändigen und sonst in unzähligen Anliegen zur Verfügung zu stehen. Auch wurde vom Heuberg aus aus einer großen Naturalienlieferung des Kantons Baselland das von diesen Studierenden bewohnte Studentenheim in Lörrach zu einem wesentlichen Teile verproviantiert. Die «Aktion» wurde in engster Zusammenarbeit mit den Offizieren der französischen Militärregierung, die die Aufsicht über die Universität Freiburg i. Br. führten, sowie mit dem Rektor und dem Prorektor dieser Universität durchgeführt; auch diese Herren kehrten wiederholt im Frey-Grynaeum an.

Auch die «Aktion der Universität Basel für Gaststudenten aus den vom Kriege heimgesuchten Ländern» wurde weitergeführt; zwei Angehörige dieser Aktion, ein Philosophiestudent aus Polen und eine Medizinstudentin aus dem Südtirol, wohnten im Institut.

Außerdem fanden in seinen Räumen folgende Anlässe statt: am 14. Januar der Empfang des lutherischen Bischofs Dr. Jan Szeruda aus Warschau durch die Theologische Fakultät und den Kirchenrat der Evangelisch-reformierten Kirche von Basel-Stadt, am 21. März die Abschiedsfeier der Theologischen Fakultät für die nach Bern und Montpellier übersiedelnden Kollegen Alfred de Quervain und Wilhelm Vischer, am 13. Mai der Empfang des Dekans der Theologischen Fakultät von Montpellier, Prof. Dr. Leenhardts, durch die Theologische Fakultät, am 7. Juli der Empfang von Prof. Dr. Fr. Bednař von der Evangelischen Hus-Fakultät in Prag durch die Theologische Fakultät, am 13. August der Empfang der Pädagogischen Akademie von Lörrach durch die Schweizerische Kommission für Deutschlandhilfe, am 14. November die Begrüßung des zum Nachfolger von Herrn Prof. Dr. Adolf Köberle ausersehenen Prof. Dr. Hendrik van Oyen aus Groningen durch die Theologische Fakultät.

An Geschenken und Zuwendungen gingen dem Institut im Berichtsjahre zu: 1. von der Leitung der Universitätsbibliothek zum Jubiläum vom 1. März ein Exemplar der von Carl Roth und Philipp Schmidt herausgegebenen «Handschriftenproben zur Basler Geistesgeschichte des

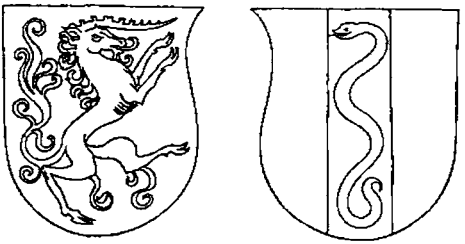
15. und 16. Jahrhunderts". 2. von den Erben von Frau Dr. Helene Geigy-Schlumberger Fr. 1000.—. 3. von der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft Fr. 6000.— für die Durchführung notwendiger Reparaturen und Fr. 500.— für die laufenden Ausgaben des Jahres 1947. Eine gleiche Summe von je Fr. 500.— wurde bereits auch für die Jahre 1948 und 1949 bewilligt.

Die Reparaturen, für die die Fr. 6000.— gegeben waren, nämlich die Neutapezierung des nordöstlichen Eckzimmers im ersten Stock, das Weißeln einiger Zimmer und Gänge sowie die Neubemalung des Holz- und Steinwerkes am Äußern des Hauses, wurden in den letzten Wochen des Jahres durchgeführt.

Bevor das Kuratorium im neuen Jahre zusammentreten konnte, um den Bericht über das Jahr 1947 entgegenzunehmen, starb am 21. Januar 1948 aus voller Tätigkeit heraus im Alter von fast siebenzig Jahren sein Präsident Architekt Dr. Ernst B. Vischer-Geigy. Herr Dr. Vischer gehörte dem Kuratorium seit 1928 an; seit 1937 stand er ihm als Präsident vor. In all diesen zwanzig Jahren hat er dem Frey-Grynaeischen Institut durch ein tiefgehendes und allseitiges Interesse, durch eine umsichtige bauliche Betreuung und durch ein nie ermüdendes Eintreten bei Behörden, Gesellschaften und Privaten zu Gunsten des Instituts unschätzbare Dienste geleistet. Auch an dieser Stelle sei ihm dafür der herzlichste Dank ausgesprochen.

Basel, den 1. Februar 1948

Der Lektor
des Frey-Grynaeischen Instituts:
Ernst Staehelin



JAHRESBERICHT

DES
FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL
FÜR DAS JAHR 1948

Nachdem am 21. Januar der Präsident des Kuratoriums, Herr Architekt Dr. Ernst B. Vischer-Geigy, gestorben war, wurde in der Sitzung vom 21. Februar Herr Kurator Prof. Dr. Jakob Wackernagel zum Präsidenten des Kuratoriums bestimmt. Im Juni wurde sodann das Kuratorium auf die dem Stiftungsstatut entsprechende Dreizahl durch die Zuwahl von Herrn Alt-Regierungsrat Prof. Dr. Carl Ludwig ergänzt. Ihm wurde auch das Kassieramt, das bisher Herr Professor Wackernagel verwaltet hatte, übertragen.

Im Sommersemester las der Lektor eine Einleitung in das theologische Studium; die Vorlesung besuchten sechs Studierende. Im

laufenden Wintersemester wird mit neunundzwanzig Teilnehmern ein Kurs über Freikirchen und Gemeinschaften abgehalten; dabei wird mit den Vertretern der behandelten Freikirchen und Gemeinschaften persönlich Fühlung genommen, und zwar finden diese persönlichen Begegnungen meistens in den Lokalen der Freikirchen und Gemeinschaften selber statt.

Im August und September nahm der Lektor als stellvertretender Delegierter des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes an der Weltkirchenkonferenz von Amsterdam teil. In den auf die Konferenz folgenden Monaten hatte er zahlreiche Vorträge über sie und ihre Ergebnisse zu halten.

Anläßlich seines Aufenthaltes in Amsterdam machte er die Bekanntschaft des schweizerischen Gesandten im Haag, Minister Kohlis. Weil der Herr Minister auch die schweizerisch-niederländischen Beziehungen der Vergangenheit mit Interesse verfolgt, sandte ihm der Lektor von Basel aus ein Exemplar der Jubiläumsschrift des Frey-Grynaeischen Instituts. Zum Dank dafür ließ der Herr Minister dem Institut einen in Kupfer gestochenen Plan der niederländischen Universitätsstadt Franeker zugehen.

Für die zum 80. Geburtstag von Prof. Dr. Alfred Bertholet herausgegebene Festnummer der «Theologischen Zeitschrift» verfaßte der Lektor einen Aufsatz über den Briefwechsel zwischen Johannes Buxtorf II. und Johannes Coccejus. Dabei stellte er fest, daß die im Frey-Grynaeischen Institut aufbewahrte Handschrift Johannes Buxtorfs II. «Critica sacra» ein von der Gelehrtenwelt des 17. Jahrhunderts mit Spannung erwartetes, aber nicht zur Veröffentlichung gekommenes Werk darstelle.

Durch die Vermittlung von Herrn Prof. Dr. Otto Spieß gelangte das Institut in den Besitz der Photographie eines Briefes, den der Stifter Johann Ludwig Frey am 10. November 1714 an den Oratorianer Jacques Lelong gerichtet hat.

Das Einbinden der noch ungebundenen handschriftlichen Mate-

rialien des Instituts machte im Berichtsjahre große Fortschritte, in dem nicht weniger als sechsundzwanzig Faszikel gebunden wurden. Die neu eingebundenen Materialien stellen die Briefwechsel von Johann Ludwig Frey, Johannes Grynaeus und Jakob Christoph Beck sowie das vierbändige Werk des letztern, das «Gelehrte Basel», dar.

Im laufenden Wintersemester hält Herr Professor Dr. Alfred Bertholet ein religionswissenschaftliches Kolloquium im Institut ab. Außerdem versammeln sich einige Studierende wöchentlich zweimal zu einer Morgenretraite in ihm.

Wiederum wohnten verschiedene ausländische Studierende als Gäste im Hause, so der Sohn eines Theologieprofessors aus Debreczin und die Tochter des Rektors der Universität Freiburg i. Br.

Die «Aktion der Universität Basel für Studierende aus dem Wiesental» wurde weiterhin, mit dem Prorektor Prof. Dr. Adolf Portmann zusammen, vom Lektor betreut. Viele Studierende dieser Aktion gingen im Laufe des Jahres im Institut ein und aus, indem sie beim Lektor und seiner Frau in allen möglichen Fragen Rat holten. Die zehn Studierenden von Heidelberg, die im Wintersemester auf Bitte der französischen Militärregierung von Baden-Baden in die Aktion aufgenommen wurden, wurden bei ihrer Ankunft in Basel im Institut bei einem schwarzen Kaffee begrüßt. Auch der der französischen Militärregierung angehörige Curateur de l'Université de Fribourg, M. Lacant, und sein Adjunkt, M. Falkenburger, der Rektor der Universität Freiburg, Prof. Dr. Constantin von Dietze, und sein Adlatus, Prof. Dr. Clemens Bauer, sowie der Direktor des Hans-Thoma-Gymnasiums in Lörrach, Professor Funck, mit denen alle Angelegenheiten der Aktion geregelt werden müssen, kehrten wiederholt im Institute an.

Am 19. Juni wurden vierzig Assistantes sociales alsaciennes, die zu einem Besuch nach Basel gekommen waren, im Institut bewirtet, und am 22. Juni sah es die Abgeordnetenversammlung der Protestantisch-Kirchlichen Hilfsvereine der Schweiz in seinen Räumen.

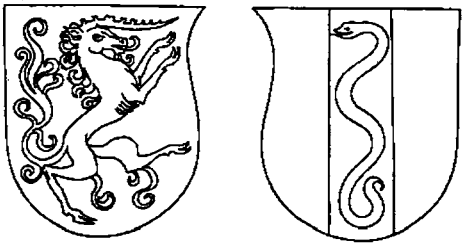
Von weiteren Gästen, die ankehrten, seien Oberst Walker, der Chief Education Officer der britischen Militärregierung für Land Nordrhein-Westfalen, Brian Luxton, der Sekretär des Educational Advisers für die gesamte Britische Zone, sowie Dr. Aloys Ruppel, der Direktor der Stadtbibliothek und des Gutenberg-Museums in Mainz, erwähnt.

In einem Schreiben vom 15. Juni legte der Generalsekretär des Oekumenischen Rates der Kirchen in Genf, Dr. W. A. Visser 't Hooft, die Frage vor, ob das Institut, entsprechend seiner Zwecksetzung «to promote peace and concord amongst Christians», in der Lage sei, an der Finanzierung einer «History of the Ecumenical Movement» mitzuhelfen. Leider mußte in Anbetracht der finanziellen Situation des Instituts die Frage negativ beantwortet werden.

Die Angehörigen des verstorbenen Präsidenten Dr. Ernst B. Vischer-Geigy bedachten das Institut mit einer hochherzigen Gabe von 1000 Fr., und in ihrer Sitzung vom 1. Dezember bewilligte ihm die Regenz der Universität aus dem Akademischen Vermächtnisfonds einen Beitrag von 300 Fr.

Basel, den 6. Februar 1949.

Der Lektor
des Frey-Grynaeischen Instituts:
Ernst Staehelin



JAHRESBERICHT

DES FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL FÜR DAS JAHR 1949

Im Sommersemester las der Lektor vor fünf Teilnehmern eine Einleitung in das theologische Studium. Im gegenwärtigen Wintersemester macht er in Anbetracht der Tatsache, daß er intensiv mit der Ausarbeitung eines größern Werkes über die Geschichte der Reichgotteshoffnung beschäftigt ist, von der Erlaubnis Gebrauch, auf die Abhaltung einer Vorlesung zu verzichten.

Die Erschließung der Handschriftenabteilung wurde weiterhin gefördert, indem die noch ungebundenen Teile des Briefwechsels von Jakob Christoph Beck in vierundzwanzig Bänden gebunden wurden.

Unter den Geschenken an Zeitschriften, Dissertationen, Büchern,

Photographien usw. seien drei Stücke besonders erwähnt: 1. ein von Herrn Architekten Isidoro Pellegrini gestiftetes «Arnstädtisches Gesangbuch zur Beförderung der öffentlichen und häuslichen Erbauung» von 1811 in Ledereinband mit Goldprägung und der Aufschrift «J. B. 1836»; 2. eine von Herrn Ralph C. Horner überreichte Ablaß-Urkunde von 1933 mit der eigenhändigen Unterschrift des damaligen Kardinalstaatssekretärs Pacelli, des gegenwärtigen Papstes Pius XII.; 3. eine aus dem Besitze von Prof. Dr. Johann Jakob Stähelin, dem Urgroßvater des Lektors, stammende Petschaft, die nach der im Jahre 1910 von den beiden Göttinger Professoren Jakob Wackernagel und Carl Friedrich Wilhelm Andreas gegebenen Deutung in sechs indischen Sprachformen und Schriften den Namen eines Captain Frederick Bartler enthält.

In der ersten Hälfte des Jahres wurden einige notwendige Reparaturen am Äußern und im Innern des Hauses vorgenommen. Ferner wurde im untern Hausflur eine Gedenktafel mit den Namen und Jahresdaten der bisherigen Lektoren angebracht.

Unter den Bewohnern des Hauses befindet sich gegenwärtig ein indisches Ehepaar, Herr Jagapathy Naidu und seine Gattin, die Enkelin eines ehemaligen Gouverneurs von Ceylon. Herr Naidu, Assistant-Professor für Geologie an der Universität von Bangalur, betreibt auf Grund eines indischen Staatsstipendiums unter der Leitung von Herrn Prof. Dr. Max Reinhard mineralogische Forschungen auf dem Bernoullianum.

Aus der Besucherchronik des Instituts sei das Folgende festgehalten: 1. im Januar besichtigte die «Gesellschaft von Freunden Raurachischer Geschichte» die Bibliothek und die jüdischen Grabsteine im Garten; 2. im April fand sich der Kirchenhistoriker der Universität Belfast, A. J. Scott Pearson, ein, um den auf Irland bezüglichen Stücken des Briefwechsels von Johann Jakob Frey (1606 bis 1636) nachzugehen; 3. ebenfalls im April waren zahlreiche Mitglieder der in Basel tagenden «Conference of the International Asso-

ciation of University Professors and Lecturers» mit ihren Frauen im Frey-Grynaeum zu einem Schwarzen Kaffee vereinigt; 4. nicht lange darnach hielt der ungarische Bischof Albert Bereczky im Arbeitsraum mit in Basel sich aufhaltenden Ungarn eine Andacht und eine Besprechung ab; 5. vom 4. bis zum 9. Juli hatte eine Gruppe von fünfundvierzig, meist jugendlichen Amerikanern, die zur Knüpfung von «Christian Fellowship» durch Europa reiste, im Frey-Grynaeum ihr Standquartier, und fünf Teilnehmer wohnten im Hause; 6. weitere Besucher aus andern Kontinenten waren der indisch-christliche Journalist Mark Sundar Rao, der Exekutiv-Vizepräsident der Hebräischen Universität von Jerusalem Dr. Daniel Werner Senator und der indische Gelehrte Pandit Schri Schredhara Nehru, ein Vetter des indischen Ministerpräsidenten Pandit Jawaharlal Nehru.

Bei seinen Arbeiten stieß der Lektor auf die in der Bibliothek des Instituts befindlichen «Annales ecclesiastici» des Caesar Baronius. Die Einbände der Folianten und die Einträge auf den Titelblättern lockten ihn zu Nachforschungen über das Schicksal des Exemplars, und das Ergebnis dieser Nachforschungen sei zum Schlusse dieses Jahresberichtes kurz festgehalten:

Von 1559 bis 1574 erschien bei Johannes Oporin in Basel in dreizehn Folianten die «Ecclesiastica historia, integram ecclesiae Christi ideam ... secundum singulas Centurias perspicuo ordine complectens, singulari diligentia et fide ex vetustissimis et optimis historicis, patribus et aliis scriptoribus congesta per aliquot studiosos et pios viros in urbe Magdeburgica». Die Verfasser, lutherische Theologen, unter ihnen als führender Kopf Matthias Flacius Illyricus, beabsichtigten, mit diesem Riesenwerk der «Magdeburger Zenturien» den Nachweis zu führen, daß die Kirche Jesu Christi seit der Apostelzeit auf Abwege geraten und erst durch Luther in ihrer Reinheit wiederhergestellt worden sei.

Die römisch-katholische Kirche konnte auf dieses «pestilentissimum opus», auf diese «Centuriae satanae» nicht schweigen, sondern

stellte ihnen in den von 1588 bis 1607 in zwölf Folianten erschienenen «Annales ecclesiastici» des Oratorianers und Kardinals Caesar Baronius ein Werk von nicht geringerm Gewicht entgegen. Ein protestantischer Historiker urteilt darüber: «Die sichere Überzeugung, daß das wirklich echte geschichtliche Material nichts anderes enthalte als die urkundliche Begründung der Ansprüche und der ewigen Rechte Roms, befähigte den Chronisten zu dem die Tatsachen einfach erzählenden Geist der Historie; mit beispiellosem Fleiß ist aus dem einzigartigen Urkundenschatz der Vaticana das Werk aufgebaut, das, vorsichtig benutzt, noch heute als Fundgrube geschichtlichen Wissens zu dienen vermag.»

Wie alle bedeutenden theologischen Werke des 16., 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts, so befinden sich auch die «Magdeburger Zenturien» sowohl als die «Annales ecclesiastici» in der Bibliothek des Frey-Grynaeischen Instituts, die letztern in der von 1601 bis 1608 zu Mainz erschienenen Ausgabe. Während aber das Exemplar der «Magdeburger Zenturien» keinerlei Einträge enthält, erfahren wir aus dem Exemplar der «Annales ecclesiastici» die Geschichte seiner Wanderschaft.

Die zwei letzten Bände des Exemplars sind separat gebunden; dagegen sind die zehn ersten je zu zweien in je einen Einband zusammengenommen. Diese fünf Einbände tragen, abgesehen von schönen eingeprägten Verzierungen, auf der Vorderseite die ebenfalls eingeprägten Initialen: «M I B R P C» samt der Jahreszahl «1602» bzw. «1605». Aus den handschriftlichen Einträgen auf den Titelblättern der einzelnen Bände ergibt sich nun, daß diese Initialen bedeuten: «Magister Jacobus Bürgi Rheinfeldensis, Presbyter Catholicus».

Jakob Bürgi dürfte nach einem Eintrag im zwölften Bande 1560 geboren sein. Am 2. März 1580 wurde er als «Jacobus Burgi Rinfeldensis diocesis Basiliensis» an der Universität seiner vorderösterreichischen Heimat, in Freiburg i. Br., immatrikuliert. Am 10. Ok-

tober 1581 promovierte er zum Baccalaureus artium, am 29. Januar 1583 zum Magister artium. Noch im gleichen Jahre 1583 wurde er, ohne Zweifel im Bistum Basel, zum Priester ordiniert, wie aus dem Eintrag auf dem Titelblatt des zweiten Bandes hervorgeht.

1592 erscheint er als Leutpriester in Rheinfelden und damit, indem die Leutpriesterei immer von einem Mitglied des Chorherrenstiftes St. Martin in Rheinfelden verwaltet wurde, als Chorherr dieses vom Basler Bischof Heinrich von Thun im Jahre 1228 gegründeten altehrwürdigen Stiftes. Die Leutpriesterei ging noch im gleichen Jahre 1592 an einen Nachfolger über. Dagegen erscheint Bürgi in der Folgezeit als Scholasticus und als Fabricator des Stifts. Als Fabricator hatte er das Bauwesen des Stifts zu betreuen; welcher Art dagegen die Pflichten eines Scholasticus waren, seitdem die Schule Rheinfelden 1534 vom Stift an die Stadt übergegangen war, ist nicht klar zu erkennen.

Dieser Jakob Bürgi also war es, der sich in den Jahren 1602 bis 1608 die Mainzer Ausgabe der «Annales ecclesiastici» des Caesar Baronius anschaffte und sie in kostbare Einbände binden ließ. Auf dem Titelblatt des ersten Bandes stehen die Einträge: «Est M[agistri] Jacobi Bürgi Rheinfeldensis, P[resbyteri] C[atholici], Coll[egii] S[ancti] Martini C[anonici], 1602» und: «1602 una cum caet[eris] tom[is] 25 Gulden». Dieser Kaufpreis bezieht sich wohl nur auf die 1602 gemeinsam gekauften ersten acht Bände von 1601; jedenfalls ist für den erst 1606 erschienenen elften Band ein besonderer Preis genannt, nämlich: «4 Gulden, 5 Batzen».

Am 11. Februar 1623 setzte Bürgi sein Testament auf; u. a. stiftete er zum Unterhalt eines Kaplans am Marienaltar der Stiftskirche viertausend Gulden; in bezug aber auf seine Bücher bestimmte er, daß sie zunächst an den Testamentsvollstrecker Georg Irmler, Pfarrer in Möhlin, nach dessen Tode aber an das Kapuzinerkloster von Rheinfelden übergehen sollten. Noch im selben Jahre 1623 oder spätestens zu Beginn des Jahres 1624 starb Bürgi.

Damit kamen die «Annales ecclesiastici» zunächst in den Besitz des Georg Irmler. Dieser siedelte bereits 1625 von Möhlin nach Rheinfelden über, indem er, vielleicht als Nachfolger von Bürgi, zum Chorherrn des Stiftes von St. Martin und zugleich zum Inhaber des Pfarramtes berufen worden war. Fast vierzig Jahre versah Irmler dieses Doppelamt. In diese Zeit fallen die fünfzehn Jahre dauernden Bedrängnisse Rheinfeldens durch den Dreißigjährigen Krieg mit der zweimaligen Eroberung durch die Schweden und der Besetzung durch Bernhard von Weimar und die Franzosen. Um die Rechtsurkunden des Stiftes dem Zugriff der Feinde zu entziehen, warf sie Irmler im Jahre 1634 in den Rhein und floh in die Schweiz; erst nach dem Abzug der Franzosen im Jahre 1650 konnte er nach Rheinfelden zurückkehren. Über das Schicksal der «Annales ecclesiastici» in diesen Jahren wissen wir nichts.

Im Jahre 1664 starb Irmler. Damit ging das Werk mit den übrigen Büchern Bürgis an das 1594 als «Glaubensbollwerk der vorderösterreichischen Lande gegen die reformierte Nachbarschaft in Baselland und Aargau gegründete» Kapuzinerkloster von Rheinfelden über. In der Tat finden wir in den Bänden den Besitzvermerk Bürgis gestrichen und an seine Stelle gesetzt: «Loci Capucin[orum] Rheinfeldae», d. h. wohl: «Gehört der Niederlassung der Kapuziner zu Rheinfelden». Das Kapuzinerkloster zu Rheinfelden bestand, bis es 1802 im Zeitalter der Helvetik aufgehoben, und 1803 sein Besitztum vom neugeschaffenen Kanton Aargau als Staatsgut übernommen wurde. Seine Bibliothek ging infolge davon an die Kantonsbibliothek in Aarau über.

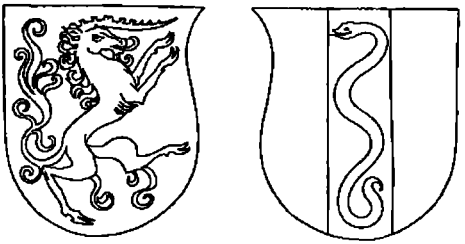
Bei dieser Überführung befand sich auch ein Exemplar der «Annales ecclesiastici» des Baronius darin. Aber es war nicht das aus dem Nachlaß Jakob Bürgis stammende. Vielmehr hatten die Väter Kapuziner dieses, wohl weil sie bereits ein Exemplar des Werkes besaßen, längst abgestoßen, und so war es dem großen Basler Büchersammler Johann Ludwig Frey möglich gewesen, es

für seine Bibliothek zu erwerben. Mit dieser ging es dann 1759 in den Besitz des Frey-Grynaeischen Institutes über.

Auf diese Weise ist es geschehen, daß dieses Institut nicht nur eine Ausgabe der «Annales ecclesiastici» des Caesar Baronius besitzt, sondern zugleich ein Monument, das an den wackern Chorherrn Jakob Bürgi von Rheinfelden erinnert.

Basel, den 29. Januar 1950.

Der Lektor
des Frey-Grynaeischen Instituts:
Ernst Staehelin.



JAHRESBERICHT

DES
FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL
FÜR DAS JAHR 1950

Im Sommersemester hielt der Lektor ein Konversatorium über ökumenische Fragen im Anschluß an die Weltkirchenkonferenz von Amsterdam mit neun Teilnehmern ab. Im laufenden Wintersemester besucht er mit siebenundzwanzig Studierenden die wichtigern Freikirchen und Gemeinschaften.

Die Erschließung der auf der Universitätsbibliothek deponierten Handschriftenabteilung erreichte einen gewissen Abschluß, indem der gesamte handschriftliche Nachlaß von Jakob Christoph Beck in etwa vierzig Bänden nun nicht nur gebunden vorliegt, sondern auch katalogisiert ist. Diese Katalogisierung wurde durch die Dr.es Johannes Oeschger und Rudolf Massini vorgenommen. Weil vor allem der von Dr. Oeschger katalogisierte Briefwechsel von allgemeinerem historischen Interesse ist, sollen am Schluß dieses Jahresberichtes

die wichtigern Korrespondenten, nach ihren Wirkungsstätten geordnet, genannt, und der Jahresbericht nach seiner Drucklegung den Bibliotheken der Städte und Länder, in denen diese Korrespondenten gewirkt haben, zugestellt werden, damit man dort erfahre, daß sich in der Handschriftenabteilung des Frey-Grynaeischen Instituts zu Basel Dokumente vorfinden, die sich auf das Geistesleben ihrer Vergangenheit beziehen.

Auch die auf der Universitätsbibliothek deponierten gedruckten Bestände erfuhren eine weitere Erschließung, indem Dr. Rudolf Massini etwa dreihundert noch nicht katalogisierte Bände für den Zettelkatalog bearbeitete; er stieß dabei auf manche Drucke englischer Provenienz, die selbst im Katalog des Britischen Museums nicht verzeichnet sind. Ferner ist gegenwärtig Pfarrer Alfred Hübscher damit beschäftigt, die vielen Leichenpredigten der Frey-Grynaeischen Bibliothek in den Katalog der Leichenpredigten einzuarbeiten. Die Eröffnung von drei unterirdischen Geschossen in der Universitätsbibliothek brachte es mit sich, daß die etwa sechstausend gedruckten Bände unseres Depositums vom vierten oberirdischen auf den ersten unterirdischen Boden verlagert wurden.

Unter den zahlreichen Eingängen sind neben einer Spende von Herrn Architekten Isidoro Pellegrini besonders zu erwähnen: 1. das stattliche Werk von Hans Lehmann: «Das Johanniterhaus Bubikon», überreicht von der Ritterhaus-Gesellschaft Bubikon durch Vermittlung von Wilhelm Volrad von Rauchhaupt, geschäftsführendem Kommendator des Johanniter-Ordens, und Prof. Dr. Karl Ludwig Schmidt; 2. das von Herrn Buchdrucker Friedrich Reinhardt überreichte Kopierbuch seines Großvaters Ludwig Reinhardt (1836 bis 1916), über den der Lektor 1925 das Buch: «Im Bannkreis der Reichsgotteshoffnung» herausgegeben hat; es befinden sich u. a. Briefe an August Bebel, Christoph Blumhardt, Fritz Barth, Eduard Bernstein, Gustav Dalman, Elie Gounelle, Eduard von Hartmann, Ernst Haeckel, Christoph Hoffmann, Karl Kautsky, Friedrich Naumann, Conrad von Orelli und Adolf Stöcker darin.

In seinem 1950 erschienenen Buch über «Die diplomatischen Beziehungen Englands mit der alten Eidgenossenschaft zur Zeit Elisa-

beths, Jakobs I. und Karls I. 1558—1649» druckt Dr. Wolfgang Schneewind auch zwei Stücke aus den Manuskripten des Frey-Grynaeischen Institutes ab, nämlich einen Brief, den der Urgroßvater des Stifters, Johann Jakob Frey, am 26. September 1635 an den englischen Residenten in der Schweiz, Sir Oliver Fleming, richtete, und in dem er den Plan einer Anglikanisierung der reformierten Kirchen der Schweiz entwickelte, sowie die Antwort Flemings. Die Skizze über Jakob Bürgi, die der Lektor seinem Jahresbericht von 1949 anhängte, nahm Herr Anton Senti, Bezirkslehrer und Konservator des Fricktalischen Museums in Rheinfelden, im Einverständnis mit dem Lektor in seine Studie über «Chorherrn Jakob Bürgi» auf, die soeben in den «Rheinfelder Neujahrsblättern 1951» erschienen ist.

Auch im Berichtsjahre durfte das Institut zahlreichen Gästen dienen. Ausdrücklich sei das Folgende erwähnt: Am 28. Januar und am 14. Februar hielten die beiden Klassen der Oberprima des Berthold-Gymnasiums von Freiburg i. Br. auf ihren Basler Fahrten ihre Mittagsrast im Hause. Im Sommersemester fand der unter der Leitung von Frl. Dr. Julia Gauß stehende Philosophie-Kurs des Mädchengymnasiums im Arbeitsraum des Frey-Grynaeums statt. Im Juni und Juli weilte Prof. Dr. Lewis B. Schenck vom Davidson-College in Davidson (North-Carolina) etwa zwei Monate als Gast im Hause. Ebenso beherbergte es Prof. Dr. Maarten van Rhijn von Utrecht mit Gemahlin, als er im Juli Gastvorlesungen in Basel hielt, ferner im August den von einer oekumenischen Tagung in Genf zurückkehrenden Prof. Dr. Jan Severijn mit Gemahlin und Sohn, ebenfalls aus Utrecht, endlich den Kopenhagener Alttestamentler Aage Bentzen, als er im November zu seiner Ehrenpromovierung nach Basel kam.

Und nun möge der Ueberblick über den Briefwechsel des ersten Lektors, des Theologieprofessors Jakob Christoph Beck (1711 bis 1785), folgen!

Einleitend sei bemerkt, daß er etwa 2000 Stücke umfaßt, und zwar stammen von der Hand Becks etwa 270 Briefe an 82 Personen, während 286 Personen in etwa 1740 Briefen sich an Beck gewandt

haben. Die von Beck geschriebenen Briefe sind meistens Entwürfe oder eigenhändige Kopien, die an ihn gerichteten dagegen mit wenigen Ausnahmen Originale. Wenn eine einzelne Korrespondenz mehr als zehn Briefe umfaßt, wird deren Zahl in Klammern angegeben. Doch ist die folgende Uebersicht keineswegs vollständig, sondern will nur das Wichtigere erfassen.

Wenn wir mit dem engsten Kreise, dem Kreise der Familie, beginnen, so sind zunächst zwei köstliche Briefe der Frau Becks von einer Badekur zu nennen. Ihnen schließen sich Briefe des Vaters Sebastian Beck, des Bruders Emanuel Beck und eines Vetters Sebastian Beck (17) an.

Unter den Korrespondenten aus dem gelehrten Basel ragen hervor: der Mathematiker Johann Bernoulli II., der Buchhändler Johann Rudolf Im Hof, der Theologe Jakob Christoph Iselin (5 von Beck, 6 an Beck), der Ratsschreiber Isaak Iselin, der Philologe und Historiker Johann Jakob Spreng, der Mediziner Johann Rudolf Zwinger (12 an B.).

Ihnen zur Seite stehen die Männer der Kirche, an der Spitze die beiden Basler Antistites Johann Rudolf Merian und Emanuel Merian, dann die folgenden Pfarrer der Basler Landschaft: 1. Hieronymus Annoni in Muttenz, der Vater des Basler Pietismus, 2. Leonhard Bartenschlag in Binningen, 3. Johann Friedrich Bischoff in Bubendorf, 4. Johann Franz Bleyenstein in Läufelfingen, 5. Johann Heinrich Brucker in Liestal, 6. Johann Burckhardt in Oltingen, 7. Johann Heinrich Eglinger in Rothenfluh, später in Basel (36 an B.), 8. Johann Jakob Fischer in Arisdorf, 9. Johann Jakob Huber in Sissach, 10. Johann Jakob Nörbel in Lausen, 11. Jakob Heinrich Schönauer in Riehen, 12. Johann Friedrich Wettstein in Pratteln, 13. Johann Rudolf Wettstein in Läufelfingen, 14. Johann Jakob Wolleb in Tenniken.

Der umfangreichste Teil des Briefwechsels Becks ist derjenige, der Personen aus Stadt und Landschaft Zürich betrifft. Die hauptsächlichsten Korrespondenten sind die folgenden: 1. Professor Johann Jakob Breitinger, der bekannte Mitstreiter Johann Jakob Bodmers (11 von B., 40 an B.); 2. Pfarrer Erhard Dürsteler in Erlen-

bach, Horgen und Zürich, ein Historiker; 3. Pfarrer Johann Konrad Füßli in Veltheim, ein bekannter Kirchenhistoriker (34 an B.); 4. Professor Johann Jakob Geßner, ein Numismatiker; 5. Münzmeister Johann Jakob Geßner; 6. Professor Johann Kaspar Hagenbuch, ein bekannter Altertumsforscher (10 von B., 33 an B.); 7. Buchhändler Heidegger (2 von B., 22 an B.); 8. Professor Johann Heinrich Hirzel; 9. Professor Leonhard Holzhalb (17 von B., 88 an B.); 10. Buchhändler Johann Heinrich Irminger (83 an B.); 11. der berühmte Pfarrer Johann Kaspar Lavater; 12. Professor Johann Jakob Lavater (23 von B., 70 an B.); 13. Professor Johann Baptist Ott, ein Historiker; 14. Pfarrer Johann Jakob Simmler, der bekannte Schöpfer der Simmlerschen Sammlung (12 an B.); 15. Pfarrer Johann Kaspar Ulrich, der Verfasser der berühmten «Sammlung jüdischer Geschichten, welche sich mit diesem Volk . . . in der Schweitz . . . zugetragen»; 16. Professor Johann Jakob Zimmermann, ein bekannter theologischer Schriftsteller (20 von B., 52 an B.).

Auch in Bern hatte Beck eine Anzahl von Korrespondenten. Es waren dies vornehmlich: 1. Professor Johann Georg Altmann (22 von B., 45 an B.); 2. Prediger Uriel Freudenberger vom Inselspital (5 von B., 25 an B.); 3. Verleger und Buchhändler Johann Valerius Gottschaller (67 an B.); 4. Professor Johann Jakob Salchli; 5. Professor Samuel Scheurer (26 von B., 48 an B.); 6. Daniel Wyttenbach, ein einflußreicher Theologe, seit 1756 in Marburg (1 von B., 17 an Beck).

In Schaffhausen lebten die folgenden Korrespondenten: 1. Professor Johann Jakob Altorfer; 2. Professor Melchior Habicht; 3. Professor Melchior Hurter (34 von B., 90 an B.); 4. Ratsherr Johann Heinrich Ott; 5. Dr. med. und Bürgermeister Balthasar Pfister; 6. Professor und Reichsvogt Laurenz Ziegler (12 an B.). Außerdem schrieb der junge Johannes Müller als Student von Göttingen aus zwei Briefe an Beck.

Von den Pfarrern des Kantons Glarus wechselten Briefe mit Beck: 1. Matthäus Dinner (9 von B., 9 an B.); 2. Rudolf Kubli; 3. Jakob Marti (14 von B., 25 an B.); 4. Johann Melchior Trümpi.

Auch im Fürstbistum Basel hatte Beck Korrespondenten, so

1. Christian Franz Anton von Eberstein in Arlesheim; 2. Pfarrer Johann Konrad Albert Frêne in Sornetan; 3. Pfarrer Benedikt Grede in St-Imier; 4. Buchdrucker Johann Christoph Heilmann in Biel; 5. Pfarrer Georges Auguste Liomin in Péry.

Aus der Republik Genf liegen Briefe vor von 1. Pfarrer Johannes Fine; 2. Buchhändler Henri Albert Gosse; 3. Pfarrer Jean Vautier, aus dem Freistaat Rhätien von 1. Pfarrer Paul Kind in Chur; 2. dem Kirchenhistoriker Petrus Dominicus Rosius a Porta; 3. Pfarrer Andreas Schucan in Zuoz.

In Deutschland weist die reformierte Pfalz die meisten Korrespondenten auf, nämlich: 1. Prorektor Friedrich Jakob Beltzer in Saarbrücken; 2. Professor Christian Brünings in Heidelberg (1 von B., 11 an B.); 3. Pfarrer Karl Büttinghausen in Heidelberg; 4. Pfarrer Wilhelm Burger in Breitenbach; 5. Rektor Johann Philipp Crollius in Zweibrücken (11 von B., 12 an B.); 6. Konrektor Friedrich Ludwig Exter in Zweibrücken, 7. Professor Johann Heinrich Hottinger in Heidelberg (3 von B., 12 an B.); 8. Praezeptor Johann Christoph Keller in Hornbach und Zweibrücken (17 von B., 17 an B.); 9. Pfarrer Johann Jakob Neußel in Niederkirchen; 10. Pfarrer Johann Georg Wentz in Saarbrücken; 11. Pfarrer Johann Jakob Wundt in Kreuznach, später Pfarrer und Professor in Heidelberg (12 an B.).

Aus der Markgrafschaft Baden-Durlach liegen Briefe vor 1. von dem Baden-Durlachischen Archivrat Friedrich Johann Herbster; 2. von Professor Gottlieb August Tittel in Karlsruhe; 3. von Pfarrer Johann Christoph Wenckebach in Sulzburg und Lörrach (26 an B.).

Auch im Herzogtum Württemberg hatte Beck seine Korrespondenten, nämlich 1. Buchhändler Berger in Tübingen; 2. den bekannten Tübinger Theologen Christoph Matthäus Pfaff; 3. den Buchdrucker Johann Philipp Heinrich Schramm in Tübingen; 4. Professor Georg Friedrich Steinweg am Seminar in Denkendorf; 5. Konrektor und Bibliothekar Johann Michael Wild in Heilbronn.

Die wichtigern Korrespondenten im übrigen Deutschland sind: 1. Pfarrer Jakob Brucker in Kaufbeuren und Augsburg, «der eigentliche Begründer der Geschichte der Philosophie in der Neuzeit» (7

von B., 29 an B.); 2. Professor Anton Friedrich Büsching in Göttingen, der «Begründer der neuern politisch-statistischen Methode der Geographie»; 3. Professor Johann Christoph Döderlein in Altorf, der sog. «Melanchthon seiner Zeit»; 4. Stadtphysikus Erhard in Memmingen; 5. Johann August Ernesti, Rektor der Thomasschule und Professor in Leipzig; 6. Fürstabt Martin Gerbert von St. Blasien, der berühmte Kirchen- und Musikhistoriker; 7. Kupferstecher Johann Jakob Haid in Augsburg (4 von B., 19 an B); 8. Verleger und Bürgermeister Christian Friedrich Helwing in Lemgo; 9. der Jurist Franz Justus Kortholt in Gießen; 10. der große Kanzler der Universität Göttingen Johann Lorenz von Mosheim; 11. der Nürnberger Historiker Christoph Gottlieb Murr; 12. der Memminger Superintendent und Historiker Johann Georg Schelhorn; 13. der Göttinger Theologe Christian Wilhelm Franz Walch; 14. Pfarrer Johann Jakob Waldschmidt in Geismar, ein bekannter theologischer Schriftsteller.

Becks Beziehungen zu den Niederlanden beschränken sich auf den Austausch mit dem Kirchenhistoriker Daniel Gerdes in Groningen.

Mannigfaltiger sind natürlich diejenigen zu dem nahen Elsaß. Vor allem liegen Briefe vor aus Straßburg, und zwar 1. von Pfarrer Jean Léonard Fröreisen; 2. von Domherrn Philippe André Grandidier, einem Historiker des Elsasses; 3. dem großen Johann Daniel Schoepflin (1 von B., 17 an B.); 4. seinem Sekretär und Mitarbeiter Andreas Lamey; 5. endlich von Pfarrer und Professor Elias Stöber (18 an B.).

Im übrigen Frankreich hatte Beck seine Korrespondenten in 1. Jean Pierre Deforis, einem bekannten Mitglied der gelehrten Maurinerkongregation des Benediktinerordens, dem Herausgeber der Werke Bossuets; 2. dem «Médecin consultant du Roy» Camille Falconet, einem großen Bibliophilen; 3. in dem in Lyon wirkenden Basler Seidenfabrikanten Emanuel Stickelberger (27 an B.).

Auch zu Italien bestehen Beziehungen, und zwar 1. zu Giovanni Conrado Pestalozza in Bergamo, vor allem aber 2. zu dem Literarhistoriker Giovanni Checcozzi in Vicenza (20 von B., 33 an B.).

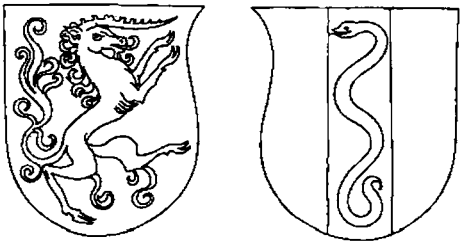
Der Verkehr mit Böhmen beschränkt sich auf drei Briefe des Pfarrers Wenzel Blanicky aus Hussinetz.

Dagegen ist derjenige mit Ungarn wieder von stattlichem Umfang; und zwar ist das Land des Heiligen Stephan durch folgende Korrespondenten vertreten: 1. durch Johannes Batorkessi (1 von B., 14 an B.); 2. durch Petrus Bod; 3. durch Stephan Hatvani (2 von B., 19 an B.); 4. durch Georg Marothius (24 von B., 45 an B.); 5. durch Georg Szetelo; 6. durch Samuel Szilagyi; 7. durch Benjamin Szönyi; 8.—10. durch die drei Grafen Samuel Teleki I., Samuel Teleki II. und Joseph Teleki; 11. endlich durch Stephan Vasvári.

Damit ist der Rundgang durch den Briefwechsel Jakob Christoph Becks beendet. Wir hoffen, daß er von der Wissenschaft gebührend ausgeschöpft werde!

Basel, den 15. Januar 1951.

Der Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts:
Ernst Staehelin.



JAHRESBERICHT

DES FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL FÜR DAS JAHR 1951

Im Jahre 1951 ist das Leben im Frey-Grynaeischen Institut seinen üblichen inhaltsreichen Gang gegangen. Für den Jahresbericht sei diesmal nur das Folgende herausgegriffen:

Im Sommersemester las der Lektor vor acht Hörern eine Einleitung in das theologische Studium. Und im laufenden Wintersemester hält er mit ebenfalls acht Teilnehmern ein Konversatorium über oekumenische Fragen im Anschluß an die Konferenz von Amsterdam und im Hinblick auf diejenige von Lund ab.

Herr Pfarrer Alfred Hübscher, der bereits am Ende des Jahres 1950 mit der Katalogisierung von Beständen des Frey-Grynaeischen Instituts begonnen hatte, setzte seine Tätigkeit im Jahre 1951 fort und dehnte sie auf die Katalogisierung von Beständen der Christentumsgesellschaft aus. Das Kuratorium der L.- und Th.-La-Roche-

Stiftung half dem Kuratorium der Frey-Grynaeischen Stiftung in verdankenswerter Weise, Herrn Pfarrer Alfred Hübscher für seine Arbeiten eine kleine Remuneration auszurichten.

Weil das Dach des gegen den Leonhardsberg hin gelegenen Flügels sich als defekt erwies, indem es den im Sommer besonders heftigen Regengüssen nicht mehr gewachsen war, mußten größere Neudeckungsarbeiten vorgenommen werden.

Diesem kurzen Bericht sei eine Studie über die Beziehungen zwischen dem ersten Lektor des Instituts, Jakob Christoph Beck, und dem Zürcher Theologen Johann Kaspar Lavater, wie sie sich auf Grund der im Archiv des Frey-Grynaeischen Instituts und im Lavater-Archiv in Zürich aufbewahrten Dokumente ergeben, angefügt.

Im September des Jahres 1769 ließ Lavater einem Kreis von Theologen ein gedrucktes Flugblatt zugehen: «Drey Fragen von den Gaben des Heiligen Geistes, allen Freunden der Wahrheit zur unpartheyisch-exegetischen Untersuchung vorgeleget.» Der Inhalt der Fragen war der folgende: erstens ob mit den biblischen Ausdrükken «Geist», «Heiliger Geist», «Geistesgaben» usw. nicht durchgehends eine schöpferische Kraft, eine außerordentliche, übernatürliche Offenbarung oder Wirkung der Gottheit, übernatürliche Einsichten und Kräfte gemeint seien, zweitens ob diese Geistesgaben nicht allen Christen aller Zeiten und Orte verheißen seien, und drittens ob es eine einzige Stelle der Heiligen Schrift gebe, die auch nur wahrscheinlich mache, daß die Geistesgaben auf die ersten Zeiten des Christentums beschränkt sein sollten [1].

Ein solches Flugblatt sandte Lavater auch an Jakob Christoph Beck mit der eigenhändigen Aufschrift: «An Seine Hochwürden Herrn Theologus Beck in Basel» [2].

In der ersten Hälfte des Oktober antwortete Beck dem «wolehrwürdigen, wolgelehrten, insonders hochgeehrten Herrn» Lavater

---

[1] Vgl. Johann Caspar Lavaters ausgewählte Werke, hrsg. von Ernst Staehelin, Bd. 1, 1943, S. 206 ff.

[2] Universitätsbibliothek Basel, Frey-Gryn., Mscr. VII, 3, Bl. 60 f.

in einem ausführlichen Schreiben. Auf die erste Frage erwidert er: in der Tat redeten die von Lavater angeführten Stellen von übernatürlichen Einsichten und Kräften; aber diese ließen sich zwar des öftern, aber nicht allzeit so leicht von den natürlichen unterscheiden; Lavater scheine nur das als übernatürliche Einsichten und Kräfte anzuerkennen, was ohne äußerliche Mittel unmittelbar durch den Geist gewirkt sei, während es doch auch eine Gnadenwirkung des Geistes durch äußerliche Mittel, nämlich durch das Wort Gottes und die Sakramente, gebe. Die zweite und die dritte Frage beantwortete Beck dahin: Glaube, Liebe und Hoffnung als Gaben des Geistes seien zwar allen Zeiten und Orten verheißen und würden von allen gefordert; das gleiche gelte aber nicht von den Wundergaben, wie 1. Kor. 12, 31 und 1. Kor. 13 zeige; vielmehr seien die Wundergaben nur den ersten Zeiten anvertraut gewesen [3].

Am 18. Oktober bereits verfaßte Lavater eine ausführliche Erwiderung an den «Hochwürdigen, hochgelehrten Herrn Doctor» Beck. Die Hauptsätze darin sind die folgenden: «Ich habe es schon tausendmal gehört, die Wunder seyen bloß zur Einführung der Religion nöthig gewesen; ich antworte mit vier Dingen, die mich unwidersprechlich zu seyn dünken: 1°. von Adams Zeiten an bis zur Babylonischen Gefangenschaft sind häufige Wunder nicht zur Einführung einer neuen Religion geschehen; die meisten sind Belohnungen des Glaubens, und dies ist auch der gewöhnlichste Gesichtspunkt, aus welchem sie in dem Evangelium angesehen werden; 2°. in Asien, Afrika, Amerika und einem beträchtlichen Theil von Europa ist das evangelische Christenthum noch nicht eingeführt; 3°. die Wundergaben sind auch den ersten Christen nicht nur zur Gewinnung der Ungläubigen, sondern zur Erbauung der Gläubigen gegeben worden; 4°. es ist in dem Neuen Testament keine Spur, daß die Wundergaben ein ausschließendes Vorrecht der ersten Jahrhunderte seyn sollen.» Ferner sei es ihm «die größte Frage, ob man gewiß seyn könne, ohne übernatürliche Einsichten oder Kräfte, kurz ohne den Geist, Vergebung der Sünden erhalten zu haben; in den

---

[3] Universitätsbibliothek Basel, Frey-Gryn., Mscr. VII, 3, Blatt 21 ff.

ersten Zeiten des Christenthums waren diese beiden Dinge unzertrennlich» [4].

Am 28. Mai 1771 ließ Lavater ein weiteres Flugblatt ausgehen und sandte ein Exemplar davon wiederum auch an Beck. Lavater meldet darin, daß er die Absicht habe, die Lehre der Schrift vom Glauben, Gebet und den Gaben des Heiligen Geistes zu untersuchen, und wünscht darum «von allen Freunden der Wahrheit, und hiemit auch von Euerer Hochwürden zu wissen, ob denselben seit der Reformation keine durchaus zuverlässige oder glaubwürdige Begebenheiten bekannt seyn, welche denen im Evangelio erzählten wunderbaren Würkungen des Glaubens, des Gebethes und des heiligen Geistes gleich oder ähnlich seyen» [5].

Am 27. Juni antwortete Beck. Er bat dringend, «daß Eure Wohlehrwürdigkeit mit Herausgabe einer Schrift, worin die noch fortdauernde Wirklichkeit und Nothwendigkeit der Wunderkräfte des Glaubens behauptet würde, annoch möchten zurückhalten», und zwar weil durch eine solche Schrift «alte und schon lang abgethane Streitigkeiten» in der Kirche erneuert und «sowohl Ungläubige als Schwachgläubige daher, daß ein so angesehener und tiefsinniger Theolog den Glauben der Christen nicht für rechtschaffen hält, wenn er nicht Wunder thut, an der Annehmung und Stärkung des Glaubens gehindert werden könnten». Auf die Frage aber, ob ihm glaubwürdige Begebenheiten bekannt seien, die den im Neuen Testament bezeugten Geistesgaben gleich oder ähnlich seien, antwortete Beck mit Nein: «Mir ist aus den neuern Zeiten kein einziges sicheres und historisch wie auch physisch erwiesenes Beispiel bekannt; mehrere aber hab ich gefunden, welche zuletzt entweder auf Betrug oder auf Fantasterey oder auf Leibs-Krankheiten hinausgelaufen sind; ich enthalte mich der Anführung, weil dieses letztere von Niemand in Zweifel gezogen wird; man muß zwar von einigen

---

[4] Universitätsbibliothek Basel, Frey-Gryn., Mscr. VII, 3, Blatt 64 ff.; Blatt 62 f. stellt ein vom Oktober 1769 datiertes Flugblatt: «Zugabe zu den Drey Fragen von den Gaben des Heiligen Geistes» dar; Lavater scheint es mit dem Brief vom 18. Oktober 1769 an Beck gesandt zu haben.

[5] Universitätsbibliothek Basel, Frey-Gryn., Mscr. VII, 3, Blatt 70 f.

Beyspilen nicht auf alle, a particulari non ad universale schließen; jedoch muß man als in einer Sache von äußerster Wichtigkeit mit aller möglichen Vorsicht verfahren; lieber gezweifelt als allzuleicht geglaubt [6].»

Trotz diesen Bedenken Becks gab Lavater im Jahre 1774 die geplante Schrift unter dem Titel «Meine eigentliche Meynung von der Schriftlehre in Ansehung der Kraft des Glaubens, des Gebethes und der Gaben des heiligen Geistes» heraus [7].

Im gleichen Jahre 1774 unternahm Lavater seine berühmte Fahrt nach Bad Ems. Auf der Hinreise hielt er sich vom 13. bis zum 15. Juni in Basel auf, indem er im Gasthof Zu den Drei Königen sein Quartier hatte. Die zahlreichen Besuche, die er in den zwei Tagen machte, galten in erster Linie Isaak Iselin und dem Kupferstecher Christian von Mechel. Aber neben vielen andern wurde auch «Dr. Beck» aufgesucht, und zwar am Vormittag des 14. Juni; doch traf ihn Lavater, wie er in seinem Tagebuch berichtet, nicht zu Hause; jedoch begegneten sich die beiden Männer am Nachmittag desselben Tages auf der damals im Haus Zur Mücke untergebrachten Universitätsbibliothek — Beck war von 1753 bis 1785 «Bibliothecarius ordinarius primus» dieser Bibliothek —, als sich Lavater dorthin begab, um die ebenfalls dort befindliche Kunstsammlung, besonders die Gemälde Holbeins, zu betrachten [8].

Das ist das Letzte, was wir über die Beziehungen zwischen Jakob Christoph Beck, dem Vertreter der sog. Vernünftigen Orthodoxie, und Johann Caspar Lavater, dem Verkünder eines pneumatisch-dynamischen Christentums, wissen.

Basel, den 27. Januar 1952.

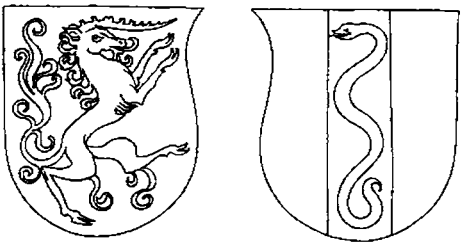
Der Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts:
Ernst Staehelin

---

[6] Universitätsbibliothek Basel, Frey-Gryn., Mscr. VII, 1a, Blatt 45 ff.

[7] Vermischte Schriften von Johann Caspar Lavater, 1. Bändchen, 1774, S. 197 ff.

[8] Johann Caspar Lavaters ausgewählte Werke, a. a. O., 2. Bd., 1943, S. 69 ff., und Tagebuch Lavaters im Lavater-Archiv der Zentralbibliothek Zürich.



JAHRESBERICHT

DES
FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL
FÜR DAS JAHR 1952

Über das Jahr 1952 ist nicht viel Besonderes zu berichten, wenn auch das Leben im Institut in unverminderter Mannigfaltigkeit seinen Gang gegangen ist.

Im Sommersemester 1952 las der Lektor wie üblich seine Einleitung ins theologische Studium. Der Vorlesung folgten fünf Studierende. In der Arbeitsgemeinschaft des Wintersemesters 1952/53 werden mit fünfundzwanzig Teilnehmern wieder die verschiedenen Freikirchen und Gemeinschaften besucht.

Wieder durfte das Haus verschiedenen Vereinigungen als Ort der Zusammenkunft dienen. So hielt die christlich-jüdische Arbeitsgemeinschaft unter dem Vorsitz von Prof. Dr. Hendrik van Oyen regelmäßig ihre Sitzungen in ihm ab, und in einem romantisch eingerichteten Raum des Souterrains hat die Schülerverbindung Concordia ihr Lokal aufgeschlagen.

Vorübergehende Gäste waren der anglikanische Bischof Stephen Neill von der oekumenischen Zentrale in Genf, der lutherische Professor Martin Schmidt von der Kirchlichen Hochschule in Berlin, der russisch-orthodoxe Theologe Georg Florowsky vom St.-Vladimir-College in New York, der israelische Mediziner und Historiker Dr. Elias Auerbach aus Haifa sowie das Predigerseminar der Evangelischen Kirche im Rheinland.

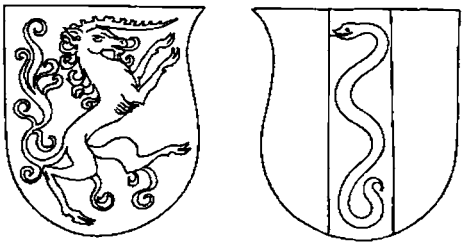
Im Laufe des Sommers wurde festgestellt, daß das Dach des Seitenflügels schadhaft sei. Es mußte daher eine Imprägnierung der Balken, eine Erneuerung der Latten und eine Neulegung der Ziegel vorgenommen werden.

Im Anschluß an die im August in Lund abgehaltene «Weltkirchenkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung», an der der Lektor als Delegierter des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes teilnahm, veröffentlichte er mehrere kleinere Berichte. Ferner publizierte er in der «Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde», zum Teil auf Grund von Material, das die Frey-Grynaeische Bibliothek besitzt, eine kleine Studie über den «Basler Aufenthalt von Mathurin Veyssière La Croze». Schließlich durfte er im Berichtsjahr den zweiten Band seines Werkes über die «Verkündigung des Reiches Gottes in der Kirche Jesu Christi» im Manuskript vollenden.

Eigentlich hatte er die Absicht, diesem Jahresbericht als wissenschaftliche Beigabe eine Untersuchung über den umfangreichen Briefwechsel des ersten Lektors Jakob Christoph Beck mit dem Literarhistoriker Giovanni Checcozzi in Vicenza beizugeben. Aber das schon vor ein paar Wochen in Vicenza angeforderte Material traf nicht ein, und so mußte er für dieses Mal auf die üblich gewordene Ergänzung seines Jahresberichtes verzichten.

Basel, den 12. Februar 1953.

Der Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts:
Ernst Staehelin



JAHRESBERICHT

DES
FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL
FÜR DAS JAHR 1953

Die Zusammensetzung der Studierenden der Theologischen Fakultät der Universität Basel ist gegenwärtig durch zwei besondere Umstände gekennzeichnet. Der erste Umstand ist der, daß nur sehr wenige Anfänger vorhanden sind. Demzufolge kamen im Sommersemester für die vom Lektor angekündigte «Einleitung in das theologische Studium» so wenige Interessenten in Betracht, daß die Durchführung der Vorlesung nicht angebracht erschien. Der zweite Umstand aber ist der, daß drei Viertel der Studierenden Ausländer sind. Demgemäß stammten von den Teilnehmern des im Wintersemester durchgeführten «Konversatoriums über oekumenische Fragen» drei aus den Vereinigten Staaten, einer aus Uruguay, einer aus der Südafrikanischen Republik, einer aus Deutschland und einer aus der Schweiz. Der aus Deutschland Stammende arbeitete auch eine größere Studie über: «Die Konferenz für Glaube und Kirchenverfassung in Lund und ihren oekumenisch-theologischen Ertrag» aus.

Die Bibliothek vermehrte sich im üblichen Maße aus Dissertationen, Rezensions- und Dedikationsexemplaren, vom Lektor abonnierten Zeitschriften und Werken anderer Provenienz. Unter den letztern ist besonders hervorzuheben der von Herrn Pfr. Dr. Willy Bremi in Basel verfaßte und überreichte stattliche Band: «Der Weg des protestantischen Menschen von Luther bis Albert Schweitzer». Im Vorwort schreibt der Verfasser u. a.: «Die Universitätsbibliothek sowie die Bibliothek des Frey-Grynäischen Instituts in Basel erleichterten mir meine Aufgabe auf jede Weise.»

Wieder gingen zahlreiche Gäste durch das Haus, so der Tübinger Professor Otto Bauernfeind, der in Hawaii stationierte amerikanische Missionar Theodor Schulz, der Betreuer der indischen Studenten in Glasgow, Appadurai Aaron, der koreanische Theologe Oo Chung Lee, ferner der Vorstand der Geisteswissenschaftlichen Gesellschaft der Schweiz und etwa vierzig Kommilitonen, die unter der Führung des Lektors das alte Basel durchstreift hatten. Auch die Schülerverbindung Konkordia und der Vorstand der Christlich-Jüdischen Arbeitsgemeinschaft hielten weiterhin ihre Sitzungen im Hause ab. Endlich hatten mehrere auswärtige Studierende in ihm ihr ständiges Heim, u. a. ein junges Pfarrpaar aus Schottland und ein solches aus den Vereinigten Staaten.

Zu zweien Malen brachte der Ausbruch eines Brandes im Nebengebäude am Leonhardsberg das Institut in eine gewisse Gefahr. Besonders der erste Ausbruch nahm eine kurze Zeit bedrohliche Gestalt an, so daß auf dem Estrich bereits mit dem Wegräumen des Mobiliars begonnen wurde. Doch wurde das Feuer durch das Eingreifen der Feuerwehr rasch gemeistert.

Im Berichtsjahr durfte der Lektor den zweiten Band seines Werkes über die «Verkündigung des Reiches Gottes in der Kirche Jesu Christi» herausbringen und schon einen großen Teil des dritten Bandes fertigstellen. Außerdem galt seine Tätigkeit zu einem guten Teil der Mitarbeit im Nationalen Forschungsrat des Schweizerischen Nationalfonds.

Einige Stunden konnte er auch der weitern Erschließung der dem Institut gehörenden Korrespondenz des ersten Lektors, Jakob Christoph Beck, widmen. Insbesondere suchte er den Briefwechsel

zwischen Beck und dem Domherrn Giovanni Checcozzi von Vicenza in einer kleinen Studie auszuschöpfen. Diese Skizze sei dem Jahresbericht als Beigabe angehängt:

Giovanni Checcozzi, 1691 in der zur Republik Venedig gehörenden Stadt Vicenza geboren, bezog frühe die Universität seines Heimatstaates, die Universität Padua, und gab sich dort vor allem Studien über das klassische Altertum und die alte Kirchengeschichte hin. 1711 empfing er die Priesterweihe und promovierte etwa zu nämlicher Zeit zum Doktor beider Rechte.

Von 1707 bis 1713 wirkte an der Universität Padua der berühmte Basler Mathematiker Jakob Hermann. Unter ihm studierte Checcozzis jüngerer Bruder Sebastiano Checcozzi. Dadurch lernten sich auch Hermann und Giovanni Checcozzi kennen, und ohne Zweifel durch Hermann wurde dieser auch mit verschiedenen Gelehrten der Universität Basel, vor allem dem Historiker und Theologen Jakob Christoph Iselin, bekannt. Bereits im Jahre 1711 finden wir Iselin und Checcozzi in brieflichem Austausch miteinander. Intensiviert wurden sodann diese Beziehungen Checcozzis zu Basel durch die Tatsache, daß in den Jahren 1716 bis 1719 ein zweiter Basler in Padua die Mathematik dozierte, Nikolaus I. Bernoulli.

1720 wurde Checcozzi Domherr an der Kathedrale von Vicenza und hatte zugleich theologische Vorlesungen für den Klerus von Vicenza zu halten. Dazu wurde ihm im Jahre 1726 die Professur für Kirchengeschichte an der Universität Padua übertragen; am 17. Januar 1727 hielt er seine Antrittsvorlesung «De Historia ecclesiastica». Seinen beiden Lehrämtern lag er in der Weise ob, daß er jährlich sechs Monate in Padua und sechs Monate in Vicenza dozierte. Auch in dieser Zeit stand Checcozzi mit Iselin im Briefwechsel.

Schon seit 1722 waren jedoch Verdächtigungen gegen die Rechtgläubigkeit Checcozzis erhoben worden, und im Jahre 1730 ereilte ihn das Verhängnis: er wurde auf Betreiben der Inquisition von Venedig verhaftet und nach einem fast drei Jahre dauernden Prozeß zu drei Jahren Kerker verurteilt. Im Jahre 1736 wurde er, nachdem er alle ketzerischen Ansichten abgeschworen hatte, aus der

Haft entlassen; er blieb in der Würde eines Domherrn, aber er durfte weder in Vicenza noch in Padua weiterhin ein Lehramt ausüben. So lebte er im wesentlichen das Leben eines Privatgelehrten, indem er vor allem Studien über die Antike und das christliche Altertum betrieb.

Nachdem Checcozzi seine Freibeit wieder erlangt hatte, nahm er auch den Verkehr mit seinen auswärtigen Korrespondenten wieder auf, so auch mit Iselin. Im Oktober 1740 traf ein Brief an diesen in Basel ein. Aber Iselin hatte bereits im Jahre 1737 das Zeitliche gesegnet. Da ergriff die Feder, um Checcozzi zu antworten, Jakob Christoph Beck, der Sohn einer Cousine Iselins und dessen Patenkind, damals Inhaber der einst auch von Iselin bekleideten historischen Professur an der Universität Basel, der spätere erste Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts, und leitete damit einen Briefwechsel ein, der vom Jahre 1740 bis zu dem im Jahre 1756 erfolgten Tode Checcozzis reichte und von welchem in dem zur Bibliothek des Frey-Grynaeischen Instituts gehörenden Nachlasse Becks dreiunddreißig Originalbriefe Checcozzis an Beck und zwanzig Konzepte bzw. Kopien von Briefen Becks an Checcozzi auf uns gekommen sind. Wieviel Ausfertigungen dieser Briefe Becks sich in dem auf der Biblioteca Comunale di Vicenza aufbewahrten Nachlasse Checcozzis erhalten haben, konnte bis jetzt nicht ermittelt werden; einige Bruchstücke daraus finden sich in der 1874 in den «Atti dell'Academia Olimpica di Vicenza» veröffentlichten Biographie Checcozzis aus der Feder Bernardo Morsolins abgedruckt. Andrerseits hatte bereits Beck 1748 Bruchstücke aus den an ihn gerichteten Briefen Checcozzis im 11. Heft des «Museum Helveticum» unter dem Titel «Viri clarissimi Jani Adamantii Itali Epistolarum ad Jacobum Christophorum Beckium Fragmenta» herausgegeben.

Im Briefwechsel geht es wesentlich um drei Gegenstände: erstens und hauptsächlich um wissenschaftliche, besonders die Studien und Publikationen Checcozzis betreffende Fragen, zweitens um wichtige Ereignisse aus dem Leben der Universität Basel und ihrer Professoren und drittens um das persönliche Ergehen der beiden Briefschreiber. Wir müssen uns begnügen, einiges aus dem Ergehen Becks und seiner Familie herauszugreifen.

Im Mai 1742 schreibt Beck, damit Checcozzi auch über seine persönlichen Verhältnisse im Bilde sei, so teile er mit, daß er selbst im zweiunddreißigsten Lebensjahre stehe, Vater und Mutter, die im sechzigsten Jahre stünden, aber noch sehr rüstig seien, habe, sowie einen älteren Bruder. Im August 1746 schreibt er sodann, daß er ausgehenden Winters seine Mutter verloren — nach dem Sterberegister von St. Peter wurde sie am 27. April 1746 bestattet — und sich von dem Schmerz noch nicht erholt habe; auch der Vater sei ganz gebrochen.

Im Januar 1749 kann Beck jedoch die erfreuliche Mitteilung machen, daß er sich vor einigen Monaten verheiratet habe — nach dem Trauregister des Münsters war es am 7. Juni 1748 —, und zwar mit einer Tochter aus der weitberühmten Familie Zwinger — es handelt sich um Maria Magdalena Zwinger, die Tochter des Mediziners Johann Rudolf Zwinger und seiner Ehefrau Maria Magdalena, einer Schwester Johann Ludwig Freys, des Stifters des Frey-Grynaeischen Instituts —; sie werde, fügt Beck hinzu, wie er hoffe, ihn in drei bis vier Monaten zum Vater machen. In der Tat kann er im nächsten, vom Januar 1750 datierten Brief schreiben, daß ihm vor neun Monaten — nach dem Taufregister von St. Leonhard am 1. Mai 1749 — ein Töchterlein geboren worden sei; es heiße nach der Mutter und der Großmutter Maria Magdalena und sei ein Kindlein «bester Hoffnung».

Aber leider sollte sich diese Hoffnung nicht erfüllen, vielmehr wurde die kleine Maria Magdalena eine Quelle der Sorge und des Leids für die Eltern. Zwar kann Beck noch im Oktober 1751 schreiben, seine Gattin und das Töchterchen seien durch Gottes Gnade wohl. Aber im April 1752 muß er melden, das Kind sei an einem «gravissimus morbus» erkrankt, und zwar am «morbus variolarum»; und die Krankheit sei so schwer, daß der ehrwürdige Schwiegervater Zwinger und der Schwager Buxtorf — es handelt sich um den Stadtarzt Johannes Buxtorf, der mit einer Schwester von Becks Gattin verheiratet war —, «ambo longa experientia in arte medica excitasissimi», erklärt hätten, sie hätten noch nie etwas dergleichen gesehen, und es sei ein Wunder, daß das Kind überhaupt noch lebe;

durch die Krankheit sei vor allem die Sehkraft so geschwächt, «ut in summo simus timore omnes, immovero spem prope modum abjecerimus». Im August 1752 schreibt Beck, daß er zwar Gott dafür danken dürfe, «quod filiolam ex ipsius Orci faucibus eripuerit»; aber noch seien «incommoda gravissima» vorhanden, «quae et infantem et parentes vehementer affligant».

Ein Jahr später, im September 1753, berichtet Beck, daß er lange nicht auf einen Brief Checcozzis geantwortet habe, und zwar u. a. darum nicht, weil er mit Frau und Töchterlein «ad Aquas Calidas» habe reisen müssen, «quae VIII horarum itinere ab Urbe distant» — gemeint ist wohl Obern-Baden oder Schinznach —; vor der Kur habe das Mädchen kaum mehr stehen können; aber jetzt könne es doch wieder «mediocriter ambulare». Auch im August 1754 dauerte die «infirmitas» des Töchterchens noch an; und wieder weilten Mutter und Kind in den Bädern. Zugleich ist Beck vom Schicksal seines Bruders bewegt; dieser habe im Geschäft Unglück gehabt trotz all der unglaublichen Mühe, die er sich gegeben habe; jetzt weile er in Turin und diene andern, er, der sich selbst und den Seinen nicht habe dienen können.

Uebrigens sind von einer dieser Badekuren — es dürfte sich um die zweite handeln, da ja zur ersten Beck Mutter und Kind begleitet hatte — zwei Briefe Frau Becks an den Gatten erhalten. Im ersten heißt es u. a.: «Mon Ceour (!); dieser Brief verlässet uns in guther Gesundheit und herlichem appetit; ich glaube, die Ursach seye, das kein Verdrus von Mägden haben muss, wie bey Haus gewöhnlich war; und das Badwasser soll auch Hunger erwecken, wie ich berichtet bin; ich däncke, ich müsse auch raport abstatten von meiner kleinen Windmühli, welche so munter ist und mit seinem Geschwätz das gantze Bad zu lachen macht»; Füßlein und Oehrlein besserten sich von Tag zu Tag; beide Stellen würden täglich neu verbunden, und das Kind spüre keinen Schmerz mehr, wenn man das Pflaster abnehme; es seien noch andere Kinder da, drei Mitz, zwei Ehinger, zwei Merian; allerdings seien diese gesund und sprängen davon; «da kan meins nicht mithalten». Und der zweite Brief berichtet u. a.: «Des lieben Kindes Zustand wird Herr Schwager Doc-

tor berichtet haben; es ist mir ungemein tröstlich gewesen, das Er das Beinlein kleiner befunden, und ich sehe es selbst an dem Stiefel, welcher viel zu weit worden.»

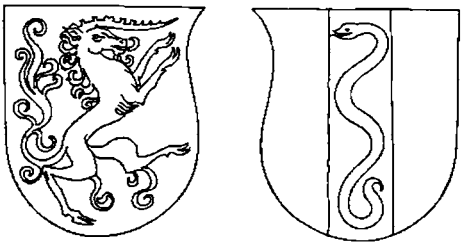
Der letzte Brief Becks an Checcozzi, der in der Bibliothek des Frey-Grynaeischen Instituts erhalten ist, stammt vom November 1754; darin heißt es, es gehe dem Töchterlein besser. Darauf antwortete Checcozzi im Juni 1755, er habe gejubelt, als er gehört habe, daß die «filiola mellitissima» sich «meliuscule» befinde; sie sei ihm so lieb, wie wenn es seine eigene Tochter wäre. Später muß Checcozzi dann wieder weniger guten Bericht erhalten haben; jedenfalls schreibt er im August 1755: «de filia tua vellem audire laetiora posse.» Der letzte Brief Checcozzis an Beck stammt vom 17. September 1755; er schließt mit den Worten: «Tuis multam salutem, meo atque meorum nomine, atque etiam viris praestantissimis, collegis tuis, quibuscum iamdiu mihi parta et fundata est amicitia; spero futurum, ut intra hanc, quae nunc init autumnitas, vacui mihi detur aliquid ab infesta valetudine.»

Im Februar 1756 traf ein weiterer Brief von Vicenza ein; aber er stammte nicht mehr von der Hand Checcozzis, sondern von derjenigen eines Marquis Louis de Sales und meldete den Tod Checcozzis; es heißt darin u. a.: «Nous avons perdu, dans la personne de cet aimable et vraiment bon chanoine, l'Italie une de ses plus brillantes lumières, notre ville de Vicence son plus rare ornement, la république littéraire un savant du premier ordre, ses amis leurs délices, et moi en particulier mon entretien, l'objet de mon admiration, ma joye, mon unique consolation.»

Bald darauf erlosch auch das Leben der kleinen Maria Magdalena Beck. Zum 15. Mai 1757 nämlich meldet das Sterberegister von St. Leonhard: «(ward begraben) Maria Magdalena, filia unica, per quinquennium miserrime aegrotante, Herren Jacob Christoph Becken, Sacrosanctae Theologiae Doctoris et Professoris.»

Basel, den 2. März 1954.

Der Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts:
Ernst Staehelin.



JAHRESBERICHT

DES
FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL
FÜR DAS JAHR 1954

Im Sommersemester 1954 hielt der Lektor ein Konversatorium über die Eschatologie der Alten Kirche im Anschluß an den ersten Band seines Werkes über die «Verkündigung des Reiches Gottes in der Kirche Jesu Christi» mit vier Teilnehmern ab. Im Wintersemester 1954/55 führte er fünfzehn Studierende in die wichtigern Gemeinschaften ein; besonders wertvoll war auch dieses Mal die persönliche Fühlungnahme in den Kapellen der Gemeinschaften selbst; neu war, daß bei einer Gemeinschaft das ganze Referat des Predigers und die ganze sich anschließende Diskussion auf Stahlband aufgenommen wurden.

Wiederum gingen viele Gäste aus aller Welt durch das Haus; erwähnt seien die beiden nordamerikanischen Neutestamentler Ray Summers und Frank Stagg, der Jung-Stilling-Biograph A. E. Jung aus Hagen in Westfalen, der Alttestamentler H. H. Rowley aus Manchester sowie der Superintendent der Reformierten Kirche von Österreich, Dr. Hermann Noltenmeier. Ferner beschlossen fünfzig Kommilitonen einen Stadtrundgang, den sie unter Führung des Lektors gemacht hatten, bei einer Tasse Kaffee im Frey-Grynaeum.

Auf Wunsch des Lektors unterzog Dr. Wolfgang Schneewind, As-

sistent am Historischen Museum, alte wissenschaftliche Instrumente, die sich im Besitze des Instituts befinden, einer genauen Untersuchung. Er stellte dabei verschiedene Taschensonnenuhren und Taschenmikroskope fest, die wohl alle dem Beginn des 18. Jahrhunderts angehören; eine der Taschensonnenuhren stammt aus der Werkstatt des schottischen Instrumentenmachers Butterfield in Paris, eine andere aus derjenigen Ludwig Theodor Müllers aus Augsburg. Es wird nun Sache des Kuratoriums sein, zu bestimmen, ob diese Instrumente dem Historischen Museum als Deposita zu übergeben seien oder im Frey-Grynaeum verbleiben und eventuell in einer Vitrine ausgestellt werden sollen.

Im Berichtsjahr publizierte der Lektor in der Festschrift für Herrn Prof. Dr. Henri Strohl in Straßburg eine Studie über die Basler Ausgabe des «Defensor Pacis» des Marsilius von Padua von 1522 und vollendete den dritten Band seiner Quellensammlung über die «Verkündigung des Reiches Gottes in der Kirche Jesu Christi» im Manuskript.

Schließlich sei dem Jahresbericht wiederum eine historische Beigabe hinzugefügt, und zwar dieses Mal eine aus zwei Miszellen bestehende.

Die erste Miszelle bezieht sich auf den Besuch des schwedischen Orientalisten Jakob Jonas Björnståhl im Frey-Grynaeischen Institut. Jakob Jonas Björnståhl (1731—1778) unternahm in der Zeit von 1767 bis 1775 als Begleiter des jungen Barons Carl Friedrich Rudbeck eine Reise durch verschiedene Länder Europas. Im Herbst 1773 kamen die beiden Reisenden auf ihrer Fahrt von Italien nach den Niederlanden auch durch Basel. Allda hielten sie sich vom 1. bis zum 13. November auf. Gleich am 2. November suchten sie, geleitet von Isaac Iselin, das Frey-Grynaeische Institut auf. Björnståhl berichtet darüber in seinem Tagebuch [1], Professor Beck, der Lektor

[1] Jacob Jonas Björnståhls Briefe auf Reisen durch Frankreich, Italien, die Schweiz, Deutschland, Holland, England und einen Theil der Morgenländer; aus dem Schwedischen übersetzt, 6 Bde., 1773—1783; die Stelle über Basel findet sich in Bd. 5, 1782, S. 35—70; auf diesen Besuch Björnståhls im Frey-Grynaeum hat mich der schwedische Generalkonsul in Basel, Dr. Gustav Adolf Wanner, aufmerksam gemacht.

des Instituts, habe ihnen die Bibliothek gezeigt; sie enthalte gegen achttausend Bände; vier Zimmer seien «mit diesem gelehrten Vorrathe angefüllt»; sie sei ein Vermächtnis des Herrn Frey, «der außerdem das Haus selbst, Landgüter, Weinberge und dgl. geschenkt hat, von deren Einkünften ein Professor der Gottesgelehrtheit und morgenländischen Sprachen besoldet wird». Unter anderm habe man ihnen «Buxtorfii Lexicon Rabbinicum, von ihm selbst apostillirt», gezeigt; «es finden sich darin manche an den Rand geschriebne Anmerkungen, die verdienen, ans Tageslicht zu kommen, jedoch auch verschiedne andre, die von wenigem Belange sind». [2] Am 3. November zeigte Beck den beiden Schweden, in seiner Eigenschaft als Bibliothekar der Öffentlichen Bibliothek, auch dieses im Haus «zur Mükke» untergebrachte Institut samt der Gemäldesammlung; in dieser fanden besonders die Schöpfungen Holbeins Bewunderung; u. a. schreibt Björnståhl: «Eine Schilderey, die Holbeins Frau nebst zwey Kindern vorstellt, ist außerordentlich schön und natürlich.»

Die zweite Miszelle betrifft die Beziehungen des berühmten Benediktiners Martin Gerbert von St. Blasien zum Frey-Grynaeischen Institut. Martin Gerbert (1720—1793) führte in den Jahren 1760 und 1761, damals Professor der Theologie und der Philosophie in St. Blasien, eine wissenschaftliche Reise durch Süddeutschland, Oesterreich und die Schweiz aus, vor allem um Materialien für seine Forschungen zur Geschichte der Kirchenmusik und der Liturgie zu sammeln. Auf dieser Reise kam er im Sommer 1761 auch nach Basel und suchte «ad excerpta liturgica facienda» die Öffentliche Bibliothek auf; dabei durfte er, wie er in seinem «Iter Alemannicum» berichtet [3], sich der Hilfe des Theologen und Bibliothekars Beck sowie

[2] Gemeint ist das Werk: Johannis Buxtorfii P[atris] Lexicon Chaldaicum, Talmudicum et Rabbinicum; nunc primum in lucem editum a Johanne Buxtorfio F[ilio], Basel, 1639; das Exemplar, das Björnståhl sah und das ohne Zweifel des Herausgebers Buxtorf Handexemplar war, befindet sich in der Frey-Grynaeischen Bibliothek unter der Signatur A. I. 41b; von der Hand Freys steht darin der Eintrag: «Liber ab ipso Editore passim notatus, auctus, correctus»; in der zweiten Auflage des Werkes, die Bernhard Fischer veranstaltet hat (2 Bde., Leipzig, 1869 und 1875), sind diese Nachträge, soviel ich sehe, nicht benützt.

[3] Iter Alemannicum, accedit Italicum et Gallicum, 1765, 2. Aufl. 1773, deutsch 1767.

derjenigen des Historikers Gernler [4] erfreuen; «multam etiam humanitatem», fährt er fort, «ac in iuvandis studiis meis operam praestitit iurisprudentiae professor Iselinus [5], celebris Jo[annis] Christophori nepos». [6] 1764 wurde Gerbert zum Abt der berühmten Fürstabtei erhoben; als solcher erlebte er den Brand von 1768, der nicht nur die Klostergebäude, sondern auch die literarischen Schätze, darunter die von ihm bereitgestellten historischen Materialien, vernichtete; doch mit unermüdlicher Energie überwand er die Katastrophe, indem er nicht nur die Gebäude neu errichtete — 1783 konnte die Kirche mit der berühmten Kuppel eingeweiht werden, nachdem bereits 1770 die sterblichen Überreste habsburgischer Fürstlichkeiten aus der Kirche des ehemaligen Klosters Königsfelden und dem Basler Münster nach St. Blasien übergeführt worden waren [7] —, sondern auch die Publikation seiner großen historischen Werke [8], besonders auch seiner Werke über die Kirchenmusik und die Liturgie, zustande brachte. Bei diesen letztern war ihm wiederum Beck behilflich. Durch den schon genannten Professor Johann Rudolf Iselin hatte Gerbert im August 1773 Beck eine Liste von Büchern zukommen lassen, die er für die Vollendung seines Werkes über den Kirchengesang und die Kirchenmusik brauche, und ihn

[4] Johann Heinrich Gernler (1727—1764).

[5] Johann Rudolf Iselin (1705—1779), Mitglied verschiedener Akademien.

[6] Gemeint ist ohne Zweifel der Historiker und Theologe Jakob Christoph Iselin (1681—1737); doch ist Johann Rudolf nicht sein direkter Neffe, sondern der Sohn eines Vetters.

[7] Vgl. dazu: 1. Feyerliche Übersetzung der Kaiserlich-, Königlich-, auch Herzoglich-Österreichischen Höchsten Leichen aus Ihren Grabstädten Basel und Königsfelden in der Schweiz nach dem Fürstlichen Stift St. Blasien auf dem Schwarzwald den 14ten Wintermonats 1770, sine anno; 2. Martin Gerbert: De translatis Habsburgo-Austriacorum principum eorumque coniugum cadaveribus ex ecclesia cathedrali Basiliensi et monasterio Koenigsveldensi in Helvetia ad conditorium novum monasterii S[ancti] Blasii in Nigra Sylva, 1772; neue Ausgabe 1785 unter dem Titel: Crypta San-Blasiana nova principum Austriacorum.

[8] Abgesehen von den unten genannten Werken zur Musik- und Liturgiegeschichte seien erwähnt: 1. Taphographia principum Austriae, 2 Bde., 1772; 2. Pinacotheca principum Austriae, 2 Bde., 1773; 3. Historia Nigrae Sylvae, ordinis S[ancti] Benedicti coloniae, 3 Bde., 1783 f.; ferner begründete und leitete Gerbert das große Werk: Germania sacra in provincias ecclesiasticas et dioeceses distributa.

gebeten, ihm zu melden, welche diese Bücher sich im Frey-Grynaeischen Institut befänden; am 4. September sandte Iselin die Antwort Becks an den Fürstabt; unverzüglich darauf ersuchte dieser um die Zusendung der im Institut vorhandenen Werke; am 25. September antwortete Iselin, eigentlich dürften Bücher des Instituts nicht nach auswärts ausgeliehen werden; aber Beck habe sich zu einer Ausnahme bereit erklärt unter der Bedingung, daß der Amtmann des Stiftes in Basel, Johann Conrad Fäsch, Bürgschaft leiste [9]. Auf diese Weise wanderten ohne Zweifel Bücher aus dem Frey-Grynaeum in das abgelegene Schwarzwaldtal. Jedenfalls sandte Martin Gerbert am 9. September 1774 den ersten, soeben aus der Druckerei von St. Blasien hervorgegangenen Band des Werkes: «De cantu et musica sacra a prima ecclesiae aetate usque ad praesens tempus» [10] an den Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts mit folgendem Begleitschreiben:

«Viro clarissimo Jac[obo] Christophoro Beckio, Prof[essori] et Bibliothecario Bas[iliensi] Martinus Gerbertus s[alutem] p[lurimam] d[at]. Id grati animi esse duxi, ut, antequam publici iuris fieret primus de cantu et musica sacra etc. tomus, ad Te mitterem; alter Tibi maiore adhuc iure debetur, quod libros ei ornando commodaveris, pro quo beneficio iterum iterumque gratias, quas debeo, ago maximas. Vale. Dab[am] apud D[ivi] Blasii [monasterium]. IX. [die] Sept[embris] an[no] 1774.»

Am 3. Februar 1775 ließ Gerbert den zweiten Band folgen. Doch verfaßte er das Begleitschreiben nicht selbst, sondern ließ es durch seinen Hofkaplan Pater Franz Kreutter abfassen; es schließt mit den

[9] Korrespondenz des Fürstabtes Martin II. Gerbert von St. Blasien, bearbeitet von Georg Pfeilschifter, 1. Bd., 1931, S. 628 und 633; über den Amtmann des Stiftes St. Blasien in Basel, der, im Bläsihof residierend, die in der Umgegend von Basel gelegenen Besitzungen St. Blasiens zu verwalten hatte, vgl. Rudolf Wackernagel: Beiträge zur geschichtlichen Topographie von Klein-Basel, in: Historisches Festbuch zur Basler Vereinigungsfeier, 1892, S. 329 ff.

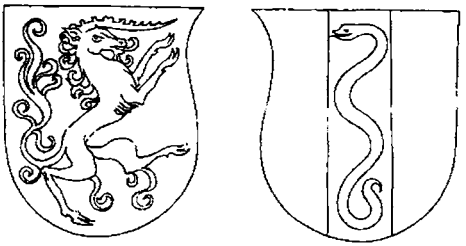
[10] Vgl. dazu Elisabeth Hegar: Die Anfänge der neueren Musikgeschichtsschreibung um 1770 bei Gerbert, Burney und Hawkins, sine anno; weitere Werke Gerberts zur Musik- und Liturgiegeschichte sind: 1. Scriptores ecclesiastici de musica sacra potissimum, 3 Bde., 1789; 2. Vetus Liturgia Alemannica, 2 Bde., 1776; 3. Monumenta veteris liturgiae Alemannicae, 2 Bde., 1777 ff.

Worten, er, Kreutter, wünsche «nichts sehnlicher, als mehrere dergleichen Anlässe zu haben, um an den Tag zu legen, mit welcher schuldigster Hochachtung ich ohne Ende bin Euer Hochedelgebohren gehorsamster Diener P[ater] Franz Kreutter, Hofkaplan.» [11]

Basel, den 13. April 1955.

Der Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts:
Ernst Staehelin

[11] Die von Gerbert überreichten Bände des Werkes: «De cantu et musica sacra» befinden sich in der Bibliothek des Frey-Grynaeischen Instituts unter der Signatur D. V. 58. 59; im zweiten Band sind die genannten Schreiben eingeklebt; nicht nur dasjenige Kreutters, sondern auch das eigenhändige Gerberts selbst ist in der genannten Publikation der Korrespondenz Martin Gerberts nicht abgedruckt (es müßte in Bd. 2, 1934, S. 61 stehen).



JAHRESBERICHT

DES
FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL
FÜR DAS JAHR 1955

Im Berichtsjahre konnte der Lektor den dritten Band seines Quellenwerkes über «Die Verkündigung des Reiches Gottes in der Kirche Jesu Christi» herausbringen. Ferner veröffentlichte er in den auf das Universitätsjubiläum von 1960 hin begründeten: «Studien zur Geschichte der Wissenschaften in Basel» eine Monographie über «Amandus Polanus von Polansdorf». Weiter publizierte er eine kleine Schrift über «Die Jesuitenfrage». Endlich vollendete er das Manuskript zu einer weitern «Studie zur Geschichte der Wissenschaften in Basel», nämlich einer Studie, die «Forschungen und Texte zum Leben und Werk Wilhelm Martin Leberecht de Wettes» enthält. Unter diesen Umständen machte er im Sommersemester 1955 und im Wintersemester 1955/56 von der Erlaubnis des Kuratoriums Gebrauch, auf die Abhaltung einer besondern Vorlesung als Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts verzichten zu dürfen.

Im September teilte das Berner Kunstmuseum mit, daß ihm von Amerika ein Bild des Berner Dekans Johann Heinrich Hummel angeboten worden sei; die Darstellung entspreche genau derjenigen, die sich im Frey-Grynaeum befinde, und es gelte nun festzustellen, welche von den beiden Darstellungen Original und welche Kopie sei.

Auf Wunsch des Lektors kehrte die Assistentin des Berner Kunstmuseums, Frau Dr. Walterskirchen, mit dem von Amerika angebotenen viel kleinern Porträt im Frey-Grynaeum an, und es stellte sich auf den ersten Blick heraus, daß das von Amerika angebotene Exemplar das Original, das des Frey-Grynaeums eine etwas süßliche Kopie sei. Voraussichtlich wird das Berner Kunstmuseum das Original erwerben, und es läßt sich dann vielleicht herausbringen, unter welchen Umständen das Original und unter welchen die Kopie entstanden sei.

Im «Jahrbuch für Liturgik und Hymnologie» veröffentlichte Pfr. Dr. theol. des. Markus Jenny in Saas im Prätigau einen Aufsatz über «Die beiden bedeutendsten deutschschweizerischen Kirchengesangbücher des 17. Jahrhunderts». Eines von diesen trägt den Titel «Ambrosii Lobwassers D[octoris] Psalmen Davids mit IV und V Stimmen des kunstreichen Claudin le Jeune sambt anderen geistreichen Gesängen und Gebetten» und ist 1659 erschienen, verlegt von Hans-Jakob und Bartholomaeus Gonzenbach in St. Gallen und gedruckt bei Johann Jakob Genaths Wittib in Basel. Es enthält in einem ersten Teil den Hugenottenpsalter in der Übersetzung Lobwassers und der Vertonung des Pariser Hofkapellmeisters Claude Le Jeune; in einem fast ebenso umfangreichen zweiten Teil folgen aber, abgesehen von einigen Gebeten, «alle wichtigen Stücke des vor dem Auftreten des Lobwasserpsalters (1598) in der Schweiz verbreiteten Liedgutes»; der besondere Titel dieses zweiten Teiles lautet: «Vollständiges Gesangbuch ausz gewüssen Psalmen Davids, auch andren Texten Göttliches Worts und den fünff Hauptstucken des Christlichen Catechismi, wie auch schrifftmäßige Festgesäng und Lieder, gewüssem Stande, Zeit und Anligen nach zu betrachten, gestellt von Martino Luthero D[octore] und andern gottseligen Männeren.» Herr Jenny bemerkt dazu: «Lobwasser hat also das Reformationslied in dieser Gegend nicht völlig zu verdrängen vermocht.» Von diesem wertvollen Gesangbuch sind nun nur noch drei Exemplare bekannt, und das eine von ihnen befindet sich im Frey-Grynaeischen Institut. In einem Brief an den Lektor schreibt Pfarrer Jenny: «In Anbetracht der Bedeutung, welche dieser Quelle zu-

kommt, fragt es sich übrigens, ob es nicht angezeigt wäre, den Band wie die andern wertvollen Stücke der Frey-Grynaeischen Bibliothek (z. B. das Basler Gesangbuch von 1581) auf der Universitätsbibliothek zu deponieren; er würde dort wohl auch eher beachtet.»

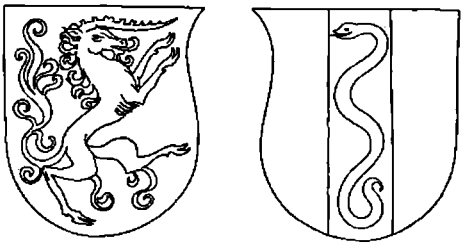
Im Laufe des Sommers ließ das Baudepartement die Scheune, die bis vor kurzem zum Frey-Grynaeischen Institut gehört hatte und die den Straßenarbeitern als Zentrum und Depot dient, niederreißen und durch ein komfortabler eingerichtetes Gebäude ersetzen. Durch diese Bauarbeiten wurden auch die Teile des Frey-Grynaeums, die an die Scheune, bzw. den neuen Bau stoßen, in Mitleidenschaft gezogen, und es mußte vor allem das große Laubenzimmer restauriert werden.

Seit dem Jahre 1952 hatte die Schülerverbindung «Concordia» in einem der Kellerräume ihr Domizil gehabt und viele gelungene und mehr oder weniger bewegte Abende dort verlebt. Als nun im Frühjahr der jüngste Sohn des Lektors aus der Aktivitas ausschied, verlegte die «Concordia» ihren Wohnsitz in ein ebenfalls unterirdisches Lokal der Nachbarschaft, indem sie dem Lektor und seiner Gattin durch eine kleine literarische Gabe ihren Dank bezeugte.

Endlich sind auch im Jahre 1955 zahlreiche Gäste aus aller Welt im Hause angekehrt. Das Gästebuch nennt unter Andern einen Professor der Gregoriana in Rom, der über Theologie des Protestantismus zu dozieren hat, einen Professor der Universität Tondano in Celebes, weiterhin Kollegen der Universitäten Leipzig, Bratislawa und Edinburg.

Basel, den 18. März 1956.

Der Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts:
Ernst Staehelin



JAHRESBERICHT

DES

FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL

FÜR DAS JAHR 1956

Wieder darf der Berichterstatter voll Dankes auf ein Jahr zurückblicken, in dem sich das Frey-Grynaeische Institut aufs neue als eine herrliche Stätte der Arbeit, der Pflege menschlicher Beziehungen und der Möglichkeit mannigfacher Hilfe erwiesen hat.

Im Sommersemester 1956 hielt er als Lektor des Instituts ein Konversatorium über die Jesuitenfrage ab, und im laufenden Wintersemester 1956/57 besucht er, wie alle zwei Jahre, mit seinen Hörern die wichtigern Freikirchen und Gemeinschaften.

In literarischer Beziehung durfte er in der auf das Universitätsjubiläum von 1960 herausgegebenen Sammlung einen Band über De Wette herausgeben und das Manuskript des vierten Bandes seines Werkes über das Reich Gottes in der Hauptsache zum Abschluß bringen; für diese letztere Arbeit leistete ihm die Bibliothek des Institutes besonders wertvolle Dienste, weil gerade die theologische Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts besonders gut vertreten ist.

Wie üblich beherbergte das Haus in seinen zahlreichen Räumen auch im Berichtsjahr einige Cives academici sowohl aus der Alten als aus der Neuen Welt. Regelmäßig versammelten sich sodann im Arbeitsraum einige Lehrer zu einer Morgenandacht. Ebenfalls hielt dort die Christlich-Jüdische Arbeitsgemeinschaft ihre Sitzungen ab. An einmaligen Empfängen sei die Teegesellschaft erwähnt, die vor der eigentlichen Feier des 70. Geburtstages von Prof. Dr. Karl Barth am 11. Mai die Delegierten der auswärtigen Theologischen Fakultäten vereinigte.

Am Ende des Jahres konnte im Bibliotheksraum die vom Kuratorium beschlossene Vitrine aufgestellt und mit allerhand Sehenswürdigkeiten aus dem Besitz des Instituts ausstaffiert werden.

Damit alle Zimmer gleichmäßig erwärmt würden, was in den letzten Wintern nicht mehr der Fall gewesen war, wurde eine Pumpe in die Zentralheizung eingebaut.

Das hintere Gartenareal mit dem von einer hiesigen Tageszeitung romantisch geschilderten «Klostergärtlein» der Frau des Lektors war mit der Zeit so schattig und feucht geworden, daß fast nichts mehr darin wuchs. Der Lektor ließ daher durch den Gärtner dem Licht und der Sonne bessern Zugang schaffen.

Ende Oktober brachen die revolutionären Stürme in Ungarn auf, und das Frey-Grynaeische Institut als langjährige Sammelstelle des Roten Kreuzes durfte während Wochen eine reiche Fülle von Gaben entgegennehmen. Der Bibliotheksraum war oft von Kleidern, Lebensmitteln, Medikamenten und andern Spenden geradezu überfüllt. Doch lag es dem Lektor und seiner Frau daran, daß alles so rasch als möglich weiterspediert würde, sei es an das Rote Kreuz, oder an die Aktion der Studentenschaft, oder an die Liga für Menschenrechte, oder an das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen der Schweiz, oder auch direkt an die ungarische Grenze.

Die gewaltigen Ereignisse, die sich in Ungarn ereigneten, und die kleine Hilfe, die das Frey-Grynaeische Institut im Zusammenhang mit ihnen leisten durfte, legen es nahe, in dem kleinen historischen Exkurs, der dem Jahresbericht angehängt zu werden pflegt, von einigen der Beziehungen zu berichten, die der erste Lektor des Instituts, Jakob Christoph Beck, zu Ungarn unterhalten hat [1].

Die Verbindungen Ungarns mit der Schweiz waren im 18. Jahrhundert besonders intensiv, weil die Reformierten in den Ländern der Stephanskrone durch ihre gedrückte Lage in hohem Maße auf die Glaubensgenossen im Westen angewiesen waren; an der Universität Basel z. B. studierten in dem genannten Zeitraum nicht weniger als zweihundert ungarische Studenten [2]. In diesen Zusammen-

[1] Das Folgende stellt nur eine vorläufige und andeutende Behandlung des Gegenstandes dar.

[2] Vgl. dazu Fritz Verzár: Alte ungarische Verbindungen mit Basel (ungarisch), Separatum auf der Univ.-Bibl. Basel (Sign.: EM 142 No. 13).

hängen stehen auch die Bande, die Beck mit ungarischen Persönlichkeiten und ungarischen Werken verknüpfen.

Der erste Ungar, über dessen Beziehungen zu Beck wir unterrichtet sind, ist Georg Marothy. Geboren wahrscheinlich im Jahre 1713 zu Debreczin, wurde er schon im Oktober 1732 an der Universität Basel immatrikuliert und studierte an ihr bis zum Februar 1735. In dieser Zeit lernte er den etwa zwei Jahre älteren Beck, der damals eben seine kirchlichen Examina beendet hatte und sich unter der Leitung seines Verwandten und Paten Jakob Christoph Iselin gelehrten Arbeiten hingab, kennen und wurde von ihm in besonderer Weise gefördert. Seine Studien in Basel schloß er, wie es in der unten zu erwähnenden Gedenkrede heißt, damit ab, daß er «Verbi Divini ministerio in splendidissima Presbyterii Basiliensis Synodo, sacramentum dedit», und am 19. Februar 1735 stellte ihm der Dekan der Theologischen Fakultät ein höchst anerkennendes Zeugnis darüber aus. Von Basel wandte sich Marothy nach Bern und im Jahre 1736 nach Groningen und Leyden. Darauf erhielt er bereits 1738 die Professur für Geschichte, Rhetorik und Mathematik an seiner Heimatuniversität Debreczin und erwarb sich die größten Verdienste um die Reform des Bildungswesens in Ungarn. Nach seinem Weggang von Basel stand er mit seinem «amantissimus Beckius» in regem Briefwechsel: fünfundvierzig Briefe von Marothy an Beck und vierundzwanzig von Beck an Marothy sind auf uns gekommen. Diejenigen aus der Debrecziner Zeit gewähren uns einen erschöpfenden Einblick in die Bestrebungen Marothys, den «Augiasstall der Barbarei» zu reinigen und «litteris honos suus ac dignitas» zurückzugewinnen, und in die Bemühungen Becks, ihm durch Beratung und Vermittlung von Literatur dabei behilflich zu sein. Aber bereits am 16. Oktober 1744 wurde Marothy im Alter von erst einunddreißig Jahren aus seiner großen Wirksamkeit abgerufen. Im Januar 1745 hielt ihm der Graezist Samuel Szilagyi die Gedenkrede. Unter anderm rief er aus: «O diem patriae, ecclesiae, scholae ac nobis denique omnibus luctuosissimum!, o diem infinitarum calamitatum praenuntium!, o cladem litterarum inaestimabilem!» Von Marothys Aufenthalt in Basel aber heißt es: «tua inprimis, clarissime Becki,

familiaritate et nunquam satis laudanda humanitate adiutus, dici non potest, quantis accessionibus litterarium suum penum locupletavit» [3].

Auch der eben genannte Samuel Szilagyi stand mit Beck in Verbindung. Geboren 1719 als Sohn eines Debrecziner Professors, studierte er nach einem Besuch niederländischer Universitäten 1741 in Bern und wurde bereits 1742 Professor in Debreczin. Nach dem Tode Marothys stellte vor allem er die Verbindung zwischen Ungarn und Beck dar. Am 17. September 1745 z. B. schreibt ihm Beck: «A te de omnibus istis» — es handelt sich um Fragen der Bücherbeschaffung — «litteras exspecto, quem in amore erga me Marothio succedere optarim; si quid de statu Ecclesiae et Scholae vestrae, item de tuis rebus ad me perscripseris, gratum erit.» Und am 30. Januar 1746 gesteht Beck seinem Kollegen in Debreczin, nachdem ihm dieser den Studiosus Stephan Hathvani angemeldet und empfohlen hatte: «Amantur apud nos Hungari ac non tantum ceteris studiosis, etiam Helvetiis sociis, aequiparantur, sed et saepius praeferuntur [4].»

In der Tat traf Stephan Hathvani zum Sommersemester 1746 in Basel ein. Am 10. Mai bezog er als «alumnus peregrinus» das Konvikt des Untern Kollegiums, und am 13. Mai wurde er immatrikuliert. Er war seines Zeichens Theologe und verteidigte als solcher am 16. Juni 1747 unter dem Vorsitz Becks «Animadversiones theologico-criticas». Doch schon am 30. November 1746 hatte er sich auch in die medizinische Fakultät aufnehmen lassen und promovierte am 9. April 1748 mit einer Dissertation «De aestimatione mor-

[3] Vgl. dazu: 1. die Korrespondenz Becks in der Handschriftenabteilung des Frey-Grynaeischen Instituts (deponiert auf der Univ.-Bibl. Basel); 2. den Basler Akademikerkatalog auf der Univ.-Bibl. Basel; 3. die genannte Gedenkrede, abgedr. in: Museum Helveticum, Bd. 1, Zürich 1746, S. 249 ff.; 4. Constant von Wurzbach: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich, 17. Teil, 1867, S. 8 f.; die Vermittlung der Büchersendungen von Beck an Marothy besorgte in den Jahren 1739 und 1740 vor allem der in Zürich studierende Johannes Batorkessi aus Debreczin; es liegen vierzehn Briefe von ihm an Beck vor und einer von Beck an ihn.

[4] Vgl. dazu: 1. die Korrespondenz Becks, a. a. O.; 2. Constant von Wurzbach, a. a. O., Teil 42, 1881, S. 170 f.

borum ex facie» zum Doktor der Medizin. 1749 kehrte er über Leyden nach Debreczin zurück und wirkte dort fortan sowohl als praktischer Arzt wie als Professor der Philosophie und des Naturrechts bis zum Jahre 1786. In der Zeit von 1749 bis 1769 schrieb er an Beck zahlreiche Briefe. Derjenige vom 9. November 1761 beginnt mit den Worten: «Facile divinare potui, quos labores ac molestias subiveris, cum Lectoris Freyiani munus, a b[eatae] m[emoriae] viro tibi oblatum, suscepisti [5]; at nec is consilia sua sancta eorumque implendorum spem ulli certius quam tibi credere potuit, nec tu ecclesiis multis maiore cum fructu operam locare potuisti ... utinam plures Freyios et Grynaeos Helvetia habeat [6].»

Des weitern ist Beck an der Verbreitung der ungarischen Bibelübersetzung beteiligt. Im Jahre 1590 hatte der in der Schweiz, in Straßburg und in Wittenberg gebildete Pfarrer Kaspar Karolyi eine vollständige Übersetzung der Bibel ins Ungarische zu Visoly veröffentlicht, und 1608 hatte Albert Molnár diese in verbesserter Gestalt in Hanau und 1612 in Oppenheim erscheinen lassen. Weitere Drucke dieser Karolyi-Molnárschen Übersetzung erschienen zwischen 1645 und 1685 in Amsterdam, Großwardein und wieder Amsterdam. Im 18. Jahrhundert wurde es wegen des gegenreformatorischen Druckes vollends unmöglich, die ganze Bibel in magyarischer Sprache in Ungarn oder Siebenbürgen herauszubringen. Da sprangen die Glaubensgenossen in den Niederlanden und in der Schweiz in die Lücke: in Utrecht erschien von 1730 bis 1770 die Karolyi-Molnársche Bibel fünfmal und in Basel dreimal. Die erste dieser Basler Ausgaben wurde 1751 im Verlag von Rudolf Johann Imhof veröffentlicht; mitgewirkt hatten bei der Drucklegung die beiden in Basel studierenden Ungarn Stephan Pap und Franz Török. In der Widmung des zierlichen Bandes lud der Verleger die Bürgermeister, Schultheißen und Oberstzunftmeister der vier evangelischen Städte Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen ein, «rem

[5] Beck war im Jahre 1759 Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts geworden.

[6] Vgl. dazu: 1. die Korrespondenz Becks, a. a. O.; 2. Basler Akademikerkatalog, a. a. O.; 3. Constant von Wurzbach, a. a. O., 8. Teil, 1862, S. 49 f.; 4. Museum Helveticum, Bd. 2, 1747, S. 575 ff.; Bd. 3, 1748, S. 118 ff.

Vestrae Pietati atque Sapientiae convenientissimam facere». Die Vorrede stammt aus der Feder des Dekans der Theologischen Fakultät, Jakob Christoph Becks. 1764 erschien eine zweite, 1770 eine dritte Auflage dieser Basler Bibel [7].

Wenige Jahre später lieh Beck einem zweiten Werk in ungarischer Sprache seine Hilfe. Petrus Bod, Pfarrer in Magyar Igen, einer der größten Gelehrten des ungarischen Protestantismus, hatte eine «Geschichte der streitenden Kirche Gottes und ihrer verschiedenen Wandlungen von der Schöpfung der Welt bis auf die Gegenwart» in ungarischer Sprache verfaßt und sandte das Manuskript an den Verleger, der 1751 die ungarische Bibel herausgegeben hatte, an Rudolf Johann Imhof in Basel. Die finanziellen Bedingungen, die Imhof zunächst stellte, waren für Bod jedoch untragbar, und er wandte sich deshalb am 15. Oktober 1759 an Beck mit der Bitte, günstigere Bedingungen von Imhof zu erwirken. In der Tat trat Beck mit Imhof in diesem Sinne in Verbindung und erreichte schließlich sein Ziel, allerdings nicht ohne daß ihm dabei eine gewichtige Persönlichkeit aus Ungarn behilflich war [8].

Bod hatte nämlich nicht nur Beck gebeten, sich für die Drucklegung seines Werkes einzusetzen, sondern eine gleiche Aufforderung an den damals in Basel zu Studienzwecken sich aufhaltenden jungen ungarischen Grafen Joseph Teleki gerichtet. Am 3. November 1759 schrieb dieser in sein Tagebuch: «Ich erhielt den Brief des Hochwürdigen Herrn Bod aus Igen vom 15. Oktober und darin einen Brief für seine Gnaden, den Hochwürdigen H[errn] Beck; seine Hochwürden bittet mich, ihm den Druck seiner Kirchengeschichte zu besorgen, und bittet auch H[errn] Beck, den Imhof zu

[7] Vgl. dazu Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, 3. Aufl., 3. Bd., 1897, S. 115 ff; ein Exemplar der Ausgabe von 1751 findet sich in der Bibliothek des Frey-Grynaeischen Instituts. Aus dem Briefwechsel Becks mit Hathvani geht hervor, daß es wegen dieser Bibelausgabe zu Mißhelligkeiten zwischen Beck und Stephan Pap kam.

[8] Vgl dazu: 1. die Korrespondenz Becks, a. a. O.; 2. Realencyklopädie, a. a. O., Bd. 3, 1897, S. 270 f.; 3. Die Religion in Geschichte und Gegenwart, 2. Aufl., Bd. 1, 1927, Sp. 1163.

räsonablen Konditionen zu bewegen.» Und so arbeiteten nun der Basler Professor und der ungarische Graf Hand in Hand, dem ungarischen Volk das Werk Bods zugänglich zu machen. Auch nachdem die finanzielle Frage geregelt war, gab es noch manche Schwierigkeiten. Noch am 25. März 1761 heißt es z. B. im Tagebuch des Grafen: «Um vier Uhr ging ich zu Herrn Beck in die Vorlesung über Universalgeschichte; dann ging ich fort, brachte den H[errn] Imhof vor ihn und gab in seiner Gegenwart die Erklärung ab, daß Jener für die zwei letzten Druckbogen der Kirchengeschichte des hochw[ürdigen] H[errn] Bod nicht das gleiche Papier verwendet habe, und ich es deshalb nicht akzeptieren könne; ich bat H[errn] Beck, er möge das Geld, das er noch habe, nicht aus der Hand geben, bis H[err] Imhof diese Bogen neu drucken lasse.» In der Tat wurden diese Bogen neu gedruckt, und Bods «Historiája» ging wohl noch im nämlichen Jahre 1761 — das Titelblatt trägt bereits die Jahreszahl 1760 — in die Welt hinaus als ein Band von fast fünfhundert Seiten und mit einem Anhang von interessanten Karten von Asien, Afrika, Europa und Amerika. Im Jahre 1778 erschien eine zweite Auflage [9].

Joseph Teleki hatte zwei Verwandte nach Basel nachgezogen, die Grafen Adam und Samuel Teleki. Von ihnen trat besonders Graf Samuel mit Beck in nähere Beziehung. U. a. lesen wir in seinem Tagebuch das Folgende darüber: «Bibliothekar [10] ist Prof[essor] Beck, der mich oft auf die Bibliothek mitnahm und mir zuliebe manchmal viele Stunden mit mir verbrachte; dieser Prof[essor] Beck besitzt auch in seinem Hause eine sehr große Bibliothek, sowohl seine eigene als auch die von dem verstorbenen Professor der Philologie Frey», oder: «Herr Prof[essor] Beck ist ein wirklich liebenswerter, guter Mann, ein großer Theologe, großer Historiker, der auch in der Literatur und selbst in den orientalischen Sprachen große Kenntnisse besitzt . . .; die Ungarn liebt er besonders und ist

[9] Vgl. dazu Otto Spieß: Basel anno 1760; nach den Tagebüchern der ungarischen Grafen Joseph und Samuel Teleki, 1936, passim; ein Exemplar der Ausgabe von 1760 findet sich in der Bibliothek des Frey-Grynaeischen Instituts.

[10] Beck war zugleich Bibliothekar der Universitätsbibliothek.

voll Güte zu ihnen, so daß man sagen kann, er sei der Vater der ungarischen Studenten in Basel.» Als Samuel Teleki am 24. Juli 1761 das Schiff bestieg, um sich nach den Niederlanden zu begeben, erschien trotz der frühen Morgenstunde auch Beck; die beiden küßten sich, und Beck vergoß Tränen des Abschieds. Doch blieben die zwei Männer wenigstens die nächsten zehn Jahre hindurch noch durch einen Briefwechsel miteinander verbunden. In einem am 24. Mai 1770 aus Saromberg in Siebenbürgen geschriebenen Brief heißt es etwa: «Nos hic de restaurandis in scholis nostris literis instituendaque nova docendi et discendi methodo serio cogitamus, sed multa in piis tantum, ut aiunt, desideriis volvimus, quia tempora minus favent et librorum inopia laboramus»; zugleich berichtet der Briefschreiber, daß er am 19. Februar «lectissimam ex illustri Principis olim Gabrielis Bethlen de Iktar prosapia virginem Susannam» als Gattin heimgeführt habe. In seinem letzten, vom 31. Januar 1771 stammenden Brief singt Graf Samuel noch einmal das Lob auf die Verdienste Becks um Ungarn: «Tua in populares meos merita, quae pro singulari tua modestia exigua esse scribis, quam sint magna, etiam tacente me, facile omnes intelligunt; et nisi plane ingrati simus, multum profecto nos ecclesiamque nostram tibi debere fateamur necesse est.» Nicht ohne Zusammenhang mit seiner Verbindung mit Beck dürfte es sein, daß Samuel Teleki im Laufe der Jahre eine Bibliothek anlegte, auf die er achthunderttausend Gulden verwendet haben soll, und die er der Stadt Maros-Vásárhely mit den Worten schenkte: «Ich entschloß mich zu diesen Ausgaben und Bemühungen, um dem Mangel an Büchern in meinem Vaterlande abzuhelfen und mich als einen nützlichen und fähigen Staatsbürger zu zeigen.» Erst im Jahre 1822 starb er, nachdem er zweiunddreißig Jahre lang das Amt eines Siebenbürgischen Hofkanzlers mit Sitz in Wien ausgeübt hatte [11].

[11] Vgl. dazu: 1. die Korrespondenz Becks, a. a. O.; 2. den Basler Akademikerkatalog, a. a. O.; 3. Otto Spieß, a. a. O.; 3. Constant von Wurzbach, a. a. O., Teil 43, 1881, S. 262 ff.; auch die Gattin Samuel Telekis war eine große Bibliophilin (Constantin von Wurzbach, ebenda, S. 239).

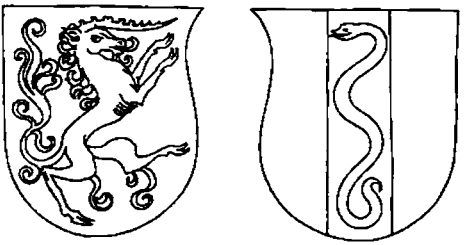
Endlich ist noch eine letzte Verbindung Becks mit Ungarn zu erwähnen. Am 2. Dezember 1773 immatrikulierte sich der aus Debreczin stammende Paul Szönyi in Basel und wurde am 31. Mai 1774 ins Collegium Alumnorum aufgenommen. Dadurch kam Beck auch in Beziehung zum Vater dieses Studierenden. Dieser, Benjamin Szönyi, war Pfarrer in Holdmezö-Vásárhely und zugleich einer der ersten Liederdichter des ungarischen Protestantismus. Nachdem ihm Beck am 16. Juli 1774 einen Brief geschrieben hatte, dankt ihm Benjamin Szönyi am 1. November 1776 in begeisterten Worten für die auf der Gemeinschaft der Heiligen beruhende Verwandtschaft, sendet ein Bändchen von Epigrammen — es handelt sich wohl um die eben erschienene: «Zither der Heiligen» — und schließt mit den Worten: «Vale, vir celeberrime, meque te vehementer amantem redama, qui sum summe venerandi tui nominis cultor sincerrimus, Benjamin Szönyi, ecclesiarum, quas Stephanus Szegedinus [12] in his oris Hungariae reformaverat, Senior [13]!»

Basel, den 11. Januar 1957.

Der Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts:
Ernst Staehelin

[12] Stephan Kiss aus Szeged (1505—1572), einer der Begründer des reformierten Protestantismus in Ungarn; sein Hauptwerk, die «Theologiae Sincerae Loci Communes», war 1585 durch seinen gleichnamigen Sohn in Basel veröffentlicht worden.

[13] Vgl. dazu: 1. die Korrespondenz Becks, a. a. O.; 2. den Basler Akademikerkatalog; 3. Constant von Wurzbach, a. a. O., Teil 42, 1881, S. 234 f.



JAHRESBERICHT
DES
FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL
FÜR DAS JAHR 1957

Im Berichtsjahre durfte der Lektor den vierten Band seines Werkes über die «Verkündigung des Reiches Gottes in der Kirche Jesu Christi» herausbringen. Außerdem veröffentlichte er im siebenten Bande der «Historia Mundi» ein Kapitel über die protestantische Orthodoxie und die puritanischen und pietistischen Erweckungsbewegungen, ferner in der Denkschrift zur Feier der vor zweitausend Jahren erfolgten Gründung der Colonia Raurica einen Überblick über die Geschichte der reformierten Kirche Basels. Weiterhin war er sehr stark in Anspruch genommen durch die Vorbereitung von Festschriften für das Universitätsjubiläum von 1960.

Um dieser Arbeiten willen machte er im Berichtsjahre Gebrauch von der Erlaubnis, auf die Abhaltung besonderer Vorlesungen als Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts verzichten zu dürfen.

Wieder diente das Haus verschiedenen Veranstaltungen als Treffpunkt und verschiedenen Gästen aus Nah und Fern als Absteigequartier. Am 11. Mai hielten z. B. ungarische Flüchtlinge eine Zusammenkunft im Frey-Grynaeum ab, und am Ende des Jahres wohnte während mehrerer Wochen in ihm der Principal der Theologischen Schule von Melbourne in Australien.

Im Laufe des Sommers wurden die dem Institut gehörenden Büsten von Friedrich Schleiermacher und Karl Rudolf Hagenbach,

nachdem sie aufgefrischt worden waren, auf Konsolen in der Laube des Seitenflügels und an der dazu führenden Treppe aufgestellt.

Nachdem in verdankenswerter Weise für die Renovation des Hauses ein Kredit vom Arbeitsrappen bewilligt, eine Summe von der B. H. G. überwiesen und ein Kredit vom Regierungsrat in Aussicht gestellt worden war, wurde mit den Planungen für diese im Jahre 1958 auszuführende Renovation begonnen.

Zum Schluß dieses Berichtes sei wieder etwas aus dem umfangreichen Briefwechsel des ersten Lektors, Jakob Christoph Becks, herausgegriffen, und zwar die Briefe, die er von den drei Bündner Pfarrern Andreas Schucan, Petrus Dominicus Rosius a Porta und Paulus Kind erhalten hat [1].

Das aus Zuoz stammende Geschlecht der Schucan hat der Bündner Kirche im Laufe der Jahrhunderte nicht weniger als vierundzwanzig Pfarrer gestellt. Unter ihnen befindet sich Andreas Schucan. Geboren um 1710, hatte er sich 1728 in Basel immatrikuliert, war 1734 ordiniert worden und versah seit 1737 das Pfarramt in Wiesen, Madulein, Parpan und Zuoz; in Zuoz ist er bereits 1758 gestorben. Vom 10. September 1752 stammt ein erster, aus Zuoz datierter Brief von Schucan an Beck. In ihm empfiehlt er den ebenfalls aus Zuoz stammenden Martin Dantz an den Basler Professor; Beck möge Dantz beistehen sowohl: «fida, tum publica, tum privata

[1] Die Briefe befinden sich in der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Basel unter der Signatur: Frey-Gryn., Mscr. VII, 2, Bd. 10, No. 76 und 77 (Schucan), Bd. 9, No. 43 (a Porta), Bd. 7, No. 111—119 (Kind); im übrigen vgl. zum Folgenden: 1. den handschriftlichen Basler Akademikerkatalog auf der Universitätsbibliothek Basel; 2. die Lebensgeschichte des Herrn Dekan und Antistes Paulus Kind, verfaßt von seinem Neffen Paulus Kind (1783—1875), in: Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit, 1803, S. 176 ff.; 3. J. Andr. v. Sprecher: Geschichte der Republik der drei Bünde im achtzehnten Jahrhundert, 2. Bd., 1875, S. 413 ff.; 4. Johann Munz: Die Brüdergemeinde in Graubünden, in: Der Kirchenfreund, 20. Jh., 1886, S. 293 ff.; 5. M. Valèr: Die evangelischen Geistlichen an der Martinskirche in Chur, 1919; 6. Paul Wernle: Der schweizerische Protestantismus im 18. Jahrhundert, 3. Bd., 1925, S. 24 ff.; 7. Jakob Rudolf Truog: Die Pfarrer der evangelischen Gemeinden in Graubünden und seinen ehemaligen Untertanenlanden, in: Jahrbücher der historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden, Jhg. 64 und 65, 1934 und 1935; 8. Jakob Rudolf Truog: Aus der Geschichte der evangelisch-rätischen Synode, 1937; 9. Friedrich Pieth: Bündnergeschichte, 1945, S. 243 f.

institutione, sapienti consilio necnon proficua in mores inspectione». In der Tat immatrikulierte sich Martin Dantz am 30. September 1752 in Basel, wurde 1757 ordiniert und war dann Pfarrer in Madulein, Churwalden und Zuoz.

Ein zweiter Brief Andreas Schucans an Beck, datiert vom 6. Oktober 1756, enthält ebenfalls die Empfehlung eines jungen Bündner Theologen, und zwar diejenige eines Peter Schucan, des Sohnes eines gleichnamigen Vaters, der 1749 als Vorgänger des Briefschreibers im Pfarramt von Zuoz gestorben war «Cum ipsi domi», heißt es in dem Brief, «res non adeo augustae, sed potius angustae sint», möge Beck versuchen, ihm im Collegium Erasmianum einen Freiplatz zu verschaffen «ad sublevandas expensas». Am 26. Oktober 1756 fand Peter Schucans Immatrikulation in Basel statt; ob er auch ins Collegium Erasmianum aufgenommen wurde, ist ungewiß; es liegt nur ein diesbezügliches Gesuch von seiner Hand vor. Im Jahre 1759 erhielt er die Ordination und erscheint in der Folgezeit als Pfarrer von Valzeina und von Trimmis. 1789 ist er gestorben.

Der zweite Korrespondent Becks aus Bünden ist Petrus Dominicus Rosius a Porta von Fetan. Geboren 1734, hatte er seine Studien in Bern, Debreczin und Groningen absolviert, war 1756 in die Synode aufgenommen worden und hatte unverzüglich darauf das Pfarramt in Feldis übertragen bekommen. Als «Pastor Ecclesiae Feldisiensis in Alta Raetia» wandte er sich am 12. Januar 1757 an Beck, überbrachte ihm Grüße von seinen Verehrern in Ungarn, berichtete ausführlich über die Mißhelligkeiten, die es im Anschluß an die 1751 in Basel erschienene, von Beck bevorwortete ungarische Bibelübersetzung mit Stephan Pap, einem der Herausgeber der Bibel, gegeben hatte, und übersandte im Auftrage eines Angehörigen des Bündner Adels ein arabisches oder türkisches Manuskript mit der Bitte, mitzuteilen, was wohl der Inhalt des Manuskriptes sei. Schon 1757 siedelte a Porta nach Masein über, 1758 nach Fetan und 1766 nach Scanfs. Als Pfarrer von Scanfs gab er von 1771 bis 1777 in drei Büchern und zwei Bänden seine berühmte: «Historia Reformationis Ecclesiarum Raeticarum» heraus. Danach siedelte er 1781 nach Castasegna über, 1791 nach Soglio, 1803 nach Zuoz und dort starb er im Jahre 1806.

Weitaus der wichtigste Korrespondent Becks aus Bünden ist jedoch

Paulus Kind. Geboren 1734 in Chur als Sohn des Zunftmeisters Christian Kind — ein jüngerer Bruder Pauls war der spätere Stadtschreiber und Oberstzunftmeister Christian Kind —, suchte er, wie damals viele Bündner, die Universität Halle auf und verweilte dort nicht weniger als vier Jahre. Halle stand damals, wenigstens zum Teil, noch im Zeichen des von August Hermann Francke geprägten, auf dem Erlebnis von Sünde und Gnade beruhenden Pietismus, und Kind kehrte denn auch in der Tat als Vertreter des Hallenser Pietismus in die Heimat zurück. In einer Biographie, die 1803 in den «Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit» erschien, heißt es von der Verkündigung Kinds: «Zuerst suchte er den Menschen zur Erkenntnis seiner Sünden und der daraus folgenden Strafwürdigkeit zu bringen, und trachtete, alle falschen Stützen ihm wegzunehmen, auf die er sich etwa verlassen könnte; und dann, wenn er dieses erlangt hatte, dann wies er ihn zu Jesu, als dem einzigen Namen, der den Menschen gegeben ist, darin sie können selig werden; er sagte ihm aber auch, daß er den Heiland lieben und seine Gebote befolgen müßte . . .; denn ohne Buße . . ., ohne Heiligung . . ., ohne ernstliche Besserung könne niemand den Herrn sehen.» 1757 wurde Kind in die Bündner Synode aufgenommen, verbrachte dann zwei Jahre als Hofmeister in angesehenen Familien des Landes oder, nach einer andern Darstellung, als Feldprediger in Holland und wurde 1759 Pfarrer in Schiers. Dort begann sich unter seinem Einfluß eine Erweckungsbewegung anzubahnen; aber bald erhob sich schärfste Gegnerschaft gegen ihn; «es gab nichts so Schändliches, so Abscheuliches, das man ihm nicht aufzubürden gesucht hätte», heißt es in der genannten Biographie; und bereits im Jahre 1761 sah er sich gezwungen, die Gemeinde zu verlassen. Nachdem er eine Reise durch die Schweiz und durch Deutschland gemacht hatte, nahm er 1763 die Pfarrstelle in Haldenstein an und wurde zugleich Professor am Collegium philosophicum in Chur. Aus dieser Haldensteiner Zeit stammt eine Predigt über die «Sündlichkeit des weltförmigen Tanzens zur Warnung christlich gesinnter Herzen». 1772 wurde Kind an St. Regula in Chur als sogenannter «Freiprediger», d. h. zweiter Pfarrer, berufen; von seinem Kollegen Daniel Bilger, dem ersten Pfarrer, und ihm selbst heißt es in einer Darstellung: «Bilger und Professor Kind zusammen donnerten in den siebziger

Jahren von der Kanzel herab gegen das sündhafte Tanzen und gegen den Geheimrat Baptista von Salis, der dasselbe, obwohl selbst ein mystisch frommer Mann, verteidigte.» Als 1781 Daniel Bilger als Antistes an St. Martin in Chur übersiedelte, wurde Kind sein Nachfolger im ersten Pfarramt von St. Regula; in dieser Zeit schloß er sich auch der Deutschen Christentumsgesellschaft an. 1789 wurde ihm noch das Dekanat des Gotteshausbundes anvertraut, und im Jahre 1792 folgte er Bilger auch in der Würde eines Pfarrers von St. Martin und Antistes nach. Als solcher erlebte er die bewegten Zeiten der mit der Französischen Revolution und den Koalitionskriegen zusammenhängenden Ereignisse; eine Zeitlang war er sogar der Gefangene der Franzosen. Im Jahre 1802 raffte ihn der Tod dahin.

Sechs von den zehn an Beck gerichteten Briefen Kinds stammen aus den Jahren 1774 und 1775 und befassen sich mit dem in Graubünden tobenden Kampf für und wider das Herrnhutertum. Diese vom Grafen Nikolaus von Zinzendorf ausgehende Bewegung, die im Unterschied vom Hallenser Pietismus des Sünden- und Gnadenerlebnisses und einer strengen Heiligung eine auf der Objektivität der Passion Christi beruhende freudige, mit allerhand Überschwenglichkeiten, ja Geschmacklosigkeiten verbundene Frömmigkeit darstellte — die Herrnhuter bezeichneten sich z. B. als «Kreuzluftvögelein» und «Seitenwundenbienlein» und nannten Jesus «Bruder Lämmlein, unser Flämmlein» —, war seit den 1740er Jahren auch nach Graubünden gedrungen und hatte sowohl unter den Pfarrern als auch unter den Laien mehr und mehr Anhänger gewonnen. Dagegen erhob sich nun seit 1760 eine immer schärfere Opposition von seiten der Orthodoxie unter Führung des Samadener Pfarrers Jakob Pernis, während die Vertreter des Hallenser Pietismus, an ihrer Spitze Paulus Kind, etwas unschlüssig in der Mitte standen. Besonders heftig entbrannte der Kampf auf der zu Thusis abgehaltenen Synode von 1774, nachdem in Chur das Büchlein «Einfältiges Herzensbekenntnis von der seligen Betrachtung des erwürgten Lammes» erschienen war und von den herrnhutisch gesinnten Pfarrern auch von den Kanzeln empfohlen wurde; die Mehrheit der Synodalen, 56 von 105, verurteilte die Schrift als ketzerisch; doch die staatlichen Assessoren der Synode verweigerten die Zustimmung; da

gelangte die Mehrheit an die evangelische Session, den evangelischen Teil des Bundestages, mit der Forderung, sie solle von jedem Kandidaten verlangen, daß er mit Handschlag an Eidesstatt verspreche, jede Gemeinschaft mit den Herrnhutern und ihrer Lehre zu meiden. Darauf wurde eine «Evangelische Standes- oder Pacifikations-Commission» eingesetzt, und diese entschied am 5. Februar 1775 nach Anhörung der verschiedenen Parteien im sogenannten «Parere», daß die Freiheit der Geistlichen und der Kandidaten gewahrt werden solle, sofern nichts unternommen werde, was gegen die Reinheit der Lehre der Reformierten Kirche verstoße; immerhin sollten die Gemeinden die konkrete Entscheidung haben.

Während diese Auseinandersetzungen sich abspielten, wandte sich Kind mehrere Male an Beck, um bei ihm, der im Jahre 1753 im Auftrag des Basler Ministeriums zur Aufklärung über den Separatismus die Schrift herausgegeben hatte: «Ungrund des Separatismus», Rat und Weisung zu holen. Am 1. September 1774 berichtet Kind, indem er ein Exemplar des Büchleins über das erwürgte Lamm beilegt, über den ganzen Streit — in Davos sei es zwischen den Pfarrern fast zu «effusio sanguinis» gekommen — und über den Verlauf der Synode von Thusis; dann fährt er fort, Beck sei «scientia et veritatis secundum pietatem studio clarus», und darum hoffe er, Kind, Beck «occasionem veritatis promovendae haud esse intermissurum et, quam primum fieri potest, responsurum». Die Antwort Becks ist nicht erhalten; aber aus den weitern Briefen Kinds zu schließen, scheint er sich eher gegen die Herrnhuter ausgesprochen zu haben. Demgemäß ist auch die Eingabe Kinds an die genannte Kommission eher ablehnend; u. a. heißt es darin: «Ein Orthodoxer predigt von allen göttlichen Wahrheiten in einer beständigen Beziehung auf den Erlöser der Welt; einem herrnhutisch Gesinnten ist es leid, wenn er von etwas anderem reden muß als vom Kreuz . . .; der Orthodoxe lehrt auch Pflichten . . .; dem herrnhutisch gesinnten Prediger ekelt sogar vor der Pflicht»; immerhin gibt Kind gerne zu, daß die Herrnhuter sich in den letzten Jahren sehr gebessert hätten. So hofft Kind denn auch in seinem an Beck gerichteten Schreiben vom 13. März 1775, daß die Obrigkeit von Chur von den Pfarrern keinen antiherrnhutischen Eid verlangen, sondern einen Weg finden werde, «wo Wahrheit und Friede einander küssen können und

Nachsicht und Menschenliebe über den Zwang und die Härtigkeit siegen werden; die Wahrheit will gelehrt und nicht erzwungen werden».

Mit dem Parere vom Februar 1775 war der Streit um die Herrnhuter keineswegs beendigt, sondern er flammte noch einmal aufs heftigste an den 1775 in Chur und 1778 in Sent abgehaltenen Synoden auf; und so beschäftigen sich auch die spätern Briefe Kinds an Beck noch gelegentlich mit der Angelegenheit; doch sind sie auch andern Gegenständen gewidmet.

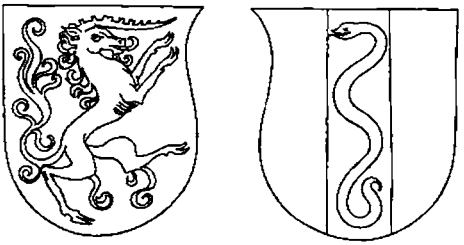
In einem Schreiben vom 12. Juli 1777 wird z. B. Benedikt Cabrin von Ilanz an Beck empfohlen: «der Ruhm, den Ihre Universität von der reinen Orthodoxie in unsern Zeiten hat, wo sie rar zu werden anfängt», habe Cabrin nach Basel gezogen. Dieser, 1756 geboren, war bereits kurz vor seiner Reise nach Basel in die Synode aufgenommen und ordiniert worden; in der Tat trägt er sich dann am 28. Juli 1777 in die Basler Universitätsmatrikel ein. 1780 wurde er Pfarrer in Mutten, später in Safien-Neukirch, in Sufers und schließlich in Maladers. Weiter heißt es in dem Brief: «Ich nehme die Freyheit, hier ein paar Predigten beyzulegen, die ich längst geschickt haben würde, wenn ich mich nicht gescheut hätte, unnötige Porto zu machen; Euer Hochwürden werden aus der 11ten sehen, wie weit ich von Intolleranz entfernet sey.» Endlich meldet Kind: «Da ich von meinen ordentlichen Stellen nicht leben kan, so arbeitte ich noch in Gesellschaft mit dem hochverdienten Herrn Professor Neseman an der Erziehung der Jugend, welches mir mehr als meine Stellen einträgt.» Ohne Zweifel redet Kind von der Realschule in Chur, die er 1776 mit dem aus dem Magdeburgischen stammenden Johann Peter Nesemann, der bereits 1761 mit Martin Planta zusammen das zunächst in Haldenstein errichtete und dann nach Marschlins übergesiedelte Seminar eröffnet hatte, ins Leben gerufen hatte.

Der letzte Brief Kinds an Beck, der auf uns gekommen ist — er stammt vom 6. September 1781 —, beschäftigt sich mit der Neubesetzung der Churer Pfarrstelle. Der fast achtzigjährige Antistes Christian Grest konnte sein Amt nicht mehr versehen und wurde veranlaßt, den Rücktritt zu nehmen; neben dem Pfarrer von St. Regula, Daniel Bilger, wurde auch der «Freiprediger» Paulus Kind angefragt, ob er eine Wahl nach St. Martin annehmen würde; doch

er lehnte ab, und so wählten die Zünfte als die Kollatoren Daniel Bilger zum Antistes und Kind an Stelle Bilgers zum Pfarrer von St. Regula; doch mußten die beiden zusammen die Pension von Christian Grest aufbringen, Bilger 130 Gulden und Kind 70 Gulden; zum neuen «Freiprediger» bestimmte der Rat sodann den aus Halle stammenden Dr. phil. Wilhelm Heinrich Winning, Professor am Collegium philosophicum. Die Ausführungen Kinds über diese Angelegenheit schließt mit den Worten: «So haben wir einen Antistes, der 130 Gulden unterschrieb, um es zu werden, einen Pfarrer bey St. Regula mit 70 Gulden Auflage und einen Bastarten von Halle zum Freyprediger . . .: Herr Bilger hat die Reue bald überfallen; er wollte seine Zusage zurücknehmen, aber zu spätt; wenn es nicht Zeichen der Freundschaft wäre, kleine Particularitäten zu erzählen, so wolte [ich] das Geschriebene zurücknehmen, aber ich lasse es nur für Sie.» Im übrigen ergeht sich Kind über neue theologische Arbeiten von Zürcher Theologen und ruft aus: «Wohin kommt noch der Glaube in Zürich!» Dagegen freut er sich über die geläuterte Form, die August Gottlieb Spangenberg, der Nachfolger des Grafen von Zinzendorf, dem Herrnhutertum in seiner 1779 erschienenen «Idea fidei fratrum» gegeben hatte: «welch ein vortrefliches System für Unstudierte!; es hat Vieles zum Frieden bei uns beigetragen; ich stelte in einer Synodalrede vor einem Jahre vor, daß die Haubtirrlehren darinnen widerrufen seyen, und wir nicht mehr werden zu fürchten haben, daß sie ferner solten gehört werden; und das ist auch erfolgt: man hört von keinen Absurditäten mehr auf den Canzeln.» Der Brief — und damit die auf uns gekommenen Briefe Kinds an Beck überhaupt — schließt mit den Worten: «Gott stehe Ihnen und uns bey, da der Unglaube in der protestantischen Kirche immer mehr Eroberung macht, und helfe seinem Volke allerorten! . . .; gedenken Sie in Ihrer Fürbitte vor unsem Herrn, hochwürdiger, in Gott andächtiger Herr, Ihres ergebenst gehorsamen Dieners Paullus Kind!»

Basel, den 12. Januar 1958.

Der Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts:
Ernst Staehelin.



JAHRESBERICHT

DES

FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL FÜR DAS JAHR 1958

Im Sommersemester 1958 hielt der Lektor mit vierzehn Teilnehmern ein Konversatorium über «Ökumenische Fragen im Anschluß an die Weltkirchenkonferenz von Evanston» ab. Und im laufenden Wintersemester besucht er, wie in jedem zweiten Winter, mit elf Teilnehmern die wichtigern Freikirchen und Gemeinschaften. Diese beiden Veranstaltungen dürften in besonderer Weise dem Wunsche der Stifter, das Institut solle «auf pacem et concordiam Christianorum attendieren», entsprechen.

Von Ende April bis Ende Juni beherbergte das Haus Herrn Dr. Ernest W. Saunders, Professor für Neues Testament am Garrett Biblical Institute in Evanston; er vollendete in dieser Zeit das Manuskript einer neutestamentlichen Theologie.

Zweimal fand im Hause zum Abschluß einer Führung von Theologiestudenten durch die Stadt eine kleine Bewirtung statt; das erstemal waren fünfunddreißig, das zweitemal achtzehn Kommilitonen anwesend.

Ferner fand am 28. Juni eine Serenade zugunsten des Sozialdienstes von St. Matthäus statt; es nahmen etwa hundert Personen

daran teil; der musikalische Teil fand im Garten statt; nachher wurde in den Räumen der Bibliothek eine Erfrischung gereicht.

Das größte Ereignis aber war die von Ende August bis Ende Oktober auf Grund von Beiträgen des Arbeitsrappens, der Regierung und einer privaten Gesellschaft durchgeführte erste Etappe der Renovation des Hauses. Sie betraf den Dachstock, die hintere Fassade, die untere Treppe und einige Zimmer. Die Leitung der Renovation lag in den Händen von Herrn Architekten Karl Heinrich Wackernagel; im Namen des Baudepartementes und der Denkmalpflege standen ihm mit ihrem Rat die Herren Architekt Fritz Lauber und Denkmalpfleger Dr. Fridtjof Zschokke zur Seite.

Zum Schlusse sei auch diesem Jahresbericht eine der Handschriftensammlung des Frey-Grynaeischen Instituts entnommene historische Miszelle beigefügt. Und zwar soll diesmal etwas aus den Briefen, die der Mediziner Johann Rudolf Zwinger an seine Tochter Maria Magdalena und deren Gatten, Jakob Christoph Beck, den ersten Lektor des Instituts, gerichtet hat, mitgeteilt werden.

Johann Rudolf Zwinger, geboren 1692 und 1777 gestorben, bekleidete seit 1724, nachdem er vorher Logik, Anatomie und Botanik doziert hatte, die Professur der praktischen Medizin. Außerdem war er Physikus der Herrschaft Röteln, Arzt des Bischofs von Basel und des Domstifts, Mitglied der Leopoldinischen Akademie mit dem Beinamen Avicenna II und Gründer der «Societas physico-medica Helvetica», der Vorläuferin der «Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft». Verheiratet war er mit Maria Magdalena Frey, der Schwester des Stifters des Frey-Grynaeischen Instituts. Der Ehe waren drei Töchter entsprossen: Agnes, seit 1735 verheiratet mit Stadtarzt Johannes Buxtorf, Margaretha, seit 1737 verheiratet mit dem Seidenfabrikanten Emanuel Stickelberger in Lyon, und Maria Magdalena, seit 1748 verheiratet mit dem eben genannten Jakob Christoph Beck.

Dem Ehepaar Beck-Zwinger war 1749 das Töchterchen Maria Magdalena geboren worden. Als dieses bald dreijährig war, wurde es von einer Krankheit befallen, die es an den Rand des Grabes brachte und eine schwere Schädigung der allgemeinen Zustandes und besonders des einen Füßchens nach sich zog. Um dem armen Wesen Kräftigung zuteil werden zu lassen, begaben sich die Eltern

Beck-Zwinger mit dem Töchterchen im Sommer 1753 zu einer Kur nach Badenweiler [1]. Und diesen Kuraufenthalt begleitete nun der Vater und Großvater Zwinger von Basel aus mit rührender Fürsorge.

Sobald die Nachricht von der Ankunft in Badenweiler in Basel eingetroffen war, am 7. Juli 1753, ging ein erster Brief Zwingers an «Monsieur mon très cher Fils» ab. Darin heißt es u. a.: «Dem lieben Großtöchterlein wünsche [ich] eine heilsame Stärkung und glückliche Wiedergenesung»; es sei notwendig, daß man es anhalte, sein Füßlein auswärts zu gewöhnen; sonst würde das nach längerer Zeit nicht mehr möglich sein; auch solle das Kindlein regelmäßig baden und womöglich Eselsmilch trinken. Ferner erfahren wir aus dem Brief, daß bei der Fahrt nach Badenweiler einige Gegenstände verlorengegangen waren. Zwinger will ein diesbezügliches Inserat in das «Advisblätlein» einrücken. Ferner ist von einem Auftrag Becks an «Virum Venerabilem», Herrn Professor «Burcard» die Rede, wohl an den Theologieprofessor Johann Balthasar Burckhardt. Der Brief schließt mit den Worten: «Unter Empfehlung in göttlichen Schutz verharre [ich] mit aller Ergebenheit, Monsieur mon très honoré Fils, Votre très affectionné Beaupère J. R. Z.» Was aber das Inserat betrifft, so steht in der Tat in den «Wöchentlichen Nachrichten aus dem Baslerischen Berichthaus» vom 12. Juli 1753 die Notiz: «Heut vor acht Tagen früh sind vor dem St. Bläsy-Thor auf der Landstraße ohnweit der Stadt ab einer Kutsche verlohren worden: zwey weiße Fürtücher, eine Scheer, Strehl, Fingerhuth, Nadelbüchslein und ein silberner Ring; dem Finder, der solches durch das Berichthaus wieder an Behörde liefern wird, verspricht man eine billiche Discretion.» Und diese Notiz wurde mit entsprechender Änderung der Zeitangabe in den «Nachrichten» vom 19. und 26. Juli wiederholt.

Dem Brief an den Schwiegersohn war ein solcher an die Tochter, «ma très chère Fille», angehängt: Mit größtem Vergnügen habe man die glückliche Ankunft in Badenweiler vernommen, besonders daß

[1] Im Jahresbericht für das Jahr 1953 (S. 6) war die Vermutung ausgesprochen worden, die Kur sei in Obern-Baden oder Schinznach gemacht worden; die Briefe Zwingers bezeugen aber, daß es sich um Badenweiler handelte; und zwar wohnte die Familie Beck im Gasthaus «Zur Krone».

sich die liebe Pouponne so wohl gehalten habe; dagegen bedaure man, daß der Tochter das lange Fahren in dem Haupt so übel bekommen sei. Wegen der Decke und der Matratze wolle man sehen, ob man sie senden könne; wenn man aber in Badenweiler solche entleihen könnte, so hätte man weniger Mühe. «Wenn dir das Kopfweh zusetzet, so trinke dafür Thee; das Baden wird auch gut sein, nur nicht allzuwarm.» Der Bauer, der die zwei weißen Halstücher gefunden habe, sollte wohl auch die «Fürtücher» und das übrige gefunden haben; es sei gar bald etwas verloren; man müsse desto mehr Sorgfalt nehmen und auf alles Achtung geben. Man werde auch an das schwarze Spiegelein denken; doch könnte wohl eines in Badenweiler entliehen werden. «Dem kleinen Arlequin hundert Schmützlein! Die Mama und sambtliche Gefreundte vermelden dir und deinem Herren und dem lieben Großtöchterlein einen hertzlichen Gruß, und sie wündschen Euch, die Badenfahrt mit beglücktem Wohlsein zu vollbringen. Womit [ich] unter Empfehlung in göttliche Obsorg verharre lebenslang, ma très chère Fille, Vostre très fidèle et affectionné Perè J. R. Z.»

Bald darauf muß Frau Beck etwas von Heimweh nach Basel geschrieben haben. Jedenfalls antwortet der Vater: «Dem Heimweh muß man kein Gehör geben und sich für so kurze Zeit schicken, wie es die Sorge für die Gesundheit erfordert»; vielleicht sei das Bad etwas zu warm gewesen; doch dürfe man sich nicht sogleich abschrecken lassen. Von der Eselsmilch seien vier oder fünf Tassen genug; wenn der Durchlauf nicht gar zu stark sei, so könne man sowohl mit der Milch als mit dem Baden fortfahren.

Am 13. Juli meldet Zwinger sodann, daß die Matratze und die Decke dem Mühlheimer Fuhrmann übergeben würden. Ferner habe man den kleinen Spiegel der Jungfrau, welche bei Herrn Pfarrer Osterwald [2] in Diensten sei, mitgegeben, ebenso etwas weniges in einer Schachtel für die liebe Pouponne. In Basel sei es fast unerträglich heiß gewesen; dann sei ein starkes Gewitter gekommen. Am Schluß heißt es :«Monsieur le Prof. Beck et la chère Fille trouve icy mille baisemains.»

[2] Johann Rudolf Osterwald war von 1710 bis 1759 französischer Pfarrer in Basel.

In einem Schreiben an Herrn Beck vom 14. Juli äußert sich Zwinger u. a.: Sollte bei der lieben Pouponne ein allzu strenger Durchlauf ansetzen, so müßte man ein paar Tage mit der Milch und mit dem Baden einhalten und womöglich «auf die Nacht ein mandelkernengroß Confection de Hyacinthe oder Venetianisches Theriak eingeben». Vor vierzehn Tagen sei Herr Fontaine Doktor geworden und werde mit Jungfrau Langmesserin, seines Kostherrn an der Gerbergaß Tochter, Hochzeit halten [3]. Bei dieser warmen Zeit reisten viele Personen hin und wieder in die Bäder. Am verwichenen Sonntag sei in Basel eine fast unerträgliche Hitze gewesen.

Am 22. Juli war der Namenstag von Mutter und Tochter Maria Magdalena Beck. Beiden sendet Vater und Großvater Zwinger herzliche Gratulationen. Im Brief an die Mutter heißt es dazu: «Herrn Pfarrer Gmelin habe [ich] nicht die Ehre zu kennen; mich freut es, zu vernehmen, daß Ihr mit so gutem Vergnügen ihm zugehört [4].» Dem Töchterlein aber schreibt der Großvater: «Das Agneslein und Hans Rudelein Buxtorf wie auch das Margrethlein Stickelberger und die liebe Großmama wünschen dir auch Glück und eine gesegnete Badencur.»

Aus einem Brief vom 30. Juli erfahren wir, daß nun auch die Mutter Beck nicht ganz wohl ist; und zwar war sie von einem «Rhûme oder Fluß» befallen worden; sie solle dagegen «alle paar Stunden eine Tasse voll gute Brühlein, mit einem Frischgelben vom Ei vermischet oder auch ohne solches, oder eine Tasse voll Thee, mit oder ohne Milch vermischet und mit Sirop de Capillaire versüßet», zu sich nehmen. Wenn beim lieben Großtöchterlein das Grimmen anhalte, dann müßte man ohne Bedenken das Clystieren vornehmen. Heute sei Herr Dreyerherr Ortmann [5] nebst Herrn Bürgermeister Merian [6] Ehrengesandter nach Solothurn geworden.

[3] Am 6. August wurde das Paar, François Fontaine von Genf und Jungfrau Elisabeth Langmesser, in der Kirche von St. Jakob getraut.

[4] Von 1713 bis zu seinem am 26. April 1753 erfolgten Tode wirkte als Pfarrer in Badenweiler Jeremias Gmelin; seit 1745 (oder 1748) war ihm sein John Isaak adjungiert; dieser folgte auch dem Vater im Pfarramt von Badenweiler nach und versah es bis zu seinem im Jahre 1778 (oder 1789) erfolgten Tode.

[5] Jeremias Ortmann (1702—1784), Meister zu Weinleuten, Ratsherr, Dreierherr, Dreizehnerherr.

[6] Samuel Merian (1685—1760), Bürgermeister seit 1731.

Am 31. Juli erteilt Zwinger neue Ratschläge gegen den «so beschwährlichen Fluß» der Mutter Beck und das «Blähen und Grimmen» des Töchterleins. Der Schluß des Briefes ist an dieses selbst gerichtet: «Ma très chère Petite Fille: die liebe Großmama, deine lieben Brüderlein [7], das Gritlein im Rüdin [8] schicken dir viel hundert Schmützlein, und ich noch mehr dazu. Adieu!»

Am 7. August meldet Zwinger dem Schwiegersohn, daß am verwichenen Samstag Herr Professor Falkner [9] zu einem Stadtkonsulenten erwählt worden sei, und daß er ein paar Male einigen Fremden die Bibliothek gezeigt habe. Falls sich in Basel keine Kutsche finde, die in den nächsten Tagen mit Personen nach Badenweiler fahre, so daß die Becks sich ihrer zur Rückfahrt bedienen könnten, so werde man auf eigene Bestellung «begehrter Maßen auf den Montag oder Dienstag nächstkünftig eine Gutschen für Heimreise absenden».

Endlich am 10. August teilt Zwinger mit, daß am Montag oder Dienstag, d. h. am 13. oder 14. August, das bestellte Gefährt zur Rückreise in Badenweiler eintreffen werde. Wenn bei dieser ein Wind gehe, so wäre es gut, «auf der einten Seite die Gutsche zu beschließen, damit nicht der Durchluft ein Fluß oder Zahnweh verursache». «Gott gebe, daß wir euch bald wiederumb gesund sechen mögen. Adieu.»

Am 14. oder 15. August dürfte also die Rückkehr stattgefunden haben. Der kleinen Maria Magdalena aber hatte die Kur nicht zur Genesung verholfen; vielmehr verstarb sie nach langer Leidenszeit am 15. Mai 1757.

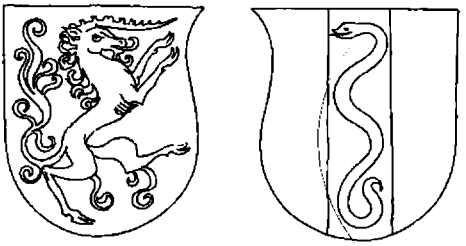
Basel, dem 10. Januar 1939.

Der Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts:
Ernst Staehelin.

[7] Über Söhne des Ehepaars Beck-Zwinger ist nichts Urkundliches bekannt; nur in einer sekundären Quelle heißt es, daß ihnen auch ein Söhnlein geschenkt worden, doch früh verstorben sei; vielleicht handelt es sich bei den «Brüderlein» nicht um Brüder im wörtlichen Sinne, sondern um Kamerädlein.

[8] Das Haus «Zum Rüdin» am St. Alban-Graben war der Wohnsitz der Familie Stickelberger-Zwinger.

[9] Johann Heinrich Falkner (1729—1814) war Professor des Natur- und Völkerrechts.



JAHRESBERICHT
DES
FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL
FÜR DAS JAHR 1959

Das Geschehen im Frey-Grynaeischen Institut während des abgelaufenen Jahres 1959 stand weithin im Zeichen der Vorbereitungen auf das für den Sommer 1960 vorgesehene fünfhundertjährige Jubiläum der Universität.

Weil der Lektor des Instituts zum Rektor des Jubiläumsjahres designiert war, spendeten der Regierungsrat, der Arbeitsrappen und eine Stiftung in hochherziger Weise die Mittel, daß die Renovation des Hauses in ihrer zweiten Etappe bereits im Berichtsjahre durchgeführt werden konnte. Die umfangreichen Arbeiten wurden in den Monaten März, April und Mai vorgenommen, und das Resultat war, daß das Haus sich nun innen und außen als ein wahres Bijou präsentiert. Die Persönlichkeiten, die sich um dieses Meisterwerk verdient gemacht haben, sind vor allem der leitende Architekt, Herr Karl Heinrich Wackernagel, und seine Berater, Herr Architekt Fritz Lauber vom Baudepartement und Herr Denkmalpfleger Dr. Fridtjof Zschokke. Allen diesen Herren sei auch an dieser Stelle der herzlichste Dank abgestattet. Doch auch allen Arbeitern und Handwerkern, die zum Gelingen des Unternehmens beigetragen haben, sei die höchste Anerkennung ausgesprochen; an einem im Institut abgehaltenen Abendessen wurde ihnen vom Lektor und seiner Gattin diese Anerkennung persönlich bezeugt.

Auf die Abhaltung besonderer Vorlesungen in seiner Eigenschaft

als Lektor des Instituts glaubte der Lektor im Sommersemester 1959 und im Wintersemester 1959/60 verzichten zu dürfen. Dafür war es ihm gegeben, am Ende des Jahres den fünften Band seines Werkes über die «Verkündigung des Reiches Gottes in der Kirche Jesu Christi» erscheinen zu lassen. Außerdem durfte er schon in reichem Maße an der Vorbereitung des Jubiläums von 1960 mitwirken.

An geselligen Anlässen fand am 5. September eine Serenade zugunsten des neuen Altersheimes von St. Matthäus mit nachheriger Bewirtung der etwa hundert Gäste statt. Zweimal wurde etwa vierzig Studierenden im Anschluß an eine durch den Lektor geleitete Führung durch die Stadt eine kleine Erfrischung gereicht. Außerdem lud der Lektor, wie jedes Semester, auch im Berichtsjahr die Mitglieder seines Seminars und die Hörer seiner Hauptvorlesung zu einem Mittagessen mit anschließendem schwarzem Kaffee gruppenweise ins Institut ein.

Am Ende des Jahres erschien in der «Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde» aus der Feder Jakob Wintelers ein Aufsatz, der den höchst interessanten Bericht des Glarner Theologiestudenten Johann Jakob Tschudi über seinen in den Jahren 1739 und 1740 zu Basel verbrachten Studienaufenthalt und seinen dabei genossenen Umgang mit Samuel Werenfels und den beiden Begründern des Frey-Grynaeischen Instituts enthält. Unter anderm heißt es in diesem Bericht: «Sint deme die Universität Basell gestiftet worden, sind in der Theologischen Facultät niemals auf einmahl solch 3 gründlich gelehrte und berühmte Theologen gewesen, als wie Werenfels, Frey und Grynaeus waren, und vileicht vergehen wieder ganze Secula, bis wieder auf einmal 3 solche Männer zusammen die Theologischen Professionen bekleiden.»

Dieser Hinweis auf einen Beitrag zur Geschichte des Instituts möge zu einer eigenen historischen Miszelle überleiten! Wie schon frühere Beigaben, die den Jahresberichten des jetzigen Lektors angefügt waren, ist auch diese aus dem Briefwechsel des ersten Lektors, aus demjenigen Jakob Christoph Becks, geschöpft; und zwar soll sie das Wesentliche aus der Korrespondenz berichten, die der 1711 geborene Jakob Christoph Beck als studiosus theologiae mit dem Theologieprofessors Jakob Christoph Iselin, einem Vetter seiner Mutter und zugleich seinem Paten, geführt hat, als dieser im Som-

mer 1732 in dem baden-durlachischen Bad Langensteinbach zur Kur weilte.

Der erste Brief Becks an den Lehrer und Paten Iselin ging am 16. Juli 1732 «ad aquas Longo-Stenobacenses» ab, und in ihm bat Beck den damaligen Dekan der theologischen Fakultät in einigen Angelegenheiten um Rat. Zunächst handelte es sich um Predigten des Berners Samuel König. König war 1699 in Bern wegen radikalpietistischer Haltung als Pfarrer abgesetzt und aus dem Gebiet der Republik Bern ausgewiesen worden. Im Laufe der Jahrzehnte hatte er sich jedoch zu einem rein innerlichen Pietismus gewandelt und durfte deshalb 1730 nach Bern zurückkehren, allerdings nicht als Pfarrer, doch als Professor der Orientalischen Sprachen und der Mathematik. Im April 1732 hielt König nun in Basel drei Predigten und gab diese bei Johann Conrad von Mechel in Druck. Doch herrschte damals in Basel die Zensur, und jedes theologische Buch mußte vor der Veröffentlichung dem Dekan der theologischen Fakultät vorgelegt werden. Bei seiner Abreise hatte nun Iselin die Angelegenheit seinem Kollegen Johann Ludwig Frey, dem spätern Stifter des Instituts, übergeben, und dieser hatte zunächst versucht, König zum Verzicht auf den Druck der Predigten zu bewegen. Doch König ließ sich von seinem Vorhaben nicht abbringen, indem er sich darauf berief, daß er sowohl von den kirchlichen wie den politischen Behörden in Bern rehabilitiert worden sei. Unter diesen Umständen fragte Frey nun durch Beck Iselin an, ob er den Druck gestatten dürfe. Ein zweiter Abschnitt im Briefe Becks an Iselin vom 16. Juli 1732 betrifft die Angelegenheit des Textkritikers Johann Jakob Wettsein. Dieser war am 13. Mai 1730, wohl hauptsächlich auf Betreiben der Kirchen von Zürich und Bern, vom Basler Rat wegen neologischer, vor allem die orthodoxe Trinitätslehre in Frage stellender Lehren als Diakon zu St. Leonhard abgesetzt worden und hatte sich darauf nach Amsterdam begeben. Im Jahre 1731 sollte er dort am Kollegium der Remonstranten eine Professur für Philosophie erhalten; doch wurde diese Berufung an die Bedingung geknüpft, daß er zuvor vom Basler Rat als rechtgläubig rehabilitiert werde. In der Tat beschloß dieser am 22. März 1732, jedoch ohne die Zustimmung des Conventus Theologicus erhalten zu haben, daß Wettstein in seiner geistlichen Würde restituiert sei. Ohne Zweifel hatte

der Rat diesen Beschluß gefaßt, um Wettstein den Antritt seiner Professur in Amsterdam zu ermöglichen. Aber dieser hatte es keineswegs eilig, nach Amsterdam zurückzukehren, sondern begann in Basel zu predigen, indem ihm sowohl sein Vater Johann Rudolf Wettstein, der Pfarrer von St. Leonhard, als der Vetter seines Vaters, Pfarrer Samuel Wettstein zu Barfüßern und am Spital, die Kanzel zur Verfügung stellten. So kam es, daß der Theologiestudent Beck, als er ahnungslos seiner Gewohnheit nach die Betstunde zu St. Leonhard besuchte, den von der kirchlichen Behörde nicht anerkannten Wettstein, «nostrae ecclesiae pestis», die Kanzel besteigen sah und darauf «statim post finitas priores preces ante lectionem capitis biblici, spectantibus qui circum assidebant», die Kirche verließ. Diesen Vorfall berichtet er nun an Iselin und bittet ihn, ihm zu sagen, ob er nicht recht gehandelt habe. Ein weiterer Punkt steht in Zusammenhang mit dem am 17. Juni 1732 erfolgten Tod Johannes Buxtorfs III., des vierten und letzten Vertreters der Familie Buxtorf auf dem Lehrstuhl des Hebräischen. Es sollten dem Druck der Leichenpredigt, wie es damals üblich war, Huldigungsgedichte beigegeben werden; Iselin möge doch auch eines senden; er selbst, Beck, habe ebenfalls eine Probe «mearum in isto genere virium seu potius imbecillitatis meae» abzulegen versucht; Iselin möge ein Urteil darüber abgeben. In einem Nachwort endlich kommt Beck auf die von den beiden Zürchern Johann Jakob Bodmer und Johann Jakob Breitinger in den Jahren 1721 bis 1723 herausgegebene moralische Wochenschrift «Discourse der Mahlern» zu sprechen. Er wisse, daß Iselin die Publikation zu erwerben wünsche; nun habe er ein Exemplar bei dem Buchbinder Haagen gesehen; ob er es für Iselin kaufen solle?

Am 25. Juli 1732 antwortete Iselin aus Bad Langensteinbach. Den Druck der Predigten Königs hält er für unbedenklich, nachdem die «venerabiles fratres Bernenses» keinen Einspruch mehr erhöben. Daß Beck die Kirche verlassen habe, nachdem Wettstein die Kanzel bestiegen hatte, billigt Iselin: wer den ganzen Fall kenne, müsse auf Wettstein anwenden, «quae de falsis fratribus, de Antichristis etc. vitandis» in der Bibel gelehrt werde. Becks Gedicht auf Johann Buxtorf habe er verbessert, wie es Beck gewünscht habe; ob er ein eigenes verfassen werde, könne er noch nicht sagen. In der Tat findet

sich im Anhang zur Leichenpredigt auf Buxtorf kein Epicedium Iselins, dagegen das folgende des «Sacrosanctae Theologiae Studiosus Jacobus Christophorus Beck:

«Eheu! Buxtorfi, cur nos jam deseris, olim
Queis Hebraeorum dicta tradenda forent?
Pandere cur Sanctae cessas Mysteria Linguae?
Ah! cur tam docto desinis ore loqui?
En! Patriam quaeris, quam nos quoque quaerimus omnes:
Quaerimus, at Te jam quaerere nil opus est.»

Was schließlich die «Pictorum Sermones», d. h. die «Discourse der Mahlern», betreffe, so habe er, Iselin, bereits den Buchhändler Bischoff beauftragt, sie in Zürich für ihn zu beschaffen; wenn Bischoff jedoch in Zürich kein Exemplar mehr gefunden habe, dann möge Beck das bei Haag vorhandene Exemplar für ihn erwerben.

Am 5. August 1732 ging ein neuer Brief Becks an Iselin nach Langensteinbach ab. Zunächst wurde darin gemeldet, daß Frey bereits vor dem Eintreffen von Iselins Antwort dem Drängen Königs nachgegeben und seinen Predigten das «Imprimatur» erteilt habe; sie seien bereits erschienen. Weiter berichtet Beck, daß Bischoff in Zürich kein Exemplar der «Discourse der Mahlern» mehr gefunden und daß er, Beck, daher das bei Haag befindliche gekauft habe. Vor allem aber kommt Beck auf einen neuen Akt der Wettsteinschen Tragödie zu sprechen, nämlich darauf, daß Wettstein sich um die durch den Tod Johann Buxtorfs frei gewordene Professur der hebräischen Sprache beworben habe. Iselin möge doch sobald als möglich, allerdings «absque detrimento valetudinis», zurückkehren, um bei der Behandlung der Angelegenheit anwesend zu sein; er, Beck, könne sich nicht denken, «ab Ecclesia exclusum in Academiam a te recipi».

Am 13. August antwortete Iselin. Auf Grund der Nachricht Becks vom 5. August habe er sich entschlossen, acht Tage früher, als vorgesehen gewesen sei, nach Basel zurückzukehren; zu diesem Behufe müsse er allerdings auf den Abstecher nach Straßburg und den Besuch bei Johann Daniel Schoepflin verzichten. Hoffentlich gelinge es den vereinten Kräften der Kollegen, zu verhindern, «ne equus iste

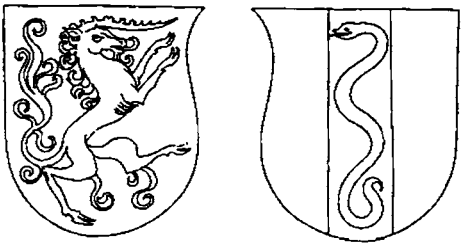
Troianus intra Ecclesiam atque Academiam nostram recipiatur». Immerhin werde er sich einige Tage «apud Hesycheum Carolinum», d. h. wohl in Karlsruhe, aufhalten, um einer Einladung der «principes» Folge zu leisten und auch Freunde zu besuchen; auch werde er einen Zwischenaufenthalt «in agro Brisgoico» einschalten, damit nicht die durch eine ununterbrochene Fahrt im Wagen verursachte Erschütterung seine Gesundheit, die noch immer gelegentlich «lumborum doloribus» geplagt werde, wieder wankend mache. Doch hoffe er bis Ende des Monats in Basel zurück zu sein.

Ein letzter Brief Becks an Iselin ging am 22. August ab; doch enthielt er nur die Mitteilung, daß sowohl Frey als der Antistes für die beschleunigte Rückkehr Iselins sehr dankbar seien.

Am 1. September 1732 beriet die Regenz, vermutlich in Anwesenheit Iselins, über die Bewerber um den Lehrstuhl des Hebräischen; Johann Rudolf Battier, Johannes Grynaeus und Johann Balthasar Burckhardt wurden ohne weiteres für wählbar erklärt; dagegen erhob die theologische Fakultät Einsprache gegen die Kandidatur Wettsteins. Auf Grund davon scheiterten dann nach verschiedenen Zwischenaktionen seine Bemühungen um die Betrauung mit der Professur für die hebräische Sprache; und den gleichen negativen Ausgang hatten in den folgenden Jahren seine Bewerbungen um die Professuren für Rhetorik und Ethik. Erst im Jahre 1744 wurde der Weg zur Übernahme einer Griechischprofessur in Basel frei; aber da entschloß sich Wettstein, dem Kollegium der Remonstranten in Amsterdam, in dessen Lehrkörper er unterdessen trotz der Weigerung der Basler Kirche, ihn zu rehabilitieren, aufgenommen worden war, treu zu bleiben. So gab er 1751 und 1752 das auf einem gewaltigen Material von Handschriften beruhende und zwei Folianten umfassende «Novum Testamentum Graecum», eines der großen Standardwerke der Geschichte der neutestamentlichen Textkritik, nicht als Professor in Basel, sondern als Lehrer am Kollegium der Remonstranten zu Amsterdam heraus.

Basel, den 10. Januar 1960.

Der Lektor des Frey-Grynäischen Instituts:
Ernst Staehelin.



JAHRESBERICHT

DES FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL FÜR DAS JAHR 1960

Das Jahr 1960 prägte dem Geschehen im Frey-Grynaeischen Institut dadurch einen besondern Charakter auf, daß der Lektor wiederum das Rektorat der Universität bekleidete, und daß zugleich die Fünfhundertjahrfeier der Universität stattfand. Daneben entledigte sich der Lektor allerdings auch seiner üblichen Verpflichtungen dem Institut gegenüber, und es fanden in diesem auch Veranstaltungen statt, die weder mit dem Rektorat noch mit dem Jubiläum in Zusammenhang standen.

Im Sommersemester 1960 behandelte der Lektor in der Übung, die er im Namen des Lektorats abhielt, das Problem der «Wiederbringung aller Dinge», und diesem Problem war dann auch seine Rektoratsrede vom Dies academicus gewidmet. Im laufenden Wintersemester 1960 führt er sodann die Studierenden, wie jeden zweiten Winter, in die wichtigen Freikirchen und Gemeinschaften ein, indem er diesen mit seinem Collegium einen Besuch abstattet.

Durch private Beziehungen des Lektors zum Eidgenössischen Politischen Departement kam es am 8. Juni zu einer «Réception du

groupe des Dames du Département Politique» unter Führung der Gattin des Bundespräsidenten, Madame Petitpierre, im Frey-Grynaeischen Institut.

In den Jubiläumstagen sah das im stillen Glanz seiner in den Jahren 1958 und 1959 vorgenommenen Restauration erstrahlende Haus die folgenden Veranstaltungen in seinen Mauern:

am 30. Juni, dem Tage der Wissenschaften, nahmen in seinen Räumen etwa 24 Personen das Mittagessen ein, unter ihnen Herr Regierungsrat Dr. Peter Zschokke mit Gemahlin, die Rektoren der Universitäten Bologna, Dijon und Graz mit Gemahlinnen, der Prorektor von Wien mit Gemahlin, zwei Alt-Rektoren von Freiburg i. Br. mit Gemahlinnen, der Vice-Recteur von Genf mit Gemahlin sowie Prof. Dr. Jan Szeruda von Warschau mit seiner Tochter;

am 2. Juli trafen sich nach der Festversammlung vom Vormittag alle theologischen Festgäste mit ihren Gemahlinnen, im ganzen etwa 150 Personen, zu einer Erfrischung im Frey-Grynaeum, um von da aus in Autocars nach St. Chrischona zum Mittagessen zu fahren;

am gleichen Tage war das im Bereich des Volksfestes liegende Frey-Grynaeum von 20 bis 24 Uhr zur Besichtigung geöffnet, und es dürften etwa 3000 Personen durch die wichtigern Räume des Hauses gepilgert sein.

Im Zusammenhang mit dem Jubiläum geschah es sodann, daß die Damen der Dozenten, welche die für die Aula des Kollegienhauses bestimmten Teppiche gestickt hatten und welche sich auch sonst in wesentlicher Weise an der Durchführung des Festes beteiligten, sich mehrere Male im Frey-Grynaeum versammelten.

Ferner beteiligte sich das Frey-Grynaeische Institut auch dadurch am Universitätsjubiläum, daß es der Ausstellung über die Geschichte der Universität verschiedene Gegenstände zur Verfügung stellte.

In der Mitte des August fand in Basel als Vorspiel zu der nach Klosters einberufenen Weltstudentenkonferenz eine «Round Table Conference on World Students Unity» statt; am 18. August waren weibliche Teilnehmer dieser «Conference» die Gäste der Gattin des Rektors und Lektors.

Sodann waren in den Tagen zwischen Weihnachten und Jahresschluß gegen 30 ausländische Studierende aller Fakultäten, Finnen, Jugoslawen, Amerikaner und Inder, im Frey-Grynaeum zu einem gemütlichen Abend unter dem Weihnachtsbaum versammelt.

Schließlich feierten in den gleichen Tagen die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Rektors in der Verwaltung der Universität den Abschluß des arbeitsreichen Jahres bei einer Zaubervorstellung und geselligem Beisammensein in den von Weihnachtskerzen erleuchteten Räumen des Hauses.

Und nun soll, wie es üblich geworden ist, dem eigentlichen Jahresbericht eine kleine historische Miszelle folgen, und zwar wiederum ein Ausschnitt aus dem Leben Jakob Christoph Becks, des ersten Lektors des Institutes.

Durch seine Mutter, eine geborene Iselin, besaß Beck eine Cousine zweiten Grades, Veronica Battier, die Tochter des Juristen Johann Jakob Battier-Iselin. Diese Veronica Battier hatte 1714 im Alter von 16 Jahren den praktischen Arzt und Professor der Rhetorik Christoph Eglinger geheiratet. Nachdem der Ehe sieben Söhne und eine Tochter entsprossen waren, starb Veronica Eglinger-Battier bereits im Jahre 1729, und 1733 folgte ihr der Gatte, während er gerade das Rektorat der Universität bekleidete, im Tode nach. Für die acht unmündigen Kinder wurde durch die Regenz zunächst der Bruder der Mutter, Johann Jakob Battier, als Vogt bestimmt. Aber dieser sah sich bereits 1738 genötigt, die Vormundschaft abzugeben, und nun betraute die Konferenz der Dekane im Auftrag der Regenz Jakob Christoph Beck, den Vetter der Mutter und den Fakultätskollegen des Vaters, mit der nicht geringen Aufgabe.

Dreizehn Jahre vergingen, bis daß die jüngsten Kinder des Ehepaares Eglinger-Battier mündig wurden. In dieser ganzen Zeit versah Beck das Amt eines Vogtes mit rührender Treue und Gewissenhaftigkeit. Davon zeugt noch heute ein Dossier mit den «Vogtrechnungen für die Kinder Christoph Eglingers» im Archiv der Universität.

Aber nicht nur diese Dokumente sind über die Ausübung der

Vormundschaft über die Kinder Eglinger durch Beck auf uns gekommen. Vielmehr finden sich in seiner Korrespondenz nicht weniger als 84 Briefe, die er im Laufe der Jahre von seinen Mündeln erhalten hat. Und aus diesen Briefen sei nun im folgenden einiges berichtet.

Der älteste Sohn war der 1715 geborene Christoph Eglinger; er wandte sich dem Beruf eines Kaufmanns zu und befand sich, als er am 18. Juni 1738 den ersten Brief an den «hochgelehrten, insonders hochzuehrenden Herrn Professor» Beck schrieb, in Leipzig. Der Brief beginnt mit den Worten: «Da ich von meinem vielgeliebten Herrn Oncle vernohmen, daß wegen dem ihme neulich zugestoßenen laydigen Unglück demselben unsere Vogteygeschäfft abgenommen und von einer hochloblichen Regenz Eurer Excellenz aufgetragen worden, als habe meine Schuldigkeit zu seyn erachtet, denenselben vor die Geneigtheit, so Sie uns in Auffnehmung dieser beschwärlichen Last verspühren lassen wollen, meinen gehorsamsten Danck abzustatten.» Im Jahre 1739 schrieb Christoph Eglinger zwei Briefe aus Potsdam, und die aus den Jahren 1741 bis 1744 stammenden sieben Briefe sind aus Frankfurt datiert. Aus demjenigen vom 7. Oktober 1741 erfahren wir, daß Beck und die «hochzuehrenden Herren Anverwandten» dem Briefschreiber erlaubt hätten, «das ihm von seinen Eltern zukommende Erbe nunmehr zu beziehen, wie es sein Bruder Nicolaus bereits schon bezogen habe».

Der ebengenannte, im Jahre 1719 geborene dritte Sohn Nicolaus Eglinger stand 44 Jahre lang in königlich-französischen Diensten und avancierte schließlich bis zum Rang eines Oberstlieutenant. Sein erster Brief an Beck ist am 2. Juli 1738 von Douay aus geschrieben und enthält ebenfalls den herzlichsten Dank dafür, daß Beck sich zur Übernahme der Vormundschaft habe bereit finden lassen: «Ayant appris avec un vray déplaisir les circonstances facheuses de Monsieur Battier mon oncle, et qu'il s'étoit entièrement desmis de tout ce qui nous regarde, parcontre que vous aviès eu la complaisance de vous en charger, j'ai cru de mon devoir vous faire l'obligation que je vous en ay, Monsieur.» Die zwei folgenden,

im Mai und im September 1739 geschriebenen Briefe stammen aus Philippeville; im zweiten nennt sich Eglinger «officier» und berichtet, daß ein Herr Hagenbach Fähnrich der «Compagnie de Besenval. couplée avec celle de Monsieur Fesch zu Petter», geworden sei, und daß das Regiment am folgenden Tage dislozieren werde; das zweite Bataillon gehe nach Longwy: «M. Hagenbach est avec nous à Longwy.» In der Tat stammen die beiden nächsten, im Dezember 1739 und im Januar 1740 geschriebenen Briefe aus Longwy; im zweiten teilt Eglinger mit, daß er dem Major des Regimentes, Herrn Iselin, 297 Pfund, 16 Schilling und 9 Pfennig schulde, und bittet Beck dringend, diese Summe aus den 1740 und 1741 fälligen Zinsen seines, des Schreibers, Vermögen Herrn Iselin auszubezahlen; der diesem ausgestellte Schuldschein sei «une parole d'honneur que l'on doit remplir à la dernière exactitude». Am 30. Januar 1744 meldet Nicolaus Eglinger sodann aus Maubeuge, daß sein Bruder Hans Rudolf — es ist der 1723 geborene fünfte Sohn des Ehepaares Eglinger-Battier — «von Herrn Baron von Besenwald den Fahnen erlanget» habe und «under ein Alte Compagnie von diesem Regiment placiert worden» sei, daß er nun aber feldtüchtig ausgerüstet werden müsse; das koste im ganzen etwa sechshundert Pfund.

Beck scheint die Summe nicht gleich gesandt zu haben. Jedenfalls schreibt Fähnrich Hans Rudolf Eglinger am 2. Januar 1745 aus Maubeuge selbst an den «hochgeehrten Herrn Vogt», er sei seinem Hauptmann achthundert Pfund schuldig; Beck möge doch die Summe senden, «auf daß ich Herrn Besenval das Schuldige bezahlen könne». Daraufhin scheint Beck wenigstens die sechshundert Pfund gesandt zu haben. Doch am 24. Februar 1745 muß Fähnrich Eglinger gestehen, daß er noch immer Schulden von fünfhundert Pfund habe, und daß diese ihn Tag und Nacht verfolgten; Beck möge doch ein letztes Mal ein Einsehen haben. Was Beck getan hat, steht nicht fest. Jedenfalls avancierte Hans Rudolf Eglinger in der nächsten Zeit zum Oberlieutenant, starb aber bereits 1749 in Montmedy.

Der vierte Sohn der Eheleute Eglinger-Battier war der 1722 ge-

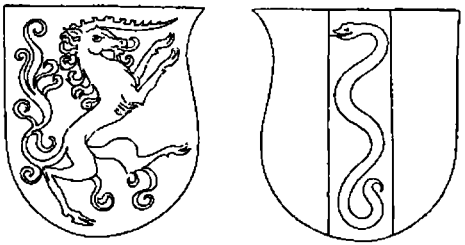
borene Wernhardt Eglinger. Er wandte sich, wie sein älterer Bruder Christoph, dem Kaufmannsstande zu. Die ersten vierzehn Briefe von ihm an Beck stammen aus der Zeit vom 30. Dezember 1739 bis zum 7. September 1743 und sind aus Straßburg geschrieben; ein Hauptthema ihres Inhalts sind Kleideranschaffungen. Im September 1743 siedelte Wernhardt Eglinger nach Frankfurt über und sandte von dort an seinen «Herrn Vetter» bis zum Jahre 1750 zehn weitere Briefe. In demjenigen vom 24. Januar 1750 heißt es z. B., daß er zu Kleidung und andern Notwendigkeiten 100 Pfund brauche; zwar habe er bei seinen «Patrones» noch sein «Solarium» stehen; aber es wäre unschicklich, darum zu bitten; deshalb müsse er wider seinen Willen «meinem insonders hochzuehrenden Herrn Vetteren Mühe causieren».

Der sechste der Söhne Eglinger war der 1726 geborene Johann Heinrich. Er war 1748 zum Sancti Ministerii Candidatus ordiniert worden und hatte sich dann nach Lyon begeben. Von dort schrieb er am 1. November 1748 an den «Wohlehrwürdigen Herrn Professor, insonders hochzuehrenden Herrn Vogt», er sei «in Ansehung meiner Studien sehr übel placiret, es gebricht mir an Büchern, an Unterredung, und an dem, das in allen Studien das Hauptmittel ist, zur Vollkommenheit zu gelangen, ich meine an der Übung»; so suche er «eine Gelegenheit und Platz, mich in meinen Studien füglicher zu perfectionieren», und hoffe die vakante Stelle eines Helfers an der deutschen Gemeinde in Genf zu erhalten. In der Tat wurde er zu einer Probepredigt nach Genf aufgeboten; über diese berichtet er am 21. Januar 1749 an Beck: der Text sei gewesen: «Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid»; die Anciens und Diacres samt den Seigneurs Commis de la Bourse allemande seien zugegen und befriedigt gewesen; besonders habe er vor seinem Concurrenten vorausgehabt die Stimme, die Aussprache und die Gesten; dieser nämlich habe gar keine gehabt; «ein einziges habe ich verfehlt, das mir sehr viel Nachteil bringen könnte; nämlich ich bin an einem Orte stehen geblieben, doch so daß ich dabey gäntzlich unerschrocken gewesen und alsobald mein Papier

herfürgezogen und gelesen, biß ich wiederum in Gang gekommen». Trotz diesem Mißgeschick wurde Eglinger in Genf angestellt und versah das Amt eines Helfers der deutschen Gemeinde von 1749 bis 1754. In dieser Zeit schrieb er an Beck nicht weniger als achtundzwanzig Briefe. Dann kehrte er in seine Heimat zurück und wirkte von 1754 bis 1762 als Pfarrer in Rothenfluh, von 1762 bis 1765 als Helfer zu St. Theodor und von 1765 bis 1802 als Pfarrer zu St. Theodor. Im gleichen Jahre, da er zum «Pfarrer der Mindern Stadt» berufen wurde, trat er auch in das Kuratorium des Frey-Grynaeischen Institutes ein und war so mit seinem ehemaligen Vormund noch zwanzig Jahre lang in engster Gemeinschaft verbunden.

Basel, den 29. Januar 1961.

Der Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts:
Ernst Staehelin



JAHRESBERICHT
DES
FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL
FÜR DAS JAHR 1961

Im Sommersemester 1961 las der Lektor vor sechzehn Hörern über Schweizerische Kirchengeschichte im Altertum und Mittelalter. Gegenwärtig, im Wintersemester 1961/62, behandelt er vor fünfzehn Hörern die Geschichte des Schweizerischen Katholizismus in der Neuzeit.

Als Prorektor durfte er dem Rektor noch in manchen Diensten behilflich sein, und im Anschluß an das Jubiläum von 1960 gab er die «Tabulae gratulatoriae» heraus und war an der Herausgabe des von Dr. Paul Roth verfaßten «Festberichtes» und der neuen Bearbeitung des «Index Donationum» beteiligt.

Im Jahre 1955 war die Franz-Overbeck-Stiftung an den Direktor der Universitätsbibliothek und den Unterzeichneten mit dem Ersuchen gelangt, die noch vorhandenen Mittel der Stiftung zu einer letzten, im Sinne der Stiftung liegenden Ehrung Overbecks einzusetzen. Es wurde beschlossen, einen Katalog des Franz-Overbeck-Nachlasses der Universitätsbibliothek auszuarbeiten und zu veröffentlichen. Zunächst stellte sich Dr. Matthäus Gabathuler für die Arbeit zur Verfügung und erledigte einen Teil der Aufgabe. Aber bald waren die Mittel der Stiftung erschöpft, es mußte auf seine weitere Beschäftigung verzichtet und das Unternehmen unterbrochen werden. Im Berichtsjahre wurde es nun wieder aufgenommen. Und zwar übernahm der Lektor die weiterführende und vollenden-

de Bearbeitung der hinterlassenen Korrespondenz Overbecks, während für die Bearbeitung seines wissenschaftlichen Nachlasses der Bonner Privatdozent Dr. Martin Tetz gewonnen werden konnte. Dieser wohnte nicht nur während mehrerer Monate im Institute, sondern lag in ihm auch seiner Arbeit ob, indem ihm die Universitätsbibliothek den ganzen wissenschaftlichen Nachlaß da zur Verfügung stellte. In den ersten Wochen des Jahres 1962 sollen die beiden Bände unter dem Titel «Overbeckiana» in den «Studien zur Geschichte der Wissenschaften in Basel» erscheinen.

In Anbetracht der immer mehr wachsenden Schwierigkeit für die Studierenden, Unterkunft zu finden, wurde auch im Berichtsjahre einigen jungen Leuten im Institut ein Heim geboten; zu diesen Gästen gehörte z. B. als Stipendiat des «Hilfswerks der Evangelischen Kirchen der Schweiz» ein griechischer Theologiestudent aus Saloniki.

Und nun folge als die übliche historische Beigabe ein kurzer Bericht über eine Episode, in der vier in der Handschriftenabteilung des Instituts aufbewahrte Briefe des Berner Professors Samuel König an Johann Ludwig Frey, den hauptsächlichen Stifter des Frey-Grynaeischen Instituts, eine nicht unwesentliche Rolle spielen!

Samuel König, 1670 als Sohn eines Berner Pfarrers geboren, erhielt nach seinen in Bern, Zürich und Basel [1] absolvierten Studien und nach einer Reise nach England, Holland und Deutschland 1693 die Stelle eines Spitalpredigers in Bern. Durch seine leidenschaftlichen Angriffe auf das orthodoxe Kirchentum und durch die Verkündigung des baldigen Anbruchs des Tausendjährigen Reiches wurde er bald eine der markantesten Gestalten der in Bern aufbrechenden pietistischen Bewegung. 1698 trat zur Bekämpfung dieser Bewegung eine Religionskommission ins Leben, und am 10. Juni 1699 wurde König als gemeingefährlicher Mensch seiner geistlichen Würde entkleidet und aus dem Gebiet der Republik Bern ausgewiesen.

Er wandte sich nach Deutschland und lebte dort zwölf Jahre lang, zum Teil als «schweizerischer Erzverführer und Erzketzer» verschrien, bald mit dem einen, bald mit einem andern pietistisch-

[1] In Basel trug er sich am 7. Juni 1693 in das dem Frey-Grynaeischen Institut gehörende Stammbuch des Pfarrers Friedrich Seiler von St. Peter ein.

separatistischen Kreis verkehrend, ein ruheloses Dasein, bis er 1711 die Stelle eines Hofpredigers des Grafen von Isenburg in Büdingen erhielt. In dieser Stellung gab er unter anderm heraus: 1717 ein «Theologisches Prognosticon von dem Untergang des Türkischen Reiches» sowie «Der in Blut verwandelte Mond oder Continuation dieses Prognostici», 1722 das «Etymologicon Helleno-Hebraicum» und 1723 die «Grundsätze von der allgemeinen Gnade Gottes». Diese letztere Schrift zeigt einen Verfasser, der zu einem wesentlich stillen und innerlichen Pietismus übergegangen war.

Mit diesem Wandel seiner Frömmigkeit hängt es zusammen, daß er 1730 die Erlaubnis erhielt, in seine Heimat zurückzukehren. Ins geistliche Amt wurde er jedoch nicht wieder aufgenommen; dafür wurde ihm eine Professur der Orientalischen Sprachen und der Mathematik übertragen. Doch blieb sein eigentliches Anliegen die Verkündigung eines innerlichen Reiches Gottes; allerdings konnte er dieser nur in pietistischen Konventikeln obliegen.

Da versuchte er 1732 diese Beschränkung zu durchbrechen und den Zugang zur Kanzel zurückzugewinnen, indem er auf Einladung von Gesinnungsgenossen als Prediger in Basel auftrat. Am 20. April 1732 hielt er zu St. Jakob eine Predigt über den «Dürren Baum, grünend gemacht»; am Vormittag des 27. Aprils verkündete er zu St. Margarethen den «Ruhm der göttlichen Gnade», und am Nachmittag desselben Tages sprach er im Münster über das «Geöffnete Himmelreich».

Bereits am Tage vorher hatte der Basler Rat sich mit der Angelegenheit befaßt. Es wurde vorgebracht, Herr Professor König von Bern habe hier einen starken Zulauf; man solle sich erkundigen, zu was End es geschehe; und in der Tat wurde Antistes Hieronymus Burckhardt beauftragt, diese Erkundigungen einzuziehen und «Meinen Gnädigen Herren das Befinden zu berichten». Am 30. April erstattete der Antistes den eingeforderten Bericht: nachdem er die bisherigen Schicksale Königs geschildert hatte, legte er dar, daß dieser aus Anlaß der Osterferien nach Basel gekommen sei, um seine alten Freunde und Bekannten zu besuchen; die Pfarrer und Theologen hätten nichts anderes an ihm wahrnehmen können als einen besondern Eifer für Gottes Ehre und die Wohlfahrt der Kirche und hiemit auch zur Beibehaltung der reinen Lehre und Orthodoxie;

dieweil er nun als ein gelehrter und eifriger Mann aller Orten bekannt sei, habe man ihm als einem reformierten Eidgenossen die Kanzel nicht wohl mit Fug versagen können; der Zulauf sei gewiß größer gewesen als sonst, wie es eben gewöhnlich bei Fremden der Fall sei; aber von Separatismus könne keine Rede sein. Darauf beschlossen die Gnädigen Herren noch am gleichen Tage, es dabei bewenden zu lassen.

Aber König ließ es nicht dabei bewenden; vielmehr legte er großen Wert darauf, daß die gehaltenen Predigten gedruckt würden, und zwar in Basel. Dazu bedurfte er der Erlaubnis der die Zensur über alle in Basel erscheinenden theologischen Schriften innehabenden Theologischen Fakultät. Daher sandte er das Manuskript dieser ein. Die Beantwortung scheint etwas lange gedauert zu haben, und Gerüchte drangen nach Bern, daß gewisse Kreise gegen die Veröffentlichung seien. Darum wandte sich König am 11. Juni an den außerordentlichen Professor der Theologie Johann Ludwig Frey: wenn etwas in den Predigten zu Bedenken Anlaß gebe, so solle es verbessert oder ausgeschieden werden; wenn dagegen die Wettsteinianer, d. h. die Neologen, gegen die Veröffentlichung sein sollten, so wär das sehr unklug von ihnen; «Dir aber, hochzuverehrender Herr, empfehle ich meine Predigtlein wieder und wieder». In der Tat erklärte sich die Fakultät bald darauf mit dem Drucke einverstanden. Frey meldete dies an König und scheint dabei bemerkt zu haben, daß von Berner Kollegen versucht worden sei, die Fakultät an der Erteilung des Imprimatur zu hindern. Jedenfalls sandte König am 5. Juli 1732 das folgende Schreiben an Frey:

«Zu förderst bedanke ich mich gar höchlich für das gütige Judicium, so die ehrwürdige Theologische Fakultät von meinen geringen Predigten gefället. Melde anbei, daß ich des Herrn Doctor Brief einem von unseren hiesigen Herren Geistlichen und Conventualen zu lesen gegeben, ihm dabei verdeutend, daß ich mich über deren lieblose conduite gegen mich höchlich beschwere, daß sie mich ohne Grund an äußern Orten also anschwärzen als fremde und heterodoxe Meinungen in sinu und also im Verborgenen des Herzens hegend, die ich doch nicht lehre, und daß ich solches an meine gnädigen Herren bringen werde. Dieser wohl merkend, daß solch ihr procedere Meinen Gnädigen Herren nicht gefallen würde, bat

mich, ich sollte das nicht tun, vielmehr aber die Predigten eilends drucken zu lassen, daß so wohl sie selbst als jedermann selbige lesen könne, und versicherte mich dabei im Namen seiner Herren Mitbrüder, daß mir keiner derselben die Kanzel versagen werde, so bald sie die Predigten gelesen und der Wahrheit gemäß werden befunden haben, welche also zu sehen und zu lesen sie ein sehnliches Verlangen tragen. Ich versichere auch meinen wohlehrwürdigen Herrn Doctor, daß auch Meine Gnädigen Herren und Obern allhier (denen ich nicht verborgen habe, daß ich zu Basel dreimal gepredigt und die Predigten der Zensur der Theologischen Fakultät zu Basel übergeben habe, damit sie zum Druck befördert werden) ein sehnlich Verlangen tragen, solche Predigten bald zu sehen und zu lesen. Diesem nach sieht mein wertester Herr Doctor, daß er diese Predigten nicht nur ohne Gefahr, Jemanden zu beleidigen, zum Druck überliefern kann, sondern daß man selbige allhier zu Bern von weltlicher und geistlicher Seite zu sehen verlangt. Ja auf diese Predigten hin wird's keine Difficultät haben, mich zum Predigtamt allhier zu admittieren. Ersuche also den werten Herrn Doctor auf diesen gewissen und redlichen Bericht besagte Predigten dem Herrn Fadet zu übergeben, damit er sie zum Druck unverzüglich befördere. Der Herr Doctor siehet daraus, wie viel mir daran gelegen, und wie er außert aller Gefahr sei, den Herren Geistlichen allhier etwa ein Deplaisir oder Mißfallen zu erzeigen.»

Darauf gelangten die drei Predigten, ohne Zweifel durch die Vermittlung des Herrn «Fadet», d. h. des in der St.-Johann-Vorstadt wohnenden Kaufmanns Lukas Fattet, einer führenden Gestalt des Basler Pietismus, in die Hände des Buchdruckers Johann Conrad von Mechel und erschienen dort noch im Jahre 1732 unter dem Titel «Drei christliche Predigten» im Druck.

In den Herbstferien des nämlichen Jahres 1732 kam König aufs neue nach Basel und hielt diesmal, teils in der Stadt, teils auf der Landschaft, fünf Predigten über die folgenden Themata: «Erklärung des Gebets des Herrn», «Die Wunderkraft des Evangeliums», «Erklärung des fünften Gebots», «Der Wandel im Licht» und «Jesus Christus, unser Heil im Glauben und Sieg über die Teufel»; außerdem hielt er Versammlungen ab, teils in dem ihn beherbergenden Hause des Herrn Fattet, teils in Sissach und in Tenniken.

Wiederum mischte sich der Basler Rat in das Wirken Königs ein, und zwar strenger als im Frühjahr: am 1. Oktober verbot er ihm das fernere Predigen, und als König dieses Verbot mißachtete, ließ er ihm am 8. Oktober durch den Ratsknecht mitteilen, daß er binnen vierundzwanzig Stunden Stadt und Landschaft Basel zu verlassen habe. Der Ratsknecht erzählte darauf, daß König auf diese Eröffnung hin «bedenkliche Worte habe verlauten lassen»; bei einer Vernehmlassung durch den Rat präzisierte er: König habe gesagt, daß, gleich wie Gott, der Herr, das Gute belohne, er das Böse strafen werde; das geschah in der Sitzung des Rates vom 15. Oktober. In der gleichen Sitzung beschloß dieser, vom Ministerium einen Bericht einzufordern. Der Antistes gebot darauf den Pfarrern, die Leute, die an den Versammlungen teilgenommen hätten, zu verhören, und in einem Konvent der Geistlichkeit wurde sodann das Ergebnis dieser Verhöre entgegengenommen: übereinstimmend ergab sich, daß König in seinen Versammlungen die Heilige Schrift erklärt und mit einem Gebet geendet, dabei seine Zuhörer zur wahren Frömmigkeit, zum Gebet für die Obrigkeit und zum Gehorsam gegen dieselbe wie auch zu andächtigem Kirchen- und Abendmahl-Gehen ernstlich ermahnt habe, ihnen aber weder die Kommunion ausgeteilt noch ein besonderes Versprechen abgenommen habe. Dieses Ergebnis meldete der Antistes am 29. Oktober an den Rat; doch fügte er bei: «Ob nun gleich aus dieser Leute Aussage erhellt, daß Herr König verschiedener Zulagen halb ganz unschuldig sei, so ist doch ganz gewiß, daß durch dessen allzugroßen und, wie man wohl sagen kann, unzeitigen Eifer in unserer Kirche leichtlich große Unruhe hätte entstehen können, wo Eure Gnaden nach deren hoher Prudenz und gottseligem Eifer hierin nicht remediert und gesteuert hätten; Herr König wird wohl tun, wenn er künftig sein Talent dem Vaterland widmet und andere Orte der Aufsicht ihrer Prediger überläßt.» Am 8. November nahm der Rat diesen Bericht entgegen und beauftragte die sogenannten Dreizehn, «hierüber noch weiter zu deliberieren»; doch scheint nichts mehr gegangen zu sein.

Dagegen gelangte König wiederum an die Theologische Fakultät mit der Bitte, den Druck auch der im Herbst gehaltenen Predigten zu gestatten. In einem Briefe an Frey vom 10. Dezember 1732 schreibt er u. a., es sei für ihn von größtem Interesse, daß diese

Predigtlein veröffentlicht würden, damit Diejenigen, die über ihn verkehrt dächten und redeten, zum Schweigen gebracht würden und erröteten; wenn es Einigen erlaubt sei, öffentlich zu lügen, dann sei es ihm doch gewiß auch erlaubt, öffentlich die Wahrheit zu bezeugen. In der Tat erschienen auch diese Predigten im Druck, wiederum bei Johann Conrad von Mechel in Basel, im Jahre 1733, und unter dem Titel: «Pemptas Concionum Sacrarum».

Noch ein drittes Mal nahm schließlich König das Wohlwollen der Basler Theologischen Fakultät in Anspruch, indem er ihr im August 1733 das Manuskript seiner Schrift «Betrachtung des inwendigen Reiches Gottes» zur Zensur vorlegte. An Frey schrieb er: «wenn Eure Zensur meinen Traktat günstig beurteilt, was ich hoffe, so möge er Herrn Pfarrer Fischer von St. Jakob» — es handelt sich um Pfarrer Johann Jakob Fischer, den Schwager von Hieronymus Annoni — «übergeben werden.» Auch diese letzte Bitte an die Basler Theologische Fakultät fand williges Gehör: im Jahre 1734 erschien, wiederum bei Johann Conrad von Mechel, die «Betrachtung des inwendigen Reiches Gottes» im Druck.

Trotz diesen drei mit Zustimmung der Theologischen Fakultät in Basel erschienenen Drucken erreichte König jedoch nicht, daß ihm in Bern die Kanzeln geöffnet wurden. Vielmehr mußte er sich auch weiterhin damit begnügen, in Versammlungen pietistischer Kreise bis ins Emmental und ins Oberland seine Botschaft auszurichten. Daneben setzte er, wenigstens bis zum Jahre 1738, seine akademische Lehrtätigkeit fort, erfuhr allerdings dabei von den Studierenden viele Kränkung. Außerdem betätigte er sich weiterhin als Verfasser erbaulicher Schriften und gelehrter Abhandlungen: 1736 erschien eine «Theologia mystica oder geheime Gottesgelehrtheit» und 1737 der «Schriftmäßige Bericht von dem wahren und lebendigen Glauben und von dem evangelischen Lehramt». Ferner brachte von 1738 bis 1742 die von dem Berner Theologen Johann Georg Altmann herausgegebene Zeitschrift «Tempe Helvetica» fünf theologische Aufsätze von ihm.

Im Jahre 1744 erlebte König den Schmerz, daß seine beiden Söhne Samuel und Daniel wegen Beteiligung an einer von der Regierung übel aufgenommenen politischen Kundgebung, dem sogenannten «Memorial», aus Bern verbannt wurden. Beide wandten

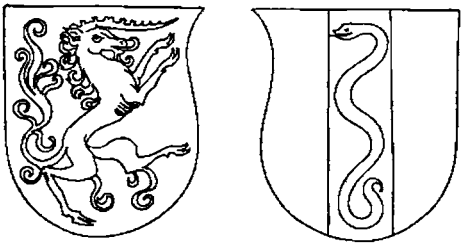
sich nach den Niederlanden, und Samuel, ein Schüler Johann Bernoullis, errang sich dort einen bedeutenden Namen als Mathematiker, während Daniel, ein angehender Mediziner, das Unglück hatte, weil er für einen französischen Spion gehalten wurde, «von dem Pöbel übel traktiert», ins Gefängnis geworfen und unter der Nachwirkung dieser Kränkung bereits 1747 von einem Fieber dahingerafft zu werden.

«So stand König», schreibt Wilhelm Hadorn in seiner «Geschichte des Pietismus in den Schweizerischen Reformierten Kirchen», «vereinsamt da, unverstanden und ungeliebt; am 30. Mai 1750 nahm ihn Gott aus einer Welt voll Unruhe, Streit und Herzlosigkeit hinweg, um ihn in seinem Licht das Licht sehen zu lassen.»

Um so mehr darf es mit Genugtuung erfüllen, daß er bei Johann Ludwig Frey und der gesamten Theologischen Fakultät der Universität Basel liebevolles Verständnis und wertvolle Förderung erfahren hat!

Basel, den 18. Januar 1962.

Der Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts:
Ernst Staehelin



JAHRESBERICHT

DES
FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL
FÜR DAS JAHR 1962

Im Sommersemester 1962 las der Lektor vor achtundzwanzig Hörern über «Die Oekumenische Kirchenkonferenz von Neu-Delhi und das kommende zweite Vatikanische Konzil». Im laufenden Wintersemester 1962/63 hält er mit zehn Teilnehmern die jeden zweiten Winter übliche Einführung in die wichtigeren Freikirchen und Gemeinschaften ab.

Die literarische Arbeit des Lektors war hauptsächlich der Vollendung des sechsten Bandes seines Werkes über die «Verkündigung des Reiches Gottes in der Kirche Jesu Christi» gewidmet. In den kommenden zwei Jahren hofft er noch den siebenten und letzten Band ausarbeiten zu dürfen.

Nach einer Führung durch die Stadt waren zu zweien Malen je etwa dreißig Studierende bei einer Tasse Kaffee zu geselligem Beisammensein im Institut vereinigt.

Am 20. Juni diente das Haus dem Kirchenrat der Evangelisch-Reformierten Kirche von Basel-Stadt zum Empfang des Bischofs Benjamin von der Südindischen Kirche im Kreise einer größern Schar von Missionsfreunden. Ein ähnlicher Empfang fand am 28. September statt, indem sich Mitglieder der kirchlichen Behörden und der Missionskreise zu einer Aussprache mit Jeremiah Chi Kangsen, einem ehemaligen Minister von Westkamerun und gegenwärtigen Pfarrer der Presbyterian-Church von Westkamerun, zusammenfanden.

Am 16. November versammelten sich zweiundvierzig Basler Pfarrfrauen zu ihrer regelmäßigen Tagung im Institut und hörten bei einer üblichen Erfrischung einen Vortrag der Frau des Lektors an.

Seit Beginn des Sommersemesters erteilte Rektor Dr. Paul Geßler zwölf Absolventinnen des Mädchengymnasiums, die eine Ergänzungsmaturität in Latein zu machen beabsichtigen, im Hause in je vier Wochenstunden einen Kurs in lateinischer Sprache.

Außerdem stand das Institut den Vorständen des Protestantisch-Kirchlichen Hilfsvereins und schweizerischen Vorvereins, dessen Präsident der Lektor ist, der Christlich-Jüdischen Arbeitsgemeinschaft sowie des Vereins für die Blinden in Israel für ihre Sitzungen zur Verfügung.

Wie seit vielen Jahren, so diente auch im Berichtsjahre das Institut dem Schweizerischen Roten Kreuz als Abgabestelle; besonders zahlreich liefen die Gaben für die Flüchtlinge ein, die nach Beendigung des Freiheitskampfes in Algerien in ihre Heimat zurückströmten und sich zunächst in größtem Elend befanden. Auch der Aktion «Brot für Brüder» stellte sich das Institut durch Veranstaltung eines Suppentages zur Verfügung.

Schließlich beherbergte das Haus wiederum einige Kommilitonen und Kommilitoninnen, die ihr von der im Auftrag der Universität tätigen «Mater hospitalis» zugewiesen worden waren.

Bei der in den Jahren 1958 und 1959 durchgeführten Renovation des Hauses war die mit den Wappen der Stifter versehene Inschrift, die das Haus als «Frey-Grynaeisches Institut» bezeichnete, übertüncht worden. Am Ende des Berichstjahres wurde nun eine sie ersetzende Tafel angebracht; sie ist das Werk des Graphikers Roland Weingartner und wurde dem Institut geschenkweise überlassen, in Anbetracht der Tatsache, daß ihr Schöpfer mit dem Lektor bekanntschaftlich verbunden ist.

Ebenfalls am Ende des Jahres übergaben die Nachkommen von Professor Eduard Hagenbach-Bischoff, dem bekannten Physiker, durch Vermittlung von Dr. Heinrich Hagenbach-Mylius dem Institut die Marmorbüste, die Eduard Hagenbach-Bischof seinerzeit durch den damals bekannten Baselbieter Bildhauer Rudolf Heinrich Meili von seinem Vater, dem Theologen Karl Rudolf Hagenbach, hatte anfertigen lassen. Die Büste soll zunächst im Frey-Grynaeischen Institut, dessen Lektor Karl Rudolf Hagenbach während mehr als vier Jahrzehnten gewesen ist, aufgestellt werden; doch sind die Donatoren damit einverstanden, daß, wenn einmal das Theologische Seminar sein neues Domizil am Nadelberg bezogen haben wird, vom Kuratorium des Instituts und von der Theologischen Fakultät auch eine allfällige Aufstellung im Theologischen Seminar erwogen werden könne.

Im Anschluß an diese Schenkung sei die in gewohnter Weise dem Jahresbericht beigegebene historische Miszelle dem durch die Büste Dargestellten gewidmet. Doch soll nicht von Karl Rudolf Hagenbach als dem Kirchenhistoriker und Mann eines vielfältigen öffentlichen Wirkens die Rede sein, sondern von Karl Rudolf Hagenbach als dem Familiendichter der Familie Geigy.

Hagenbach war mit Rosina Geigy, einer Tochter des Ehepaares Hieronymus Geigy-Sarasin, verheiratet. Rosina Geigy hatte sieben Geschwister — ein älterer Bruder war früh verstorben —, und alle wichtigern Ereignisse dieses großen Familienkreises, Geburtstage, Verlobungen, Hochzeiten, Familienfeste und Traueranlässe, wurden durch Karl Rudolf Hagenbach dichterisch verklärt. Diese Gedichte wurden dann durch den Schwager Wilhelm Geigy-Lichtenhahn gesammelt und zum Neujahr 1863, also gerade vor hundert Jahren, unter dem Namen: «Geigy'sches Familienbuch; Lieder und Sprüche in Freud und Leid» als ein Band von mehr als vierhundert Seiten herausgegeben. Aus dieser umfangreichen Sammlung seien einige wenige Proben mitgeteilt.

Oft fand der Neujahrsfamilientag bei Schwager Karl Geigy [1], dem Industriellen, Ratsherrn und Förderer des eben aufkommenden Eisenbahnwesens, «am Spitalsprung», dem heutigen Münsterberg, statt. Da singt Hagenbach etwa zum Neujahr 1851:

«Der Eint isch furt, en Andre ko, / Es goht emol im Lebe so; / Und hittigs Tags mueß alles jo / Mit Dampf und Isebahne go. // Das weiß am besten unser Frind, / Bi dem mer hitt versammlet sind; // Er het jo fast kei Ruh und Rast, / Isch in sim eigne Hus nur Gast. // Bald zupft's en do, bald stupft's en dert, / Geb wie-n-er schafft, geb wie-n-er wehrt, / Nur schwerer wird und größer d'Last, / Weiß nit wo us und ane fast. // Nei währli nit wo us und ane / Trotz alle Schwizer-Isebahne, / Die spanne-n-eben us ihr Netz, / Und nemmene drin gfange jetz. // Doch wenn er au in all der Not / Nit weiß recht wo der Kopf em stoht, / 's Herz het er doch am rechte Fleck, / Das nimmt kei Stephenson eweg.»

Karl Geigys Tochter Adele verheiratete sich 1848 mit Alphons

[1] In erster Ehe verheiratet mit Sophie Preiswerk, in zweiter mit Susanna Buxtorf.

Köchlin, dem spätern Wirtschaftspolitiker und Ständerat. Zur Hochzeit dieses Paares sandte auch Hagenbach seine Gabe und begleitete sie mit Versen, deren zwei erste Strophen lauten:

«Zu den vielen reichen Gaben, / Die sie bringen Euch zum Feste, / Geb' Euch Gott die schönste, beste, / Die nur ist bei Ihm zu haben. // Seine Liebe, Seinen Frieden / Geb' Er Euch in Herz und Sinne, / Und zum Segen, zum Gewinne / Wird, was Er Euch sonst beschieden.»

Im Jahre 1855 verlobte sich Karl Geigys Sohn Johann Rudolf, der spätere Großindustrielle, Begründer der Anilinfarbindustrie in der Schweiz und Nationalrat, mit Marie Merian. Dem Brautpaar widmete Hagenbach ein Gedicht, das auf die eben durchgeführte Weltreise des Bräutigams anspielt:

«Nach ihr, der Königin der Rosen, / Zog er in ferne Welten aus, / Er scheute nicht des Meeres Tosen / Und nicht der Wüsten Brand und Graus. // Fort treibt es ihn bis nach Bengalen, / Dort thront der Rosen Königin, / Dort sucht er sie in Berg und Thalen, / Bis nach des Meeres Ufer hin. // ... Beschwert mit Götzen und mit Schätzen / Kehrt er, doch ohne Braut, zurück. / Da spotten sein die schnöden Götzen: / ‚Von uns erwarte du kein Glück // ... Nicht auf Bengalens weiten Fluren, — / Auf Basels altem Münsterplatz, / Da findest du die sichern Spuren, / Da blüht dir der verborg'ne Schatz.' // Er macht sich auf — nur wenig Schritte! / Triumph! die Holde, sie ist sein, / Und heut' führt er in unsre Mitte / Die Königin der Blumen ein.»

Als sich im Mai 1862 Hagenbachs Sohn Eduard, der spätere bekannte Physiker und Politiker, mit Margaretha Bischoff vermählte, überreichte der Vater dem Hochzeitspaar eine Bibel, die Lieder Paul Gerhardts und die «Nachfolge Christi» des Thomas a Kempis und schrieb dazu:

«Der Sänger, der schon manches Herz erquickt / Und der so gut zu Freud' und Leid sich schickt, / Weil er sich selbst gefügt in Gottes Schickung, / Paul Gerhard's Lied, es bring' auch euch Erquickung! // Dem frommen Sänger schließt sich würdig an / Thomas a Kempis, wenn auch Klostermann, / Nicht ihm, doch dem zu folgen laßt euch bitten, / Deß Tritten er gefolgt auf allen Schritten. // Was euch der Sänger, was der Klostermann, / Was Gerhard hier, dort Kempis bieten kann, / Von Licht und Trost, sie schöpfen's aus

der Quelle / Der einen, der gebührt die erste Stelle. // Drum naht der Quelle selbst, dem Gotteswort, / Und schöpfet selber drinnen fort und fort, / Und laßt es wohnen unter euch und walten! / Dann wird sich euch das Wort zur Tat gestalten.»

Die Schwester von Karl Rudolf Hagenbachs Gattin, Marie Salome Geigy, war verheiratet mit Hagenbachs Bruder, dem Mediziner Eduard Hagenbach, so daß also das Ehepaar Karl Rudolf Hagenbach-Geigy mit dem Ehepaar Eduard Hagenbach-Geigy doppelt verbunden war. Die älteste Tochter des Ehepaares Eduard Hagenbach-Geigy, Marie Hagenbach, verheiratete sich im Jahre 1857 mit dem Theologen Ernst Stähelin, dem Sohn des Professors für alttestamentliche Wissenschaft Johann Jakob Stähelin, dem spätern Pfarrer von St. Theodor. Im Jahre 1856, im Alter von siebenundzwanzig Jahren, hatte Ernst Stähelin eine historische Monographie von fast achthundert Seiten über den «Übertritt König Heinrichs des Vierten von Frankreich zur römisch-katholischen Kirche» herausgegeben. Dann wandte er sich Studien über Johannes Calvin zu, so daß er auf das Jahr 1863, also gerade vor hundert Jahren, eine zweibändige Biographie über den Genfer Reformator herausgeben konnte. Noch bevor dieses Werk erschienen war, wurde Ernst Stähelin am 21. Juli 1862 von der Theologischen Fakultät der Universität Königsberg anläßlich der Einweihung des neuen Universitätsgebäudes, «in sollemnibus ob dedicationem novarum aedium Albertinarum celebratis», zum Doktor der Theologie honoris causa ernannt. Am 16. September 1862 veranstaltete Vater Johann Jakob Stähelin zur Feier dieser Ehrung seines Sohnes einen Doktorschmaus. An ihm nahmen sieben Doktoren der Theologie teil, neben Hagenbach und Vater und Sohn Stähelin vermutlich noch die Professoren Johann Georg Müller und Christoph Johannes Riggenbach sowie Antistes Samuel Preiswerk und Pfarrer Immanuel Stockmeyer von St. Martin[2]. Auch diesen Anlaß würzte Hagenbach mit einer poetischen Gabe; es heißt darin unter anderem:

«Ein Tisch voll Doctoren der Theologie, / So was sah ich meiner

[2] In dem eben zu erwähnenden Gedicht redet Hagenbach noch von einem achten Doktor, der dem Anlaß hätte beiwohnen sollen, aber wegen Erkrankung nicht kommen konnte; vermutlich ist damit Karl August Auberlen gemeint.

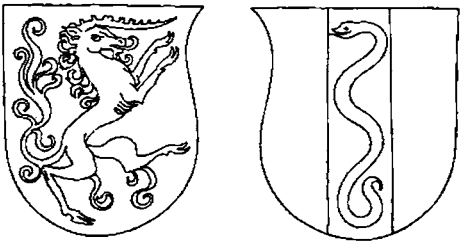
Lebtag noch nie, / Und zwar in heiliger Siebenzahl / Versammelt zu einem Liebesmahl! / Fast sollte man meinen, es bedeute der Kranz / Die sieben Weisen Griechenland's. / Wenn zur Weisheit gehört die Toleranz, / So strahlet sie hier im vollesten Glanz, / Man höret kein Zanken, man sieht kein Verdammen, / Sie sitzen so fröhlich, so friedlich beisammen, / Daß Jeder wohl spricht mit Zuversicht: / Die böse Sieben ist das einmal nicht. / ... Viel Köpfe, viel Sinne, und dennoch ein Herz, / Das sag' ich im Ernste und gar nicht im Scherz! / Denn daß es der Ernst ist, der hier uns vereint, / Und somit Alles im Ernste gemeint, / Das lehrt uns der Mann, den jüngst die Doctoren / Von Königsberg zum Doctor erkoren. / ... Es lebe der Ernst vor allen Dingen, / Wo's gilt, um die heiligsten Güter zu ringen, / Der stählerne [3] Ernst mit der stählernen Waffe, / Auf daß er der Wahrheit den Sieg verschaffe! / ... Es lebe von Basel bis Königsberg / Ein Jeder, der ernstlich betreibet das Werk / Der Gottesgelahrtheit mit freudiger Kraft / Zur Ehre der Kirch' und der Wissenschaft!»

Mit diesen Proben aus dem im Frey-Grynaeischen Institut entstandenen «Geigyschen Familienbuch» sei dieser Jahresbericht geschlossen!

Basel, den 11. Januar 1963.

Der Lektor des Frey-Grynaeischen Institutes:
Ernst Staehelin

[3] Anspielung auf den Namen Stähelin.



JAHRESBERICHT

DES
FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL
FÜR DAS JAHR 1963

Im Sommersemester 1963 behandelte der Lektor vor zwölf Zuhörern aus allen Fakultäten die «Kirchengeschichte der Schweiz im Altertum und im Mittelalter». Ebenso aus allen Fakultäten folgen sechzehn Zuhörer der Vorlesung des laufenden Wintersemesters 1963/64 über die «Geschichte des schweizerischen Katholizismus in der Neuzeit».

Außer diesen Vorlesungen erteilte der Lektor auf Wunsch der Organisation «Christ und Welt» im Mai einen Kurs über Fragen des Reiches Gottes.

Auf Weihnachten erschien von seinem Werke über die «Verkündigung des Reiches Gottes in der Kirche Jesu Christi» der sechste Band im Druck, während im Laufe des Jahres etwa die Hälfte des siebenten und letzten Bandes ausgearbeitet werden durfte.

Im Sommer wurde die dem Institut geschenkte Büste von Karl Rudolf Hagenbach im vorderen Garten aufgestellt. Die «Basler Nachrichten» brachten darüber am 23. August einen wertvollen Artikel aus der Feder von Dr. Gustav Adolf Wanner. Am 28. Oktober beehrten die Donatoren, die Herren Heinrich Hagenbach-Mylius, Rudolf Hagenbach-Gansser und Friedrich Hagenbach-Staehelin, samt ihren Gattinnen das Institut mit ihrem Besuch, um die Büste in ihrer neuen Aufstellung in Augenschein zu nehmen. Im Namen der verehrten Gäste schrieb nachher Herr Dr. Heinrich Hagenbach: es habe sie sehr gefreut, zu sehen, an welch würdigem Platz die Büste Karl Rudolf Hagenbachs aufgestellt worden sei; «wir könnten uns keinen besseren Platz denken als die Stätte seines langjährigen Wirkens».

Unter den zahlreichen Empfängen, die im Institut stattfanden, seien erwähnt, erstens derjenige eines aus Katholiken und Protestanten bestehenden ökumenischen Kreises im Anschluß an ein «Completorium oecumenicum ad Sanctum Petrum», zweitens der-

jenige einer Gruppe der «International Church Fellowship» von hauptsächlich in Wales und Nordirland wirkenden Geistlichen und kirchlich tätigen Laien, drittens derjenige der Basler Gruppe des «Christlichen Friedensdienstes» zur Begegnung mit Freunden aus Jerusalem, viertens derjenige von Studierenden der Universität Basel im Anschluß an eine vom Lektor geleitete Führung durch die Stadt.

Seit Februar 1942 war im Institut mit Unterstützung der Leonhardsgemeinde und des «Christlichen Friedensdienstes» von Bern unter der in jeder Beziehung ausgezeichneten Leitung Richard Maurice Wagners, eines Mannes, der selbst die Nöte der Verfolgung, der Deportation und des Flüchtlingsdaseins durchgekostet hatte, eine Hilfs- und Beratungsstelle für Flüchtlinge und ähnliche heimatlose Menschen am Werke; und diese Arbeit wird heute noch, wenn auch in beschränkterem Rahmen, weitergeführt, vor allem um Opfern der ungarischen Revolution und der Ereignisse im Vordern Orient zu dienen. Am 22. Februar durfte Herr Wagner seinen siebzigsten Geburtstag feiern; einige Basler Tageszeitungen gedachten seiner in hoher Anerkennung.

Außer den genannten Veranstaltungen hielten im Institut in üblicher Weise die Vorstände des Protestantisch-Kirchlichen Hilfsvereins, der Christlich-Jüdischen Arbeitsgemeinschaft sowie des Vereins für die Blinden in Israel ihre Sitzungen ab. Ferner wurden auch die monatlichen Zusammenkünfte fortgesetzt, an denen Damen von Dozenten der Universität aus den Resten der Wolle, die beim Sticken der Teppiche für das Universitätsjubiläum von 1960 übrig geblieben sind, Decken für Flüchtlingslager in Algerien stricken.

Zum Schlusse sei auch diesem Jahresbericht eine historische Miszelle, die sich auf die Geschichte des Frey-Grynaeischen Institutes bezieht, beigegeben.

Unter den Briefwechseln, die das Institut aufbewahrt, ist einer der interessantesten derjenige von Johann Jakob Frey, dem Urgroßvater des Stifters Johann Ludwig Frey. Aus den mehr als hundertundfünfzig Stücken dieses Briefwechsels und andern Dokumenten sei das Folgende mitgeteilt.

Johann Jakob Frey war ein Nachkomme des Basler Ratsherrn Rudolf Frey, der im Jahre 1529 Oekolampad an die Marburger Disputation begleitete, sowie ein Sohn des Pulverkrämers Johann

Heinrich Frey im Haus «Zum gelben Horn» am Spalenberg und seiner Ehefrau Esther, geb. Ostein. Am 7. Juni 1621 unternahm Johann Heinrich Frey mit Kameraden einen Ritt nach Möhlin; auf dem Heimweg geriet er in Streit mit dem in venezianischen Diensten stehenden Hauptmann Emanuel Socin — dieser hatte im Jahre 1616 den zweiundzwanzigjährigen Johann Rudolf Wettstein, den spätern Bürgermeister, als Leutnant für venezianische Dienste angeworben —, und der Streit endete damit, daß Socin beim Roten Haus Frey erstach. Noch heute erzählt ein Epitaph in der Martinskirche von der traurigen Angelegenheit. Socin aber beschloß sein Leben 1644 als Oberst in venezianischen Diensten.

Das einzige Kind des Ehepaares Frey-Ostein war der 1606 geborene Johann Jakob Frey. Bereits mit fünfzehn Jahren, in dem Jahr, in dem sein Vater den Tod fand, bezog er die heimische Universität, erwarb 1624 den Grad eines Magister artium und bestand schon ein Jahr später sein theologisch-kirchliches Examen.

Unverzüglich darauf trat er eine lange dauernde Studienreise an. Diese führte ihn, wie das auf ihr mitgetragene, mit vielen interessanten Einträgen versehene Stammbuch bezeugt, über Genf, Lyon, Paris und London nach Oxford. Nachdem er einige Monate dort geweilt und auch Cambridge und Eton einen Besuch abgestattet hatte, ließ er sich von dem großen aus England stammenden, aber in Irland wirkenden Staatsmann Richard Boyle, Earl of Cork, als Erzieher seines 1612 geborenen Sohnes Richard, Viscount Dungarvan — ein jüngerer Sohn war der berühmte Naturforscher Robert Boyle — gewinnen und siedelte auf das irische Stammschloß der Familie Boyle, Lismore-Castle, über. 1629 kehrte er mit seinem Zögling nach Oxford zurück und betreute diesen als Oxforder Studenten etwa ein Jahr lang. Am 6. Mai 1630 fand sein Aufenthalt in England und Irland darin seinen Abschluß und Höhepunkt, daß er in der Westminster-Abtei von Bischof Theophil von St. Davids in Wales zum Diakon der anglikanischen Kirche geweiht wurde.

Am 4. Juni 1630 traf er wieder in Basel ein und übernahm alsobald das Pfarramt von St. Margarethen.

Doch schon in den ersten Monaten des Jahres 1631 verließ er die Heimat aufs neue, indem er sich nach den Niederlanden aufmachte. Auf der Reise kehrte er in Frankfurt an und traf dort mit

dem Prediger der wallonischen Gemeinde, Matthäus Turnemainne, zusammen. Am 19. Mai schrieb er aus Leyden einen Brief an den Basler Antistes Theodor Zwinger und teilte ihm mit, daß er noch Groningen einen Besuch abzustatten gedenke. Auch fand er im Kreise von Elisabeth Stuart, der in den Niederlanden im Exil lebenden ehemaligen Kurfürstin von der Pfalz und Königin von Böhmen, Eingang.

In Basel erwartete man Frey in Bälde zurück. Aber er erschien nicht, sondern machte sich wiederum nach Irland auf; und es ist äußerst wahrscheinlich, daß die Reise nach den Niederlanden nur ein Vorwand gewesen war, um leichter von Basel wegzukommen.

Schon am 23. Februar 1631, als Frey sich noch in Basel befand oder eben erst abgereist war, hatte nämlich der Earl of Cork — er war unterdessen von Karl I. mit der interimistischen Verwaltung des Vizekönigtums von Irland betraut worden — an den «gegenwärtig in Deutschland» weilenden Frey geschrieben: in mehreren Briefen habe er, Frey, sich dahin geäußert, daß er den sehnlichen Wunsch habe, nach Irland zurückzukehren, um seine Zeit bei ihm, dem Earl, und seinen Kindern zu verbringen; er, der Earl, freue sich darüber und fordere ihn demgemäß auf, zu kommen; er werde ihm eine geistliche Pfründe mit einem Einkommen von vierzig Pfund verschaffen und ihm ebenso vierzig Pfund für persönlichen Dienst zur Verfügung stellen. Unterschrieben ist der Brief: «Your most assured true friend Cork». In einem Schreiben vom 5. März 1631 unterstreicht Freys ehemaliger Zögling, der junge Viscount Dungarvan, die Einladung des Vaters: Frey möge so bald als möglich kommen; sein Vater habe ihm erlaubt, eine Reise nach Frankreich zu machen; er bitte Frey dringend, auf dieser Reise sein Begleiter zu sein. «Your most faithful friend and pupill Dungarvan.»

Am 8. August 1631 rechtfertigte Frey von Dublin aus in einem ausführlichen Schreiben an Antistes Theodor Zwinger sein Verschwinden nach Irland: er habe durchaus die Absicht gehabt, von Groningen aus nach Basel zurückzukehren; aber sein Vorhaben sei durch die Vorsehung Gottes abgeändert worden, indem ihn der Vizekönig von Irland — damit ist eben der Earl of Cork gemeint — gerufen habe, einerseits sein Kaplan zu sein und andrerseits seinem Sohn als Ephorus zu dienen; beide Anstellungen würden die Dauer

von zwei Jahren nicht übersteigen; den Ruf anzunehmen, habe ihn vor allem der Umstand bewogen, daß besonders in Irland der Papismus täglich wachse und die wahre Religion — gemeint ist der Anglikanismus, der damals dem katholischen Irland mit Gewalt aufgedrängt werden sollte — fast verbannt sei; er glaube, daß er während dieser zwei Jahre das ihm anvertraute Talent besser in Irland verwende, als wenn er der Basler Kirche diene, wo kein Mangel an Arbeitern bestehe.

In Basel war man von dieser Rechtfertigung wenig überzeugt, und Frey erhielt von den verschiedensten Seiten die dringende Aufforderung, unverzüglich zurückzukommen.

Da wandte sich der Earl of Cork am 29. Dezember 1631 in eigener Person an den Basler Rat, um Frey höchst offiziell als seinen Hofkaplan und als Ephorus seines Sohnes Richard freizubitten. Weil die Antwort des Basler Rates infolge der Entfernungen und der Jahreszeit, besonders der Seestürme, auf sich warten ließ, drängte der Earl of Cork Jakob Ussher, den anglikanischen Erzbischof von Armagh und Primas von Irland, an das Basler Ministerium zu schreiben. In der Tat verfaßte Ussher ein solches Schreiben an die «Domini Ministri et Pastores Ecclesiae Basiliensis», die in Christus geliebten Brüder: er dürfe doch wohl annehmen, daß sie die Katholische, d. h. Allgemeine, Kirche nicht so beschränkten, daß sie nicht den Weinberg des Herrn bis zu den nördlichen Gestaden Irlands ausdehnten, diesen Gestaden, in dem ein größerer Mangel an gläubigen Arbeitern als in Basel herrsche. Den Brief des Erzbischofs sandte Frey am 16. Februar 1632 an den Antistes, indem er sich zugleich noch einmal wegen seines Abgangs nach Irland entschuldigte.

Am gleichen Tage wandte er sich an Valerius Heintzmann, den Pfarrer der französischen Gemeinde in Basel, und bat ihn — dieser war vermutlich der Seelsorger von Freys Mutter —, diese in ihrem Kummer um sein Fernsein zu trösten: «Ce qui m'afflige le plus est l'affliction de ma mère»; aber er hoffe, «que le temps, la raison et la piété addoucira ce mal».

Am 20. Februar 1632 war die Antwort des Basler Rates noch nicht eingetroffen, und der Earl of Cork begann plötzlich zu fürchten, man verstehe in Basel kein Englisch und habe darum auf das

Schreiben vom 29. Dezember nicht geantwortet. Deshalb wandte er sich in einem neuen Schreiben an den Basler Rat, diesmal in lateinischer Sprache, und bat nochmals dringend um die Beurlaubung Freys: dieser sei durch die Drohungen seiner Vorgesetzten so erschreckt und werde durch die Bitten seiner Freunde so bestürmt, daß er fast nicht mehr zurückzuhalten sei.

Am 14. März 1632 endlich konnte der Brief des Earls vom 29. Dezember 1631 dem Basler Rat vorgelegt werden, und es wurde beschlossen, das Ministerium um eine Vernehmlassung zu ersuchen. Dieses antwortete, es sei mit einer Beurlaubung Freys einverstanden; allerdings hätte es lieber gesehen, wenn dieser vor seiner Abreise um Urlaub nachgesucht hätte. Am 14. April beschloß der Rat, eine positive Antwort nach Irland zu senden.

Unterdessen war auch das zweite Schreiben des Earl nach Basel gelangt. Am 12. Mai 1632 lag es dem Rate vor, und dieser entschied, die bereits gegebene Einwilligung zu bestätigen. Auch das Gesuch des Erzbischofs von Armagh an das Ministerium war nun in Basel eingetroffen. Am 24. Mai beantwortete es der Antistes in ausführlicher Weise: die Basler Pfarrerschaft sei gerne bereit, Frey den Urlaub zu gewähren, und werde ihm das Pfarramt von St. Margarethen zur Verfügung halten; allerdings habe man es in Basel sehr empfunden, daß er seine Reise angetreten habe, ohne die Absicht, die er damit verband, kundzutun; doch wolle man ihm nachträglich diese «Sünde» vergeben.

Nach diesen Präliminarien trat Frey die Bildungsreise mit seinem Zögling, dem jungen Viscount Dungarvan, an. Die Abfahrt erfolgte am 4. Juni 1632 von Dublin aus, und der Earl of Cork gab seinem Sohn die Summe von tausend Pfund als Reisegeld mit.

Über die Reise selbst erfahren wir aus dem Briefwechsel Freys wenig. Am 13. November 1632 schreibt er aus Paris an seinen Verwandten, Pfarrer Samuel Grynaeus von St. Leonhard; er beteuert ihm, daß das, was man ihm in Basel andichte «über die Verachtung der Mutter, des Vaterlandes und der Kirche», keineswegs auf ihn zutreffe, und fügt hinzu, daß, wenn Buxtorf geruhen sollte, ihm einen Brief zu schreiben, er diesen den Herren Passavant übergeben könnte; seine Adresse sei: «Faulxbourg St. Germain, pres la porte de Bussy, à la ville de Francfort». Am 12. April 1633 ist Frey noch

immer in Paris, deutet allerdings in einem kurzen Schreiben an den ebengenannten Samuel Grynaeus an, daß er bald nach Basel kommen werde.

In der Tat traf Frey, ohne Zweifel mit seinem Zögling zusammen, im August 1633 in Basel ein. Antistes Zwinger befand sich gerade in einer Badekur, und darum grüßte ihn Frey brieflich; unter anderm bemerkt er, daß er die Last des Reisens so bald als möglich ablegen möchte. In Basel erhielt er auch den Brief eines jungen Zürchers namens Johann Jakob Ulrich, den er ohne Zweifel in Paris kennengelernt hatte; in dem Schreiben heißt es unter anderm: «mon cousin le Major a reçu ordre de Monseigneur le Duc de Rohan d'aller en pacte vers le Duc Bernard et le Mareschal Horn pour leur porter l'état de l'armée espagnole, qui commence à passer, les premières troupes étant venues à Morbenio en la Valteline le $^{13}/_{23}$ du courant.» Die Adresse lautet: «A Monsieur, Monsieur Frey, Gouverneur de Monseigneur le Comte Dungarvan, à Basle».

Am 22. Januar 1634 befindet sich Frey, ohne Zweifel immer noch mit seinem Zögling, in London und ist soeben, wie er an Theodor Zwinger schreibt, mit dem kürzlich aus Deutschland zurückgekehrten John Dury, dem Mann, der während fünfzig Jahren unermüdlich für eine Union unter den Protestanten wirkte, zusammengetroffen.

Kurz darauf, am 28. oder 29. Januar, wurde Frey in seiner Vaterstadt Basel zum Professor der griechischen Sprache ernannt, wie ihm sowohl Pfarrer Samuel Grynaeus als Antistes Theodor Zwinger als Rektor Sebastian Beck unverzüglich mitteilen, indem sie zugleich den Wunsch aussprechen, daß er so bald als möglich die ehrenvolle Stelle antrete. Am 21. Februar dankte Frey in großer Freude dem Antistes für die Berufung, und am 12. März schrieb er im selben Sinne an Rektor Sebastian Beck; doch fügt er hinzu, er könne sich wohl nicht vor Pfingsten frei machen, weil er warten müsse, bis daß sein Zögling «aus seiner, Freys, Betreuung befreit, durch das engere Band einer Ehe gebunden sein werde».

In der Tat hielt der junge Viscount Dungarvan am 5. Juli 1634 in England Hochzeit mit Elisabeth, Countess of Burlington, der Tochter von Henry Lord Clifford, und das junge Paar siedelte bald darauf nach Irland über.

Aber trotzdem kehrte Frey nicht sofort nach Basel zurück; viel-

mehr müsse er, wie er am 25. August schreibt, noch bleiben, bis daß gewisse Arbeiten und geschäftliche Angelegenheiten geregelt worden seien. In der Tat waren die kommenden Monate angefüllt mit finanziellen Verhandlungen — der junge Viscount hatte große Schulden gemacht — und mit der Erledigung wissenschaftlicher Aufträge von seiten des Erzbischofs Ussher von Armagh und des Bischofs John Bramhall von Derry. Auch für sich selber scheint Frey in dieser Zeit eine stattliche Anzahl Bücher angeschafft zu haben; jedenfalls brachte er, als er nach Basel zurückkehrte, etwa achtzig kostbare, prächtig in Leder gebundene und mit seinem Exlibris versehene Bände, unter ihnen die 1632 erschienene äußerst wertvolle «Second Folio-edition» der Werke William Shakespeares, in seinem Reisegepäck mit.

Aber allerdings verzögerte sich diese Rückkehr weiterhin noch eine gute Weile.

Ende Januar oder anfangs Februar 1635 schrieb Freys ehemaliger Zögling, der junge Ehemann Dungarvan, aus Lismore Castle an Frey in London, daß sein Vater, der Earl of Cork — seit 1633 war er nicht mehr stellvertretender Vizekönig von Irland, indem Karl I. damals das Vizekönigtum definitiv mit Thomas Wentworth, dem 1641 als Earl of Strafford hingerichteten Staatsmann, besetzt hatte — nach Dublin gereist sei; dagegen sei er zurückgeblieben, weil er sowohl hoffe als glaube, «that my wife is with child»; doch solle Frey Niemandem ein Wort davon sagen; denn die Sache sei noch ganz unsicher. Unglücklicherweise machte nun aber Frey wenigstens der jungen Ehefrau selbst gegenüber eine Anspielung auf ein bevorstehendes glückliches Ereignis; diese aber empfand diese Anspielung, wohl weil sie gar nicht in Erwartung war, als höchst ungehörig und schrieb an Frey einen sehr unwilligen Brief: sein Schreiben mache ihr den Eindruck von Eingeschlafensein; denn sie könne sich nicht denken, daß ein so vernünftiger Mann, wie er einer sei, in wachem Zustande eine so unvernünftige Frage gestellt hätte in einer Sache, in der kein lebendes Wesen Macht habe; wenn sie zum Streiten veranlagt wäre, dann wäre das ein genügender Grund dafür; aber sie wolle sich mit ihm nicht verzanken, und wenn er bekenne, daß seine irrige Behauptung, sie sei «with child», nur dem Wunsch entsprungen sei, daß es so wäre, «I am satisfied and here

the quarrell ends». Am gleichen Tage schrieb auch der Ehemann an Frey und erging sich in dem Schreiben, ohne Zweifel um die bittern Worte seiner Frau zu versüßen, in den höchsten Lobeserhebungen auf seinen ehemaligen Tutor: er sei ihm nach wie vor in größter Dankbarkeit für seine treuen Dienste verbunden, besonders für das, was er in der letzten Zeit für ihn in London getan habe; Niemand nämlich als «Mister John James» — so hieß ohne Zweifel Frey in der Familie Boyle — hätte die Mäuler von so vielen Gläubigern mit so kleinen Summen stopfen können; hierin habe er, Frey, sich als vollkommenen Redner und als treuen Freund erwiesen; und wenn wenn er nicht in diesem Handel die Vollkommenheit Ciceros bei weitem übertroffen hätte, wäre er niemals imstande gewesen, über diese unerbittlichen Schelme zu siegen.

Diese beiden Briefe der Eheleute Dungarvan sind vom 25. Februar 1635 datiert. Noch am 12. Mai schrieb Frey einen Brief an den Dubliner Kaufmann Abraham Rickesis aus London. Dann aber machte er sich endlich auf, seine Basler Professur anzutreten. Am 12. Juni schreibt er aus Paris an zwei Freunde, er werde seinen Weg nach Basel über Genf nehmen. In der Tat führte Frey diese Reise über Genf aus, traf dort mit einigen Engländern zusammen — ohne Zweifel hatte er Aufträge an diese von England mitbekommen — und kaufte sich auch eine Uhr, wie eine ihm nach Basel nachgesandte Rechnung zeigt.

Am 17. Juli 1635 traf er endlich wieder in Basel ein, hielt am 18. August seine akademische Antrittsrede «über den Ursprung, die Pflege, die Würde, die Notwendigkeit und die Nützlichkeit der griechischen Sprache» und nahm damit seine Lehrtätigkeit auf. Bald darauf, am 9. November, trat er auch in die Ehe mit Catharina Güntzer, der achtzehnjährigen Tochter des Sebastian Güntzer und der Margaretha Staehelin und Witwe des Spezierers Jakob Bernoulli; eine köstliche Federzeichnung, die eine Szene dieser Hochzeitsfeier darstellt, wird im Historischen Museum aufbewahrt.

Aber bereits bevor dieser Ehebund geschlossen wurde, anfangs September 1635, hatte der Vizekönig von Irrland, Thomas Wentworth, auf Wunsch des Erzbischofs von Armagh Frey zum Dean von Armagh, d. h. wohl zum Dekan des Domkapitels von Armagh, ernannt und die Ernennungsurkunde der jungen Lady Dungarvan,

seiner Nichte, zur Verwahrung oder Weiterleitung übergeben; dies meldete er eigenhändig an Frey und schließt das Handschreiben mit den Worten: «the sooner we shall see you here the more welcome shall you be».

Am 17. Dezember 1635 antwortete Frey seiner Lordschaft in tiefster Dankbarkeit für die ihm zuteil gewordene hohe Ehrung; aber er könne seine Professur in Basel nur aufgeben, wenn der Rat von Basel einwillige; darum bitte er seine Lordschaft untertänigst, dem Rat von Basel ein dementsprechendes Gesuch zu unterbreiten; bis daß der Rat entschieden habe, möge seine Lordschaft ihm «a gratious dispensation for my absence» gewähren. Am gleichen 17. Dezember 1635 gingen Briefe ähnlichen Inhalts an Lord und Lady Dungarvan und andere Persönlichkeiten in Irland ab.

In der Tat fertigte Wentworth das erbetene Schreiben aus; allerdings traf es erst im Sommer 1636 in Basel ein. Am 5. August legte es Frey der Regenz der Universität vor, indem er zugleich seine Abreise nach Irland, wenn sie genehmigt werden sollte, für das Frühjahr 1637 in Aussicht stellte. Die Regenz beschloß, die Meinung des Rates einzuholen. Dieser beriet am 8. August über das Ersuchen des «Viceroy aus Irrlandt» und übertrug den endgültigen Entscheid der Regenz. Diese behandelte die Angelegenheit aufs neue am 26. August. Aber bevor sie einen Beschluß gefaßt hatte, traf die Nachricht ein, daß Frey soeben einer Pesterkrankung erlegen sei; das Protokoll der Regenz meldet: «der fernern Beratung setzte ein Ende der vorzeitige Hinschied des Herrn Frey, den eine epidemische Seuche an eben diesem Tage um zehn Uhr vormittags in die himmlische Gemeinschaft der Seligen hinübergetragen hat».

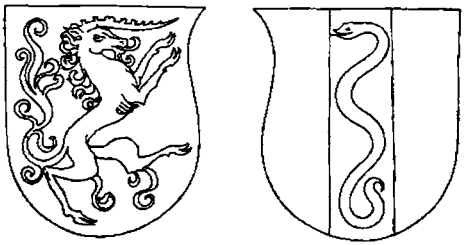
Am 11. Dezember gebar seine nun im neunzehnten Lebensjahr zum zweitenmal Witwe gewordene Gattin einen Sohn, den spätern Pfarrer Johann Jakob Frey von St. Leonhard. Durch diesen vererbte sich die Korrespondenz seines Vaters sowie die wertvolle Bibliothek, die er aus England mitgebracht hatte, samt der kostbaren Ausgabe der Werke Shakespeares, auf den Enkel Johann Ludwig Frey, und durch diesen wurden diese Schätze dem Frey-Grynaeischen Institut einverleibt.

Wie sich Freys Leben gestaltet hätte, wenn er das Amt eines Deans of Armagh hätte antreten können, ist schwer zu sagen. Wohl

wäre er irgendwie in den Kampf der anglikanischen Kirche gegen den irischen Katholizismus, sodann in die irische Erhebung von 1641, in der viele Tausende von Protestanten ermordet wurden, und schließlich in den grausamen Rachefeldzug, den Cromwell im Jahre 1649 unternahm, hineingezogen worden. Was aber seinen ehemaligen Zögling, den Viscount Dungarvan und spätern zweiten Earl of Cork, betrifft, so stellte dieser sich in dem großen Kampf zwischen Karl I. und dem Parlament mit einem Regiment Soldaten auf die Seite des unglücklichen Königs, geriet in der Zeit der Republik in die mißlichsten Verhältnisse, brachte es jedoch nach der Restauration unter Karl II. wieder zu hohen Ehrenstellungen und starb 1697 als Parteigänger Wilhelms III.

Basel, den 26. Januar 1964.

Der Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts:
Ernst Staehelin



JAHRESBERICHT

DES
FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL
FÜR DAS JAHR 1964

Im Sommersemester 1964 hielt der Lektor eine Vorlesung über «Die Ökumenische Konferenz von Montreal und das Zweite Vatikanische Konzil». Es folgten ihr einundzwanzig Studierende und Hörer.

Im laufenden Wintersemester 1964/65 ist die vom Lektor mit sechzehn Teilnehmern abgehaltene Übung ebenfalls der Ökumene gewidmet, indem, wie es alle zwei Jahre üblich ist, verschiedene Freikirchen und Gemeinschaften, von der Herrnhuter Brüdergemeine über Baptisten und Methodisten bis zu den Adventisten, der Kirche Jesu Christi der Heiligen der letzten Tage, den Zeugen Jehovas und der Christian Science, besucht werden; der Empfang im Schoße dieser Freikirchen und Gemeinschaften ist in jedem Fall sehr freundlich.

Die Veranstaltungen, denen das Institut regelmäßig ein Heim bot, waren im wesentlichen die gleichen wie in den frühern Jahren. Ebenso stellte es auch im Berichtsjahr angesichts der Wohnungsnot, unter der die akademische Jugend leidet, einige Buden zur Verfügung.

In einem Aufsatz, den Dr. Gustaf Adolf Wanner am 29. August in den «Basler Nachrichten» über das von Ludwig Keiser geschaffene Oekolampad-Denkmal am Münster veröffentlichte, behandelte er auch das im Institut befindliche Modell, das von Ferdinand Schlöth dem Preisgericht eingereicht worden war, aber nicht den Sieg errungen hatte, und gab dem Artikel eine Abbildung davon bei. Für die Ausstellung «Medizin im Basel des 16. Jahrhunderts», welche die Universitätsbibliothek dem «Internationalen Kongreß für Geschichte der Medizin» bot, lieh das Institut den in seinem Besitze befindlichen Stadtplan von Sebastian Münster.

Mit einem wertvollen Geschenk beehrte das Institut Fräulein Dr. theol. h. c. Ina Lohr, indem sie ihm das in zwei Bänden erschienene monumentale Werk «Rembrandt Bijbel», das zur Feier des dreihundertsten Geburtstags des Künstlers herausgegeben worden war, überreichte.

Im nordwestlichen Querbau der Liegenschaft war der Boden des Estrichs so schadhaft geworden, daß eine Erneuerung unumgänglich war; diese wurde in den letzten Wochen des Jahres durchgeführt.

In der Mitte des Jahres durfte der Lektor den siebenten und letzten Band seines Werkes über die «Verkündigung des Reiches Gottes in der Kirche Jesu Christi» im Manuskript vollenden. Der Band soll in den ersten Monaten des Jahres 1965 erscheinen.

Angesichts dieses Abschlusses legte der Lektor dem Kuratorium die Frage vor, ob mit der Vollendung dieses Werkes nicht der Augenblick gekommen sei, das Lektorat niederzulegen. Das Kuratorium sprach jedoch die dringende Bitte aus, er möchte das Amt in der bisherigen Weise weiterführen, so lange als ihm Kraft und Freudigkeit dazu gegeben seien. Nach reiflicher Überlegung entschloß sich der Lektor, dieser Bitte zu entsprechen, um so mehr als ihn neue literarische Pläne bewegen.

In üblicher Weise sei zum Schluß auch diesem Jahresbericht eine die Geschichte des Institutes betreffende oder aus den Schätzen seiner Bibliothek und seiner Handschriften erhobene historische Miszelle beigegeben. Und zwar handelt es sich dieses Mal um ein in das Gebiet des Ökumenischen einschlagende Episode.

Im Jahre 1616 sandte der griechisch-orthodoxe, aber stark von dem nicht-römischen Kirchentum des Westens beeinflußte Patriarch Cyrillus Lukaris von Alexandrien auf Einladung des anglikanischen Erzbischofs George Abbot von Canterbury den aus Beröa in Mazedonien stammenden Metrophanes Kritopulos, einen ehemaligen Athosmönch und nunmehrigen Presbyter der Alexandrinischen Kirche, nach England, damit er die Theologie und das Wesen der anglikanischen Kirche kennenlerne[1]. Acht Jahre lang hielt sich Metrophanes in England, vornehmlich in Oxford, auf. Als ihn Cyrillus Lukaris, der unterdessen Patriarch von Konstantinopel geworden war, zurückrief, reiste er nicht mit dem Schiff nach Konstantinopel, sondern nahm seinen Weg durch den europäischen

[1] Vgl. zum Folgenden: Ernst Staehelin: Die Reise des griechischen Theologen Metrophanes Kritopulos durch die Schweiz im Jahre 1627 (Zeitschrift für Schweizerische Geschichte, 22. Jhg., 1942, S. 508 ff.)

Kontinent, um auch noch die lutherischen und die reformierten Kirchen kennenzulernen. Cyrillus Lukaris scheint diesem Unternehmen zugestimmt zu haben, ja designierte Metrophanes bereits für diese Reise zum «Protosynkellos», zum «Großsiegelbewahrer», seines Patriarchates. Zunächst wandte sich dieser nach der lutherischen Universität Helmstedt und verfaßte auf die Bitte des dortigen unionistisch gesinnten Theologen Georg Calixt ein noch heute bedeutsames «Bekenntnis der morgenländischen katholischen und apostolischen Kirche». Weitere Etappen auf der Reise durch das lutherische Deutschland waren Altdorf, Tübingen und Straßburg.

Von dort siedelte Metrophanes im September 1627 nach Basel über und betrat damit reformiertes Gebiet. Er immatrikulierte sich als «Metrophanes Hieromonachus Critopulos, Beroensis Macedo» an der Universität und trat vor allem mit den Theologen in Verbindung. Diese berichteten am 14. September über ihre Verhandlungen mit ihm an den Rat, und dieser beschloß am Tage darauf, die Kosten für den Basler Aufenthalt des Metrophanes und für seine Weiterreise nach Bern zu übernehmen, ihm überdies fünfzig Reichstaler zu verabfolgen und zum Geleite bis Bern Professor Ludwig Lucius mitzugeben. Am 17. September erfolgte diese Weiterreise. Aber Metrophanes nahm nicht nur die fünfzig Reichstaler des Basler Rates mit, sondern auch ein gewichtiges Empfehlungsschreiben des Dekans der Theologischen Fakultät. Dieses lautete nach einer unter den Manuskripten des Frey-Grynaeischen Instituts erhaltenen Kopie [2] folgendermaßen:

Ὁ ΔΕΚΑΔΑΡΧΗΣ ΤΗΣ ΤΑΞΕΩΣ ΤΩΝ
ΘΕΟΛΟΓΩΝ ΕΝ ΑΚΑΔΗΜΙΑ ΤΩΝ ΒΑΣΙ-
ΛΕΕΩΝ ΣΕΒΑΣΤΙΑΝΟΣ Ὁ ΒΕΚΙΟΣ ΤΗΣ
ΑΓΙΑΣ ΘΕΟΛΟΓΙΑΣ ΔΙΔΑΣΚΑΛΟΣ, ΚΑΙ
ΤΗΣ ΚΑΙΝΗΣ ΔΙΑΘΗΚΗΣ ΕΡΜΗ-
ΝΕΥΣ ΤΟΙΣ ΕΥΣΕΒΕΣΙΝ ΑΝΑ-
ΓΗΩΣΤΑΙΣ ΧΑΡΙΝ ΚΑΙ ΕΙΡΗ-
ΝΗΝ ΑΠΟ ΤΟΥ ΚΥΡΙΟΥ ΗΜΩΝ
ΙΗΣΟΥ ΧΡΙΣΤΟΥ ΕΥΧΕΤΑΙ.

[2] Universitätsbibliothek Basel, Fr. Gr. Ms. II, 24, No. 23.

ΑΞΙΟΜΝΗΜΟΝΕΥΤΟΝ ΕΣΤΙ ΤΟΥ ΑΓΙΟΥ

Παύλου Ἀποστόλου τὸ ῥητὸν λέγοντος: «οὐ γὰρ ὁ ἑαυτὸν συνιστῶν ἐκεῖνός ἐστι δόκιμος ἀλλ' ὃν ὁ Κύριος συνίστησεν». Συνέστησε δὲ ἡμῖν διὰ σημείου καὶ κριτηρίου κρείττονος τὸν αἰδέσιμον, εὐσεβείᾳ τε καὶ παιδείᾳ διαφέροντα ἄνδρα τὸν Κύριον ΜΗΤΡΟΦΑΝΗ ΚΡΙΤΟΠΟΥΛΟΝ, Βερροέα Μακέδονα, πῇ διὰ ἐπιφανῶν καὶ ἀξιοπίστων ἀνδρῶν μαρτύρια, οἷσπερ οὗτος κεκοσμένος πρὸς ἡμᾶς ἦλθεν, ἵνα τὸ τοῦ Ἀποστόλου περὶ μέλλοντος ἔσεσθαι Ἐπισκόπου κριτήριον: «δεῖ καὶ μαρτυρίαν ἔχειν ἀπὸ τῶν ἔξωθεν» ἀξίως αὐτῷ προσλογισθῆναι δύνηται, πῇ διὰ τοῦ ἁγίου πνεύματος τὰ χαρίσματα αὐτῷ δαψιλῶς δοθέντα. Κἄν γὰρ παρ' ἡμῖν ἐν τῇ Βασιλείᾳ πόλει οὐ πολλὰς ἡμέρας διέτριψεν, ὅμως τῇ σεμνοτάτῃ ὁμιλίᾳ καὶ λόγοις ὑγιέσι, τῆς τοῦ βίου ἀδιαφθορίας, παιδείας οὐ τυχούσης καὶ σπουδῆς μεγίστης τοῦ ἐρευνᾷν καὶ ἐξετάζειν τὴν ὀρθόδοξον ἡμῶν πίστιν καὶ τοῦτο κατὰ τὰς ἁγίας γραφὰς ὥσπερ ἕνα καὶ μόνον τῆς θρησκείας κάνονα, ἔλεγχον ἡμῖν ἔδωκε, καὶ οὕτως τῶν παλαιῶν ἐκείνων παρὰ τοῦ ἁγίου πνεύματος, ἐν τοῖς Πράξεσι τῶν Ἀποστόλων συνεσταμένων Βερροεών εὐγενεστέρων ἴχνεσι αὐτὸν ἕπεσθαι τῷ ἔργῳ ἔδειξε. Μεγάλην δὲ παρὰ ἄλλα χαρὰν ἐν ἡμῖν διήγειρεν, ὅτι τῆς Ἑλυετικῆς καὶ τῆς Βασιλείας πόλεως ὁμολογιῶν σπουδαίως ἀνεγνωσμένων, ἐμαρτύρησεν ἡμῖν, τὰς τῆς Ἑλλάδος Ἐκκλησίας πολλῷ ἐγγύτερον πρὸς αὐτὰς προσχορεῖν καὶ ταυτὸ μετ' ἡμῶν ἐν πλειστοῖς καὶ ἀναγκαιοτέροις τῆς πίστεως δόγμασιν ἐν Κυρίῳ δοξάζειν καὶ διδάσκειν. Καὶ περ οὖν ἀνὴρ οὗτος ἐλλόγιμος ἱκαναῖς μαρτυρίαις καὶ ἰδίᾳ ἀρετῇ συνεσταμένος ἄλλαις μαρτυρίαις οὐκ ἐνδεὴς ᾖ, ὅμως πρὸς τὸ ἱκανὸν ποιεῖν τῇ ἡμῶν πρὸς αὐτὸν διαθέσει καὶ ἔρωτι καὶ πρὸς τὸ ἀποτελεῖν τὸ αὐτοῦ ἐέλδωρ, τὰ παρόντα γράμματα αὐτῷ δοῦναι οὐκ ὠκνήσαμεν λισσάμενοι πάντας καλοὺς κἀγαθοὺς οἷς οὗτος ἐντεύξεται, ἵνα αὐτὸν ἐν τῷ τοῦ θεοῦ ἔργῳ καὶ πράγματι ἀποδημοῦντα φιλοφρόνως δέχωνται καὶ ἀσπάζωνται, αὐτῷ ἔργῳ καὶ λόγῳ ἐπιβοηθῶσι καὶ τὰ εὐσεβῆ καὶ ἀξιέπαινα ἐπιχειρήματα καδ' δύναμιν προάγωσι καὶ προκόπτωσι. Ἐν πρώτοις δὲ τοῦ ΘΕΟΥ ΠΑΝΤΟΚΡΑΤΟΡΟΣ ἐξ ὅλης τῆς ψυχῆς καὶ καρδίας δεόμεθα, ἵνα τῷ Κυρίῳ ΜΗΤΡΟΦΑΝΕΙ καὶ μετὰ ταῦτα τὴν εὐλογίαν αὐτοῦ χαρίζηται, αὐτοῦ ὑπερασπίζῃ καὶ αὐτὸν τῇ ἐῇ ἀληθείᾳ μᾶλλον μᾶλλον τε ἁγιάζῃ καὶ ἐπιφωτίζῃ, ἀπὸ παντὸς κακοῦ φυλάττῃ σῶον καὶ ἀβλαβῆ, μετὰ εὐπόρου ἀποδημίας αὐτοῦ εὐσεβοῦς καρποῦ, τουτέστι ἱκανὸν καὶ ἐπιτήδειον πρὸς τὸ σπείρειν τὴν ἀγαθὴν σπορὰν καὶ τρανῶς διδάσκειν τὸν τῆς σωτηρίας λόγον εἰς οἰκοδομὴν τῶν ψυχῶν, εἰς τὴν πατρίδα εὐμενῶς καὶ κραταιῶς ἀνάγῃ πρὸς δόξαν τοῦ θείου ὀνόματος καὶ τῶν Ἐκκλησιῶν Ἑλληνικῶν, αἷστισι πᾶσαν εὐδαιμονίαν καὶ

τῆς ἀληθείας δαψιλεστάτην ἐπίγνωσιν εὐχόμεθα, οἰκοδομὴν καὶ σωτηρίαν. Ἀμήν.

Γεγράφαμεν ἐν Βασιλείᾳ πόλει καὶ ἐσφραγίσαμεν τῇ σφραγίδι τῆς ἡμετέρας τάξεως μαιμακτηριῶνος ἑβδόμῃ ἐπὶ δέκα Χριστογονίας ἔτει ,α.χ'.κ'.ζ'.

Das heißt in deutscher Übersetzung:

«Der Dekan der Theologischen Fakultät an der Universität Basel, Sebastian Beck, Doktor der heiligen Theologie und Ausleger des Neuen Testaments, wünscht den frommen Lesern Gnade und Frieden von unserm Herrn Jesus Christus.

Denkwürdig ist das Wort des heiligen Apostels Paulus, das lautet: ‚Denn nicht der ist bewährt, der sich selbst empfiehlt, sondern der, den der Herr empfiehlt' [2. Kor. 10, 18]. Dieser hat uns aber durch ein besonders kräftiges Zeichen und Merkmal empfohlen den ehrwürdigen, durch Frömmigkeit und Bildung hervorragenden Mann, den Herrn Metrophanes Kritopulos aus Beröa in Mazedonien, teils durch die von ausgezeichneten und vertrauenswürdigen Männern stammenden Zeugnisse, mit welchen geschmückt dieser zu uns kam, damit das vom Apostel geforderte Merkmal eines künftigen Bischofs: ‚Er soll auch ein [gutes] Zeugnis haben von denen, die draußen sind' [1. Tim. 3, 7], mit Recht ihm angerechnet werden könne, teils durch die ihm reichlich gegebenen Gnadengaben des Heiligen Geistes. Denn obschon er nur wenige Tage bei uns in Basel weilte, so bewies er uns doch durch seinen würdevollen Umgang und seine verständigen Gespräche die Unverdorbenheit seines Lebens, eine nicht gewöhnliche Bildung und den größten Eifer, unsern orthodoxen Glauben zu erforschen und zu prüfen, und das gemäß den Heiligen Schriften als dem einen und einzigen Maßstab der Gottesverehrung, und zeigte so durch die Tat, daß er den Spuren jener alten, durch den Heiligen Geist in der Apostelgeschichte [17, 10 ff.] empfohlenen edeln Bewohner von Beröa folge. Eine große Freude aber, neben andern Dingen, rief er dadurch in uns hervor, daß er, nachdem er das Helvetische und das Basler Bekenntnis sorgfältig durchgelesen hatte, uns bezeugte, daß die griechischen Kirchen weitgehend mit ihnen übereinstimmen und in den meisten und besonders den nötigen Glaubenslehren im Herrn dasselbe denken und lehren. Obschon also dieser ausgezeichnete Mann, durch ge-

nügende Zeugnisse und eigene Tugend empfohlen, anderer Zeugnisse nicht bedarf, haben wir doch, um unserer Gesinnung und Liebe ihm gegenüber Genüge zu tun und seinen Wunsch zu erfüllen, nicht gezögert, ihm dieses Schriftstück zu geben, indem wir alle Edeln und Guten, mit denen er zusammenkommt, bitten, ihn als einen, der in der Sache und im Werk Gottes pilgert, freundlich aufzunehmen und willkommen zu heißen, ihm in Wort und Tat behilflich zu sein und seine frommen und lobenswerten Unternehmungen nach Vermögen zu fördern und vorwärtszubringen. Vor allem aber bitten wir Gott, den Allmächtigen, von ganzer Seele und von ganzem Herzen, daß er dem Herrn Metrophanes auch fernerhin seinen Segen schenke, ihn beschütze und durch seine Wahrheit mehr und mehr heilige und erleuchte, vor allem Übel heil und unversehrt bewahre, mit einer reichen Frucht seiner frommen Pilgerfahrt, d. h. als einen, der fähig und geschickt ist, den guten Samen auszustreuen und das Wort des Heils klar und deutlich zu lehren zur Erbauung der Seelen, gnädig und machtvoll in sein Vaterland zurückführe zum Ruhme des göttlichen Namens und der griechischen Kirchen, denen wir alles Glück und reichlichste Erkenntnis der Wahrheit, Erbauung und Heil wünschen. Amen.

Wir haben [dieses Schriftstück] in der Stadt Basel geschrieben und mit dem Siegel unserer Fakultät gesiegelt am 17. September des Jahres nach Christi Geburt 1627.»

Mit diesem Empfehlungsschreiben ausgerüstet, setzte Metrophanes seine Reise fort, und zwar zuerst, wie wir wissen, nach Bern, dann nach Genf, weiterhin nach Zürich, Schaffhausen, St. Gallen und Chur und langte noch vor dem Einbruch des Winters in Venedig an. Aber noch dauerte es etwa drei Jahre, bis daß er nach dem Orient zurückkehrte. Doch wandte er sich nicht nach Konstantinopel, sondern nach Alexandrien, von wo er ausgegangen war, und bestieg dort wahrhaftig im Jahre 1636 den Patriarchenstuhl. Dahei bewahrte er seine ökumenische Aufgeschlossenheit durchaus; doch konnte er sich eine Union nur so denken, daß durch eine solche die großen Traditionen der Ostkirche keineswegs tangiert würden.

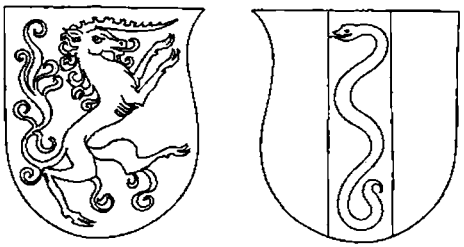
Anders war die Haltung des Patriarchen Cyrillus Lukaris von Konstantinopel. Dieser ging mehr und mehr dazu über, seine Kirche

im Sinne des Calvinismus zu reformieren. Doch bezahlte er diesen Radikalismus im Jahre 1638 mit einer grausamen Ermordung, währenddem daß Metrophanes ein Jahr später eines friedlichen Todes verblich.

Für die Stadt Basel aber dürfen wir uns freuen, daß sie schon im Beginn des 17. Jahrhunderts durch den Beschluß des Rates wie durch den Brief des Dekans der Theologischen Fakultät einen beachtenswerten Sinn für ökumenische Begegnung an den Tag legte.

Basel, den 31. Januar 1965.

Der Lektor des Frey-Grynaeischen Institutes:
Ernst Staehelin



JAHRESBERICHT

DES
FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL
FÜR DAS JAHR 1965

Im Sommersemester 1965 las der Lektor vor neunzehn Studierenden und Hörern über den «Jesuitenorden und die Schweiz».

Die im laufenden Wintersemester von elf Teilnehmern besuchte Vorlesung hat zum Gegenstand die «Geschichte des schweizerischen Katholizismus in der Neuzeit».

Im Berichtsjahre erschienen folgende Publikationen des Lektors: 1. der siebente und letzte Band des Werkes: «Die Verkündigung des Reiches Gottes in der Kirche Jesu Christi», 2. der im «Basler Stadtbuch 1966» abgedruckte Aufsatz «Der Basler Seidenweber Johann Jakob Wirz als Hellseher und Gründer der Nazarenergemeine», 3. die in den «Studien zur Geschichte der Wissenschaften in Basel» erschienene Schrift: «Professor Friedrich Lachenal», 4. die in die «Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde» unter dem Titel «Oecolampadiana» aufgenommenen Nachträge und Berichtigungen zu den 1927 und 1934 herausgekommenen «Briefen und Akten zum Leben Oekolampads».

Am 3. Mai fand im Anschluß an einen gemeinsamen Gottesdienst in der Predigerkirche eine ökumenische Zusammenkunft von etwa sechzig Personen im Institut statt; bei einer einfachen Bewirtung wurde im Anschluß an ein Referat des Lektors über die «Jesuitenfrage» diskutiert.

Am 3. Februar führte der Lektor die Mitglieder eines Missionskurses durch die Stadt und empfing sie nachher zu einem gemütlichen Zusammensein im Institut. In gleicher Weise diente er am 30. Oktober einer Schar von Gliedern der «Evangelischen Studenten-Gemeinde».

Am 20. November wurde der armenische Bischof Karékine Sarkissian aus Antelias im Libanon im Institut empfangen.

Im übrigen hielten darin regelmäßig ihre Sitzungen ab: 1. der Vorstand des Protestantisch-Kirchlichen Hilfsvereins, 2. der Vorstand

der Christlich-Jüdischen Arbeitsgemeinschaft, 3. der Vorstand des Vereins für die Blinden in Israel, 4. eine Arbeitsgemeinschaft von Basler Pfarrern.

Außerdem diente das Institut wiederum einer Gruppe von Dozentengattinnen und einer Hilfsstelle für Flüchtlinge als Heimstätte sowie dem Roten Kreuz als Sammelstelle.

Schließlich beherbergte es wiederum in den zur Verfügung stehenden Räumen einige Kommilitonen.

Dieser Hauschronik über das Jahr 1965 sei wiederum eine kleine historische Miszelle angehängt:

Im Jahresbericht über das Jahr 1963 wurde über den Urgroßvater des Stifters Johann Ludwig Frey, Johann Jakob Frey, berichtet, wie dieser, nachdem er zu zweien Malen in England und Irland gewesen und dort zum Diakon der anglikanischen Kirche geweiht worden war, im Juli 1635 nach Basel zurückkehrte, um die ihm übertragene Professur der griechischen Sprache anzutreten, wie er am 9. November des nämlichen Jahres sich mit Catharina Güntzer verheiratete, aber bald darauf den Ruf des Vizekönigs von Irland in das Dekanat des Domkapitels von Armagh annahm, doch, bevor die Übersiedlung stattfand, am 26. August 1636 von der Pest dahingerafft wurde.

In dieser Zeit, da er in Basel als Professor der griechischen Sprache wirkte, führte Johann Jakob Frey nun einen intensiven Briefwechsel mit dem englischen Residenten Oliver Flemming, der 1629 von der Regierung Karls I. nach Zürich gesandt worden war, um in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges vom «helvetischen Wachtturm» aus «ringsherum Ausschau zu halten und über das Erspähte getreulich nach London zu berichten». Von Flemming sind im Frey-Grynäischen Institut vierundzwanzig Originalbriefe erhalten geblieben, während dagegen von Frey nur fünf Briefe in Abschrift, ebenfalls im Frey-Grynäischen Institut, auf uns gekommen sind, obschon Frey die Briefe Flemmings immer getreulich beantwortet hat. Aus diesem Briefwechsel sei das Folgende mitgeteilt:

Am 9. August 1635 schreibt Flemming, Freys Rückkehr nach Basel habe einander widersprechende Gefühle in ihm ausgelöst, Sorge und Freude, Sorge, es möchten in Basel Freys Fähigkeiten nicht zu genügender Auswirkung kommen, Freude wegen der Aussicht «to bee made happy in your conversation»; er sende ihm beigeschlossen

Nachrichten, die er aus Italien erhalten habe, und bitte ihn, ihm seinerseits mitzuteilen, was er in Basel über wichtige Vorgänge erfahre; in Zürich hätten letzte Woche drei französische Regimenter passiert, um als Nachschub zu dem in Graubünden operierenden Herzog von Rohan zu stoßen; es scheine, daß ein Angriff der Kaiserlichen und der Spanier gegen diesen bevorstehe.

Am 13. August antwortete Frey, er sei nur nach Basel gekommen, um seinen Freunden und seiner Mutter einen Gefallen zu erweisen, aber werde wohl bald, nachdem er englischer Bürger geworden sei, zurückkehren, und bereits habe ihm der Vizekönig von Irland das Dekanat von Armagh versprochen.

In einem Schreiben vom 16. September teilt Frey sodann dem englischen Residenten mit, daß er im Begriffe sei, das «Book of Common Prayer» ins Deutsche zu übersetzen, zunächst für den Dienst «in my private family»; doch hoffe er, daß das ins Deutsche übersetzte «Book of Common Prayer» oder eine ähnliche Liturgie sich in der Basler Kirche durchsetze. Gott sei Dank, stehe diese der anglikanischen Kirche in mancher Beziehung näher als die übrigen reformierten Kirchen; seine Absicht sei, den urteilsfähigen Gliedern der Basler Kirche die «happinesse of the Church of England» darzulegen; er würde es auch sehr begrüßen, wenn der König von England, einem Gedanken Flemmings Folge leistend, Freiplätze für junge Schweizer Theologen an den englischen Universitäten errichtete; das würde nicht wenig dazu beitragen, «to rayse our Helvetian Churches to a neerer resemblance with that truth of Catholick antiquity which hath yet kept its residence in England». Endlich berichtet Frey, daß die Bücher, die er in England gekauft habe – es handelt sich um eine Bibliothek von etwa achtzig meist wertvollen Bänden, z. B. der Second-Folio-Edition der Werke Shakespeares –, noch in Köln und den Niederlanden lägen und nicht nach Basel weitergeleitet werden könnten, «till wee have peace along the Rhine».

In seiner Antwort von etwa dem 20. September bezeugt Flemming seine Freude über Freys «zealous resolution to translate the Booke of Common Prayer»; was sodann die Angelegenheit der Freiplätze anbetreffe, so müßten zunächst die englischen Universitäten um ihre Einwilligung ersucht werden, bevor der König einen endgültigen Entscheid treffen könne. Ferner berichtet Flemming, daß das Haus

Österreich alles daransetze, Truppen nach Mailand zu senden, zum Schutze des Herzogtums vor allfälligen französischen Angriffen; doch der Herzog von Rohan habe alle Pässe befestigt; so werde Österreich wohl den Durchmarsch durch das Gebiet der katholischen Schweiz verlangen.

In einem Brief vom 4. Oktober ergeht sich Flemming in etwas maliziösen Betrachtungen über Freys bevorstehende Vermählung. Und auf eine Verteidigung Freys antwortet er am 11. Oktober: er danke für dessen Brief, «which was conceived when love was predominant»: «I take itt for an infallible simptome of your matrimonicall sicknesse».

Bald darauf zog sich Flemming für einige Zeit nach Schloß Bubikon zurück, um der in Zürich ausgebrochenen Pest zu entgehen, und am 18. Oktober riet er Frey, sich mit seiner Braut ebenfalls aus dem von der Pest bedrohten Basel wegzubegeben. Ferner berichtet er, der französische König habe Herzog von Rohan eine beträchtliche Summe Geld gesandt, «to pay his discontented armie».

In dem Schreiben Flemmings vom 25. Oktober wird mitgeteilt, daß der spanische Resident die katholischen Kantone ersuchen werde, den Durchzug von zehntausend Mann Infanterie und zweitausend Mann Kavallerie aus der Bodenseegegend nach Mailand zu gestatten. Dieser Durchzug fand dann, nachdem Spanien große finanzielle Zugeständnisse gemacht und die Verproviantierung der Truppen während ihres Durchzuges garantiert hatte, etwa zwei Monate später in der Tat statt, indem er seinen Ausgang durch die Herrschaft des Abtes von St. Gallen nahm.

Am 8. November kann Flemming den Sieg des Herzogs von Rohan über die Spanier bei Morbegno mitteilen: es seien fünfzehnhundert Mann gefallen, der ganze Troß sei erbeutet worden; allerdings hätten auch die Franzosen vierhundert Mann verloren.

In einem nicht erhaltenen Schreiben hatte Frey von einer «union and conformitie» der reformierten Schweizer Kirchen mit der Kirche von England gesprochen. Darauf antwortet Flemming am 29. November, daß er nicht sehen könne, wie im gegenwärtigen Zeitpunkt ein solcher Plan verwirklicht werden könne; eine solche «happie union and conformitie» müsse von langer Hand vorbereitet werden; das beste Mittel dazu sei die bereits in Angriff genommene Errichtung

von Freiplätzen für Schweizer Theologen an den englischen Universitäten.

Wie es scheint, hatte Frey dem englischen Residenten einen Hund geschenkt; über dieses Tier mußte Flemming aber am 20. Dezember melden, daß es gegen Gänse und Hühner wüte, so daß es ihn schon mehrere Taler gekostet habe, abgesehen davon, daß seine Nachbarn «the Basilean dogge» verfluchten. Ferner heißt es in dem Schreiben, daß letzte Woche fünfzehn Maulesel, beladen mit für den Herzog von Rohan bestimmtem Gold, Zürich passiert hätten.

In einem Schreiben vom 10. Januar 1636 berichtet Flemming, daß die Bündner außerordentlich unzufrieden seien, daß ihnen die Franzosen entgegen allen Versprechungen die Verwaltung der italienischen Vogteien vorenthielten; wenn ihre Ansprüche nicht bald befriedigt würden, dann werde es zu einer Erhebung kommen, die schlimmer als die Sizilianische Vesper sei. In der Tat erfolgte am 19. März 1637 unter der Führung von Jürg Jenatsch der Aufstand der Bündner, und am 26. März mußte Herzog von Rohan die Kapitulation unterzeichnen, «nach welcher die französischen Truppen mit allen Ehren abziehen und die Untertanenlande bedingungslos ihre alten rätischen Herren wieder anerkennen sollten».

Bis dahin hatte sich die Korrespondenz zwischen Flemming und Frey in voller Harmonie abgewickelt. Aber nun erfuhren die Beziehungen eine schwere Belastung.

Am 18. Januar 1636 sah sich Flemming nämlich genötigt, bis tief in die Seele hinein beschämt, wie er schreibt, weil die ihm von London in Aussicht gestellten zweitausend Pfund Sterling noch nicht eingetroffen seien, Frey um ein Darlehen von fünfhundert Gulden zu bitten; er möge sie gleich dem Überbringer des Briefes, einem «faithfull Italian», mitgeben.

Zunächst zeigte sich Frey durchaus entgegenkommend, indem er bei einem Kaufmann zwar nicht fünfhundert Gulden, wohl aber dreihundert Gulden oder zweihundert Reichstaler aufnahm und sie Flemming zukommen ließ. Aber statt daß sich Flemming mit diesem Darlehen zufrieden gegeben hätte, bat er am 14. Februar dringend um die an der ursprünglich verlangten Summe noch fehlenden zweihundert Gulden, indem er vor allem darauf hinwies, daß er wegen der Geburt einer königlichen Prin-

zessin «for publique reputations sake» dem Zürcher Rat einen Empfang geben müsse.

Auf diese zweite Bitte scheint Frey nicht eingegangen zu sein. Darauf hüllte sich Flemming in Schweigen, und als Frey ihm sein Befremden darüber aussprach, antwortete er am 27. März, die versprochene Sendung aus England sei immer noch nicht eingetroffen; Frey solle ihm doch ja schreiben, welchen Zins der Kaufmann, von dem er, Frey, die Summe entliehen habe, verlange.

Im April antwortete Frey, daß der Kaufmann die Rückzahlung des Darlehens spätestens für die Mitte des Sommers erwarte und einen Zins von acht Reichstalern beanspruche. Als Mitte des Sommers noch nichts eingetroffen war, beauftragte Frey einen nach Zürich reisenden Basler, die zweihundertundacht Reichstaler bei Flemming abzuholen. Aber der Mann kehrte mit leeren Händen nach Basel zurück, und so kam es, daß, als Frey am 26. August an der Pest starb, die Schuld noch nicht beglichen war. Am 18. September 1636 versicherte zwar Flemming die Witwe Freys durch ein Schreiben an den bei ihr wohnenden englischen Studenten William Mancknoul, daß alles noch im laufenden Monat September in Ordnung gebracht werde. Aber es scheint in der Angelegenheit von Freys Darlehen überhaupt nichts mehr geschehen zu sein.

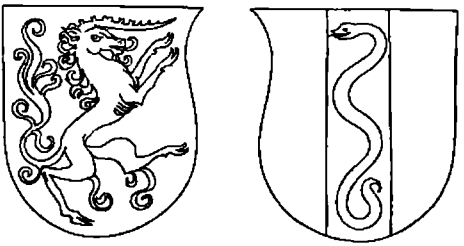
Frey war nämlich nicht der einzige Gläubiger Flemmings gewesen. Vielmehr hatte der englische Resident bei andern Personen sowohl in Zürich als in Basel noch viel größere Schulden gemacht; dem mit England in besonderer Weise verbundenen Pfarrer Wolgang Meyer von St. Alban in Basel z. B., einem Enkel der Wibrandis Rosenblatt aus ihrer Ehe mit dem Reformator Wolfgang Fabricius Capito, schuldete Flemming nicht weniger als neunhundert Reichstaler. Aber trotz allen Bemühungen der Gläubiger – in Basel wurde sogar erwogen, die nach Flemmings Abreise zunächst in Basel zurückgebliebene Lady Flemming zurückzubehalten, bis daß die Schulden bezahlt seien – scheint es nie zu einer Bezahlung gekommen zu sein. Jedenfalls schreibt noch am 12. Juni 1656, also zwanzig Jahre nach dem Tode Freys, nachdem Flemming längst zum «Sir Oliver» erhoben worden war und sowohl am Hofe Karls I. als an demjenigen Cromwells das Amt eines Zeremonienmeisters übernommen hatte, der damalige englische Resident in der Schweiz, John Pell, an seinen

Vorgesetzten, den Staatssekretär John Thurloe: «A public minister from England cannot with reason expect that it should be easy to borrow money in this country, so long as Sir Oliver Flemmings great debts in Zurich and in Basil remain impaid.»[1]

Basel, im Januar 1966.

Der Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts:
Ernst Staehelin

[1] Vgl. dazu: 1. Wolfgang Schneewind: Die diplomatischen Beziehungen Englands mit der alten Eidgenossenschaft zur Zeit Elisabeths, Jakobs I. und Karls I. 1556–1649, 1950, bes. S. 138, Anm. 69; 2. Robert Vaughan: The Protectorate of Oliver Cromwell, 1. Bd., 1838, S. 423 (Brief Pells an Thurloe); 3. Joannes Henricus Hessels: Ecclesiae Londino-Batavae Archivum, 3. Bd., 2. Teil, 1897, S. 1937ff. (Briefe Wolgang Meyers).



JAHRESBERICHT

DES
FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL
FÜR DAS JAHR 1966

Im Sommersemester 1966 las der Lektor vor zwanzig Studierenden und Hörern über die «Verkündigung des Reiches Gottes im Laufe der Kirchengeschichte».

Im gegenwärtigen Wintersemester 1966/67 vereinigen sich zwölf Teilnehmer zu einer «Oekumenischen Begegnung mit Freikirchen und Gemeinschaften».

Das wissenschaftliche Projekt, an dem der Lektor im Berichtsjahr arbeitete und noch ein paar weitere Monate zu arbeiten hat, ist die Durchforschung und Ausschöpfung der etwa zweitausend Briefe umfassenden Korrespondenz des ersten Lektors des Frey-Grynäischen Instituts, Jakob Christoph Becks. Die darüber geplante Publikation dürfte das Bild vom wissenschaftlichen und kulturellen Leben Basels im 18. Jahrhundert und von dessen vielseitigen Ausstrahlungen nicht unwesentlich erweitern.

Auch im Berichtsjahre diente das Institut den zahlreichen Kommissionen, Arbeitskreisen, Werken und Personen, wie sie in früheren Berichten erwähnt sind, als Heimstätte; in einer Sendung des Fernsehens zu Ehren der «Flüchtlingsmutter» Frau Dr. Gertrud Kurtz in Bern erschien das Haus sogar auf dem Bildschirm.

An einzelnen Anlässen fanden in seinen Räumen die folgenden statt: am 23. Januar und 3. Juli je eine «Gästetagung des Marburger Kreises» unter Leitung von Herrn Pfarrer Hans Bruns, dem bekannten Autor einer neuen Bibelübersetzung, am 5. August eine «Familien-Croisière des Rotary-Clubs», am 22. August eine Festsitzung der Kommission des Werkes «Hilfe für Blinde in Israel» zur Feier des 80. Geburtstages von Frl. Dr. med. h. c. Georgine Gerhard, am 10. September eine Besichtigung durch eine auf einer Führung durch die Altstadt begriffene Polizei-Rekrutenschule, am 29. Oktober ein Beisammensein von zahlreichen Studierenden im Anschluß an eine von der Evangelischen Studentengruppe veranstaltete und vom Lektor geleitete Führung durch die Stadt, schließlich am 20. November ein gemütlicher Abend einer «Bibelklasse für Töchter vom Verein für Evangelisation und Gemeinschaftspflege».

Wie sehr auch früher das Institut als Versammlungsort von Arbeitskreisen benützt wurde, möge die Skizze zeigen, die diesem Bericht als historische Miszelle beigegeben sei.

Wie im Zeitalter der Aufklärung in vielen Zentren des geistigen

Lebens Gesellschaften zur Förderung von Wissenschaft, Literatur und gemeinnützigen Unternehmungen gegründet wurden, so war es auch in Basel der Fall: um 1742 wurde durch Johann Jakob Spreng die «Deutsche Gesellschaft» zur Pflege der deutschen Sprache gegründet, 1751 durch Johann Rudolf Zwinger die «Societas physico-medica Helvetica» zur Förderung der Medizin und der Naturwissenschaften, 1759 durch Isaak Iselin und Schultheiß Emanuel Wolleb die «Donnerstagsgesellschaft» zur Behandlung vor allem vaterländischer Fragen, und 1760/61 durch denselben Isaak Iselin und seine Zürcher Freunde die ebenfalls dem Studium der vaterländischen Angelegenheiten gewidmete «Helvetische Gesellschaft». In diesen Zusammenhängen steht nun aber auch die «Societas litteraria theologico-philologica Basiliensis».

Über ihre Anfänge wissen wir nur, daß sie, da sie im Herbst 1768 das Jubiläum ihres zehnjährigen Bestehens feierte, 1758 gegründet worden sein muß. Ob die Initiative zu ihrer Gründung mehr von Studierenden der philosophischen und der theologischen Fakultät oder mehr von dem Conrektor des Gymnasiums, Magister artium und Verbi Divini Minister Johann Jakob Bachofen, ausging, ist nicht festzustellen; jedenfalls stand die «Societas» die ersten neun Jahre ihres Bestehens unter dessen Leitung oder, wie der offizielle Ausdruck lautet, unter dessen «Protektorat».

Über die Tätigkeit der «Societas» sagt Bachofen in einem «Testimonium», das er etwa 1765 für das scheidende Mitglied Wilhelm Friedrich Wucherer aus Baden-Durlach ausstellte: die «viri iuvenes, cupiditate discendi flagrantes», seien jeden Donnerstag unter seiner Leitung zusammengekommen, hätten sich «disputando» geübt, hätten sich «Sacrarun literarum explicationi» gewidmet, hätten «orationes a se compositas» gehalten, hätten sich bemüht, «argumentum aliquod, ex Sacrarum litterarum antiquitatum philologiaeque penu desumptum», darzulegen.

Einige der in der Periode Bachofens gehaltenen Referate sind auf uns gekommen. Im Dezember 1761 bot der Schaffhauser Johann Caspar Stockar eine «Paraphrasis Psalmi primi». Acht Tage später legte der Basler Jakob Meyer eine «Epicrisis» dieser «elegantissima ab amico suavissimo proposita Psalmi primi Paraphrasis» vor. Zu einer nicht genannten Zeit hielt ein nicht genanntes Mitglied eine «Ora-

tiuncula de mendacio, quod maius sit vitium furto». Vielleicht stammen ebenfalls aus dieser ersten Periode eine «Harmonische Erzehlung der Geschichte von der Geburt unsers Herrn und Heylandes Jesu Christi» und die kritischen «Anmerkungen» dazu.

Den Höhepunkt des Lebens der «Societas» bildete das jährliche Stiftungsfest. Die Darbietungen, die an demjenigen von 1765 dargebracht wurden, sind sogar im Druck erschienen. Das Schriftchen ist «Dem Ehrwürdigen, Hochgelehrten und Hochgeachten Herrn, Herrn Magister Johann Jakob Bachofen, wohlverdienten Conrektor und Catecheten unserer Stadtschule wie auch Preiswürdigstem Beschützer diser Gesellschaft» gewidmet.

Die eigentliche Festrede hielt der Basler stud. theol. Sebastian Spörlin. Sie trägt den Titel: «Die Vortheile der Wahren Freundschaft, in einer Rede an dem Jährlichen Stiftungs-Tage der Baselischen Gesellschaft Schöner Wissenschaften angepriesen von Sebastian Spörlin, der Gottsgelehrtheit Beflissenen.» Unter anderem hören wir da etwa: «In den süßen Umarmungen seines Freundes fühlet der Freund ein ganzes Meer von Lust, und was kann seine Seele beunruhigen? Er weiß in der größten Not seinen Freund zu entdecken; er fällt in die Arme seines Freundes, ihn verläßt der Freund nicht, er bleibet ihm zur Seite, er begleitet ihn, nimmt Theil an seinen Schmerzen, er tröstet ihn, rathet ihm, weinet mit ihm, ja läufet selbst in Gefahr und Tod, um den Besten zu retten; so groß seyn die Vortheile der Freundschaft.» Zum Schlusse wird das Lob des «Beschützers» Bachofen gesungen: «Wie wann in holder Pracht von Aurorens Zähren beträufelt die junge Rose glühet, so grünet in unserm Chor der Reiz der Wissenschaften aus dem Munde unsers Freundes. Wie wann Filomele ihr göttlich Lied erhebt und durch den Reiz ihrer Thöne ganze Gegenden entzükket, so ganz Gehör vernehmen wir bewundernd seine Lehren, die Anmuth und Liebe begleiten... Bachofens wohlverdientes Lob schwinge sich bis in den sichern Schoos der späten Ewigkeit, ihn trage auf Flügeln, die alle Verwesung meiden, der bleibende Ruf!»

In gebundener Form erhob stud. theol. Johann Jakob Burkhart seine Stimme:

«Ja, Freunde, ja, itzt strahlt aus unsern Blicken
Die reinste Munterkeit, ein froher Muht hervor.
Ihr fühlt der Freundschaft Werht, und mit Entzücken
Dringt sich die Weisheit selbst in unser Musen-Chor.
Von Zärtlichkeiten ganz durchdrungen
Und veste Hand in Hand geschlungen
Durchscherzen wir die güldne Zeit.
Nur Jonathane, nur Oreste
Erheitern unser Freundschafts-Feste.
Gedanke! schenkst du nicht ein Meer voll Seligkeit?»

Schließlich ließ sich aus der Ferne der schon genannte, am Erscheinen verhinderte Wilhelm Friedrich Wucherer mit einer «Ode auf den Stiftungs-Tag der Baselischen Gesellschaft schöner Wissenschaften» vernehmen:

«Ich soll – Gott, welch eine Lust! – ich soll euch wider umarmen?
Die Zeit beflügle ein eilender Blitz!
Komm – komm, o seliger Tag, mit schnellen Flügeln des Windes
Er freue die ängstlich sehnende Brust.
So dachte Raurazis Freund, er dacht den Tag der Gesellschaft,
Er dacht den hohen – den festlichen Tag.
Allein – zu hartes Geschikk! dein ernstes dauerndes Machtwort
Verwarf den frohen vergnügenden Plan.»

Im Jahre 1767 wurde Bachofen als Pfarrer nach Pratteln gewählt und trat deswegen vom Protektorat der «Societas» zurück. Als Nachfolger konnte Professor Jakob Christoph Beck, der erste Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts, gewonnen werden. Am 26. Juni 1767 fand die feierliche Übergabe des Amtes statt.

In seiner Abschiedsrede führte Bachofen aus, daß es ihm einerseits eine Freude gewesen sei, mit jungen Leuten, die «ingenuam morum facilitatem indolemque egregiam» besäßen, «literarum studia dividere», «de rebus modo seriis arduisque, modo iucundis et iocosis sermones caedere aliisve corpus animumque recreantibus colloquiis tempora fallere». Andrerseits habe es auch Unangenehmes gegeben; vor allem habe einmal durch das Eindringen von «invidia» wenig gefehlt, «quin ultimum suum viderit Societas nostra, ut olim Troja, diem»; doch seien diese «discordiarum fluctus divinae Providentiae auxilio

ac quorundam ex nobis tempestiva prudentia» bald besänftigt worden und hätten einer «tranquilla serenitas» Platz gemacht. Mit Dank dürfe festgestellt werden, daß einige Zöglinge der «Societas» «in vario literarum genere» solche Fortschritte gemacht hätten, daß sie von den Professoren der Universität, vor allem von den Theologen, das Zeugnis einer nicht gewöhnlichen «eruditio» erhalten hätten; oder wer höre nicht mit einer gewissen «voluptas animi» die «nomina Cellarii, Immerii, Kühlentahlii, Theobaldorum fratrum, Schiissii, Martini, Wuchererii aliorumque plurimorum, qui ex Societate hac nostra, tanquam ex equo Troiano, prodiere». Zum Schluß singt Bachofen in höchsten Tönen das Lob seines Nachfolgers, Jakob Christoph Becks: er gratuliere den Mitgliedern der «Societas», er gratuliere der Universität, und er gratuliere sich selbst, daß er einen Nachfolger erhalten habe, wie er ihn nie zu erhoffen gewagt habe; dieser werde ohne Zweifel die «Societas» «ad summum perfectionis gradum divino adspirante Numine» heraufführen.

Dann ergriff Beck das Wort zu seiner Antrittsrede. Darin gab er vor allem einen Überblick über die in der großen Welt entstandenen und wirkenden gelehrten Gesellschaften, indem er die Zuhörer von der «Fruchtbringenden Gesellschaft» von Weimar über die Leipziger «Deutsche Gesellschaft», die Berliner Akademie, die Petersburger Akademie, die Französische Akademie, die zahlreichen Akademien Italiens bis zu der «Society for the propagation of the Gospel» und der «Society for Promoting Christian Knowledge» führte. Natürlich, fügte er hinzu, liege es ihm ferne, die Basler «Societas» mit den genannten zu vergleichen; doch wolle er durch den Hinweis auf diese den Eifer der Basler Sodalen anstacheln und sie aufrufen, bei aller Bescheidenheit großen Zielen nachzustreben.

Über das Leben der «Societas», wie es sich unter dem Protektorate Becks entfaltete, liegt ein interessanter Bericht vom 2. Juli 1771 vor. Er stammt aus der Feder des blutjungen, aus dem Fürstbistum Basel stammenden Chrétien Louis Liomin, der in Hüningen in Garnison stand, aber häufig im Hause Becks verkehrte, und ist an einen Kommilitonen in Tübingen gerichtet. Darin heißt es unter anderem: Protektor der Gesellschaft sei der hochverehrte Professor Beck; ihm zur Seite walte ein Präsident seines Amtes; es sei auch ein eigenes Siegel vorhanden; es gebe ordentliche Mitglieder und Ehrenmitglieder,

«parmi lesquels on compte des auteurs célèbres des communions réformée, anglicane et luthérienne». Jede Woche finde eine Sitzung statt «dans la nombreuse bibliothèque de Monsieur Beck, qui remplit trois vastes appartements de file»; in diesen Versammlungen behandle man Becks Werk: «Synopsis Institutionum Universae Theologiae naturalis et revelatae»; doch würden auch biblische Themata besprochen. Außerdem würden Preisaufgaben gestellt; und das beste «mémoire» erhalte einen bescheidenen Preis. «Chaque année, au mois de Septembre, la Société littéraire se produit avec plus d'éclat dans la grande salle des docteurs de la cathédrale; les quatre facultés s'y rendent en corps, ainsi que le clergé et les étudiants; quelques membres de la Société, choisis pour cela, y brillent par des harangues, d'autres par des thèses imprimées et soutenues sous la présidence du protecteur Monsieur Beck; la solemnité se termine par la lecture des statuts et des noms des membres de la Société.»

Diesem Bericht kann das Folgende beigefügt werden:

Die genannten öffentlichen Feiern waren die Geburtstagsfeste der Gesellschaft; daneben gab es aber noch andere «Solemnes Panegyres». Sowohl an diesen wie an jenen hielt gewöhnlich auch Beck ein Referat; es sind nicht weniger als achtzehn solcher Referate auf uns gekommen; die Themata lauten etwa: «De Auctore Apocalypseos», «De facillima ratione Linguam Latinam docendi et discendi», «De variis modis Jacobum cum Paulo in doctrina de iustificatione conciliandi», «De elegantiorum Litterarum cultura Theologo necessaria».

Wenn ein Mitglied seine Studien beendet hatte und Basel verließ, so wurde es zum Ehrenmitglied ernannt und erhielt ein feierliches «Testimonium». Das dem Glarner Nikolaus Tschudi am 17. Dezember 1767 ausgestellte beginnt mit den Worten: «Nemo, cui haud ignota prorsus est res litteraria, ignorare potest, plurimum utilitatis ad augendam eruditionem conferre Societates illas, quas Eruditi inter se passim constituerunt.»

Neben den Ehrenmitgliedern, die zunächst ordentliche Mitglieder gewesen waren, gab es auch solche, denen die Ehrenmitgliedschaft als auswärtigen Gelehrten verliehen wurde. Zu diesen gehörten zum Beispiel Gottlob August Tittel, Gymnasialprofessor in Karlsruhe, und Philippe-André Grandidier, Archivar der Fürstbischöfe von Straß-

burg; als er 1778 den zweiten Band seiner «Histoire de l'Eglise et des Evêques-Princes de Strasbourg» herausgab, nannte er sich auf dem Titelblatt: «Membre Honoraire des Sociétés littéraires et économiques de Bade, Bâle, Bourghausen et Soleure.»

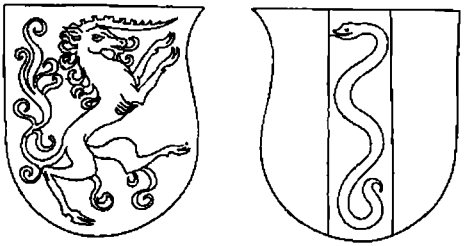
Im Jahre 1777 begründete Beck unter dem Titel: «Synopsis Hermeneuticae Sacrae» eine neue Reihe von Thesen; im Vorwort sagt er ausdrücklich, daß er mit dieser Reihe «Societati nostrae litterariae theologico-philologicae materiam publici exercitii» darbieten wolle. In der Tat verteidigte am 17. September 1778 «in solemni panegyri Societatis Litterariae Basiliensis» der Schaffhauser Johann Konrad Leu das zweite und dritte Kapitel dieser «Synopsis», und am 16. September 1779 begründete, wiederum «in solemni panegyri Societatis litterariae Basiliensis», der Basler Karl Ulysses Wolleb die drei letzten Kapitel. Schließlich legte am 21. September 1780, auch dieses Mal «in solemnibus Societatis Philologico-Theologicae», der Basler Simon Eglinger, «Societatis praeses designatus», «Observationes quaedam circa Historiam Resurrectionis Christi» vor.

Als Beck in den 1780er Jahren gebrechlich wurde und starb, scheint die «Societas litteraria theologico-philologica Basiliensis» eingeschlafen zu sein. Dennoch dürfen wir ihr die Anerkennung aussprechen, daß sie zum wissenschaftlichen Leben der Universität Basel im achtzehnten Jahrhundert einen wenn auch nicht hervorragenden, so doch ehrenvollen Beitrag geleistet hat[1].

Basel, den 6. Februar 1967.

Der Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts:
Ernst Staehelin

[1] Als Quellen kommen in Betracht: 1. Staatsarchiv Basel: Protokoll der Regenz vom 18. Juli 1768 und 11. September 1769; 2. Universitätsbibliothek Basel: Fr.-Gr., Mscr., IV, 32, und VII, 18; 3. Sebastian Spörlin: Die Vortheile der Wahren Freundschaft, Basel, 1765; 4. Andreas Staehelin: Geschichte der Universität Basel von 1632–1818, 1957, S. 499f.; 5. Die Korrespondenz des Basler Professors Jakob Christoph Beck, bearbeitet von Ernst Staehelin, 1967 oder 1968, sub: Nikolaus Tschudi, Chrétien Louis Liomin, Gottlob August Tittel, Philippe-André Grandidier.



JAHRESBERICHT

DES
FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL
FÜR DAS JAHR 1967

Im Laufe des Jahres 1967 sind drei Männer aus dem irdischen Leben abgerufen worden, denen das Frey-Grynaeische Institut zu großem Danke verpflichtet ist, nämlich erstens Prof. Dr. jur. Jacob Wackernagel-Sarasin, seit 1935 Mitglied des Kuratoriums, seit 1937 dessen Kassier und von 1948 bis 1966 dessen Präsident; zweitens Prof. Dr. jur. Carl Ludwig-von Sprecher, von 1948 bis 1965 Kassier des Kuratoriums, und drittens Architekt Karl-Heinrich Wackernagel-Hagenbach, von 1948 bis 1967 Hausarchitekt des Instituts. Allen diesen drei Herren sei auch an dieser Stelle der herzlichste Dank für ihren wertvollen Einsatz zum Wohle des Instituts ausgesprochen.

Im Sommer-Semester 1967 galt die Vorlesung des Lektors der «Kirchengeschichte der Schweiz im Altertum und Mittelalter». Sie wurde von 15 Teilnehmern besucht.

Im laufenden Winter-Semester 1967/68 liest er vor ebenfalls 15 Teilnehmern über die «Geschichte des schweizerischen Katholizismus in der Neuzeit».

Seine Forschungsarbeit war zunächst der Vollendung des Werkes «Die Korrespondenz des Basler Professors Jakob Christoph Beck (1711—1785)» gewidmet. Es soll zu Anfang des Jahres 1968 im Druck erscheinen. Nach Abschluß dieser Arbeit wandte sich der Lektor einer neuen Aufgabe zu, nämlich der Ausschöpfung des auf der Universitätsbibliothek und dem Staatsarchiv aufbewahrten umfangreichen Archivs der sogenannten «Christentumsgesellschaft»; das geplante Werk soll etwa den Titel tragen: «Briefe und Akten zur Geschichte der Christentumsgesellschaft».

Im Sommer 1967 feierten zahlreiche Gemeinden der obern Markgrafschaft die Tatsache, daß sie vor zwölfhundert Jahren, nämlich im Jahre 767, zum erstenmal in einer Urkunde erwähnt werden. Im Rahmen dieser Feiern durfte der Lektor in Wollbach über die «Beziehungen Wollbachs zu Basel» sprechen. Der Vortrag soll im «Basler Stadtbuch 1969» erscheinen.

Im Herbst 1967 wurde in weiten Kreisen der evangelischen Christenheit der vor vierhundertfünfzig Jahren, nämlich im Jahre 1517,

aufgebrochenen Reformation gedacht. Im Zusammenhang damit wurde der Lektor eingeladen, in Weinsberg, der Heimatstadt Johannes Oekolampads, einen Vortrag über dessen Wirken in Weinsberg und in Basel zu halten.

In der Zeit von 1842 bis 1874 hatte Karl Rudolf Hagenbach vom Frey-Grynaeischen Institut aus als dessen dritter Lektor das Werk der Protestantisch-Kirchlichen Hilfsvereine der Schweiz geleitet. Dem nämlichen Werk durfte der gegenwärtige Lektor von 1943 an vorstehen und sich für die damit zusammenhängenden Sitzungen, Zusammenkünfte und archivalischen Erfordernisse ebenfalls der Möglichkeiten des Institutes erfreuen. Im Berichtsjahre jedoch legte er die Leitung der Hilfsvereine in jüngere Hände.

Im übrigen jedoch darf und soll das Institut weiterhin den bisher üblichen zahlreichen Veranstaltungen akademischer und karitativer Art offenstehen.

Schließlich soll auch diesem Jahresbericht eine kleine historische Miszelle angefügt werden. Und zwar bezieht sich diese auf einen Druck des Frey-Grynaeischen Instituts, nämlich auf die 1649 erschienene «Geistliche Bad-Cur» des Basler Theologen Wolfgang Meyer.

Wolfgang — oder, wie er sich selbst gewöhnlich nannte, Wolgang — Meyer erblickte am 27. März 1577 zu Basel als Sohn des Pfarrers Jakob Meyer von St. Alban und seiner Gattin Agnes, geb. Capito, das Licht der Welt. Sein Urgroßvater väterlicherseits war Bürgermeister Jakob Meyer zum Hirzen, der Bürgermeister der Basler Reformation, während er durch die Mutter ein Enkel des Straßburger Reformators Wolfgang Fabricius Capito und seiner zweiten Gattin, Wibrandis Rosenblatt, der Witwe Johannes Oekolampads, war. 1596 wurde er in Basel zum Magister artium promoviert und begab sich danach 1597 nach Cambridge und erwarb dort, nach einem kurzen Zwischenaufenthalt in Oxford, den Grad eines Bachelor of Divinity. 1601 kehrte er nach Basel zurück, wurde 1602 Vikar seines Vaters zu St. Alban und dann von 1605 bis 1630 als Nachfolger seines Vaters Pfarrer zu St. Alban. 1606 verheiratete er sich mit Maria Brand, der Tochter des Oberstzunftmeisters Bernhard Brand, und nach ihrem im Jahre 1610 erfolgten Tode 1612 mit Valeria Rüdin; aus der ersten Ehe empfing er einen Sohn und eine Tochter, aus der zweiten fünf Söhne und drei Töchter. Nachdem er

1611 zum Doktor der Theologie promoviert und 1612 begonnen hatte, neben seinem Pfarramt als außerordentlicher Professor stellvertretungsweise Vorlesungen über Dogmatik zu halten, nahm er 1618/19 als Vertreter der Basler Kirche, gemeinsam mit Sebastian Beck als dem Vertreter der Theologischen Fakultät, an der berühmten Dordrechter Synode teil. 1630 vertauschte er das Pfarramt zu St. Alban mit dem Archidiakonat am Münster. In dieser Stelle verblieb er bis zu seinem am 5. September 1653 erfolgten Tode. Am 8. September hielt ihm Antistes Theodor Zwinger die Leichenpredigt, und darauf wurde Meyer im Kreuzgang des Münsters im Grabe seines Stiefgroßvaters Johannes Oekolampad und seiner Großmutter Wibrandis Rosenblatt beigesetzt.

Unter den zahlreichen Schriften Meyers stammt die eine aus dem Erlebnis der Pest des Jahres 1610. Damals sollen etwa viertausend Menschen in Basel gestorben sein. Auch Meyers Familie wurde von ihr aufs schmerzlichste heimgesucht. Er berichtet darüber selbst: «Frau Maria Brandin, meine liebe Hausfrau selig, gab mit meinem höchsten Schmertzen diser Welt Urlaub den 17. Novembris umb 8 Uhren des Abends ... und fuhr dahin im Friden sampt einem Kindlein, das noch nit gar ausgetragen war; auff sie ist den 25. Novembris die Hoffnung meines Hauses, mein liebes Söhnlin Jacob-Gedeon, erfolget, welcher auch, wie sein Mütterlin, die gantze Kranckheit aus kein einiges Zeichen der Ungedult sehen lassen, sonder mit lachendem Mund darvon gefahren; Frau Agnes Capitonin, mein liebe Mutter, verwandlete ihr zeitlich Leben mit dem ewigen den 23. Julii des Nachts umb 2 Uhren am Schlag; Herr Jacob Meyer, mein lieber Bruder, starb seliglich den 26. Septembris; ihm folgete nach erstlich den 26. Octobris mein liebe Schwester Anna, demnach den 30. Octobris sein liebe Hausfrau Barbara Henric-Petri und ein Töchterlein Sara; den 21. Novembris folgte auch hernach ihr einiges Söhnlein Jacob.» Ja Meyer wurde auch selbst von der Krankheit befallen, überstand sie jedoch, nachdem er die Leidenszeit dazu benützt hatte, eine in Form eines Gesprächs abgefaßte, umfangreiche Trostschrift zu konzipieren, in der er in die furchtbare Not hinein Erbauung und Trost zu spenden versuchte. Er sagt selbst darüber: «Als ich selbs von meinem himlischen Vatter mit gleicher Kranckheit ernstlich angegriffen worden und jetzt diesen, bald einen andern aus meinen liebsten Freunden [habe] wider meinen

Willen unbesucht und abwesend Gott aufopfern müssen, da hab ich recht mir und Andern zum Unterricht und Trost in denen trübseligen Tagen und Nächten, in welchen mir die brennenden Schmertzen den Schlaf versagt, mein Milterung in dieser Arbeit gesucht und von dem Herren durch Vollendung dieses angefangenen Wercks gnediglich erlangt.» Über diese Vollendung sagt er selbst am Schluß der Schrift: «Dies Gesprech ist den 1. Novembris Anno 1610 in meiner Kranckheit des Nachts umb ein Uhren durch Gottes Hülff von mir vollendet worden.» Im Sommer 1611 erschien es im Druck unter dem Titel: «Spiegel der geistlichen und allerheilsamsten Cur oder Artzney aller Krancken».

Dem Titel nach verwandt, aber einer ganz andern Situation entsprungen ist die schon genannte «Geistliche Bad-Cur» Meyers.

Im Sommer 1648 hatten Wolgang Meyer und sein «lieber Mitgefährte und Vetter, Herr Theodor Burckhardt», samt ihren «Weiberen» und einer «gantzen Baslerischen Companey» zu Baden im Aargau die Kur gebraucht. Bei diesem Anlaß hatten sie «aus sonderbarer Anschickung Gottes das Glück und Ehr gehabt, eine edle und herrliche Bad-Gesellschaft aus den loblichen Stätten Zürich, Schaffhausen und Sankt-Gallen anzutreffen, deren lustige Conversation, schöner Discurs und freundliche Communication aller in der Welt fürfallenden Sachen und Kriegshändlen uns die gewohnlichen Beschwerden des Bads gleichsam überzuckeret, süß und anmütig gemacht hat». Die Herrschaften, um die es sich handelt, waren: aus Zürich Bürgermeister Johann Rudolf Rahn (1594—1655) und seine Gattin Elisabeth, geb. Künzli, Statthalter und «Obrister Leuten-Ampt» (Oberstleutnant?) Johann Jakob Leu (1592—1660) und seine Gattin Anna, geb. Locher, Pannerherr Johannes Braem (1596—1659) und seine Gattin Barbara, geb. Meyster, Johann Caspar Escher, seit 1649 Landvogt zu Baden, und seine Gattin Dorothea geb. Rahn sowie ein nicht näher zu bestimmender Herr Heß, aus Schaffhausen Bürgermeister Matthäus Schalch (1588—1659) und seine Gattin Anna Maria, geb. Mäder, schließlich aus St. Gallen Stadtammann Christoph Buffler und Seckelmeister Georg Zwicker [1].

Angeregt durch diese Gemeinschaft, verfaßte Meyer nun unter

[1] Die beiden St. Galler werden von Meyer nur als «Junker Buffler» und «Junker Zwicker» aufgeführt; aber es kann sich kaum um andere Personen handeln als die oben genannten.

dem Bilde einer geistlichen Badekur eine ausführliche Darlegung der neuen Kreatur in Christo und widmete das mehr als vierhundert Oktavseiten umfassende Werk den Ehepaaren Rahm, Leu, Braem, Escher und Schalch zum Dank für die in Baden erfahrene Gemeinschaft und Geselligkeit. Aus den fünf umfangreichen Widmungen an die fünf Paare erfahren wir allerhand Einzelheiten über die freundschaftlichen Beziehungen, durch die sie in Baden verbunden waren. Der Widmung an das Ehepaar Rahn können wir z. B. entnehmen, daß Meyer im Gasthof «Zum kleinen Bären» der «Hausgenosse» des Zürcher Bürgermeisters war und von ihm «mit vielfaltigen Zeichen sonderbaren favors stündlich erquicket» wurde. In der Widmung an Statthalter Leu und seine Gattin sodann heißt es: «Ich soll auch allhie der großen Ehr billich nicht vergessen, die ich damahlen von meinem großgünstigen Herren empfangen, als er, neben seinen Mitherren von Zürich und Herrn Burgermeister Schalchen von Schaffhausen, auch mein wenigere Person in seinem Losament des ‚Hinderen Hoffs' zu Baden gastieret und nicht nur mit allerhand anmutigen Köstligkeiten, sonder auch mit gantz lieblichen Discursen erquicket hat.» Was ferner die Widmung an Pannerherrn Braem und Frau Braem betrifft, so hebt Meyer darin hervor, daß er Braems «sonderbare gegen mir tragende Affection und Liebe, nicht nur in seiner anmütigen Conversation zu Baden» erfahren, sondern auch viele unfehlbare Zeugnisse davon «in unserer wochentlichen Correspondenz empfangen» habe. In der Widmung an Landvogt Escher und die «Edle, Ehren- und Tugendreiche Frau Landvögtin» hören wir weiterhin, daß Meyer bereits in Baden den Zürcher Freunden, als sie ihn bei dem Versuch, «die Verdrießligkeiten der leiblichen Bad-Cur durch erquickliche Zusammenkunfften, lustige Spatziergäng, holdsälige und erbauliche Gespräch zu vertreiben», zuzogen, das Versprechen gegeben habe, ein «Monumentum oder Gedenckzeichen unserer wol angefangnen Kundschafft, unseren Nachkommen zur erfreulichen Erinnerung und villeicht auch vielen Andren zu nutzlicher Erbauung, under dem Schatten und Vorbild unserer gebrauchten Bad-Cur an das Liecht herfür zu bringen». Wenn schließlich Meyer sein Werk auch dem Schaffhauser Bürgermeister Schalch und dessen Gattin widmet, so tut er es aus folgenden drei Gründen: erstens, weil es den Zürchern «angenähm» sei, wenn es auch unter seinem, Schalchs, Patrocinium erscheint, wie ihnen

auch dessen Bad-Gesellschaft «annähmlich» gewesen sei, zweitens, um Schalch für die mannigfaltigen Guttaten, die er seinen Kindern in Schaffhausen erwiesen, und für die große Ehre und Freundschaft, die er ihm selbst während der Bad-Cur erzeigt habe, zu danken, drittens, um Gelegenheit zu haben, eine in den vier ersten Widmungen begonnene Betrachtung über die fünf Tore, die in das irdische wie das himmlische Jerusalem führen, in einer fünften Widmung abschließen zu können.

Solchermaßen mit fünf Widmungen versehen, erschien die Schrift in der zweiten Hälfte des Jahres 1649 unter dem Titel: «Die geistliche Bad-Cur, dardurch der alte Mensch abgewäschen, in ein newe Creatur verwandlet und mit unserem Herren Jesu Christo kräfftiglich vereiniget werden kan, etlichen frommen, hochansehenlichen Herren und dero geliebten Haus-Frauen, welche sich ferndriges Jahrs zu Baden im Aergöw bey gebrauchter leiblicher Bad-Cur in fridsamer, frölicher und hertzerquicklicher Gesellschaft beysamen befunden, zu sonderbaren Ehren, nutzlicher Erinnerung und unsterblicher Gedächtnus gestellet durch Wolgang Meyer.»

Aus dem Inhalt der Schrift sei wenigstens ein Passus herausgehoben. Im Kapitel über die Spaltungen der Kirche redet Meyer von einem «schmächlichen Pasquill, welchen der Elsassische Tenebrio under dem erdichteten Nammen Theodori Anti-Cogentii Anno 1642, als bey uns mit allgemeinem Consens der hohen Obrigkeit, des Predigampts und der Gemein die dünnen runden Hostien, die noch vom päpstischen Sauerteig überbliben waren, abgeschafft und das Brotbrechen eyngeführet worden, wider Herrn Doctorem Theodorum Zwingerum, dieser Zeit wolverdienten Antistitem unserer Kirchen, aus angeborner gifftigen Zancksucht ohn einigen gegebenen Anlaß ausgesprengt hat». Damit ist auf die Polemik angespielt, die der Straßburger Theologe Johann Georg Dorsche gegen den Basler Antistes Theodor Zwinger gerichtet hat, als 1642 unter dessen Führung in Stadt und Landschaft Basel bei der Feier des Abendmahls die Oblate abgeschafft und das feierliche Brechen gewöhnlichen Brotes eingeführt wurde. Und zwar umfaßt diese Polemik nicht weniger als drei Schriften. Die erste erschien noch 1642 und trägt den Titel: «Nachdencklicher hochverdienter Lobspruch uber die groß-eilfertige Bemühung, welche Doctor Theodor Zwinger, Professor und Pfarrer zu Basel, in erhaltener Einführung des Brod-brechens im Heiligen

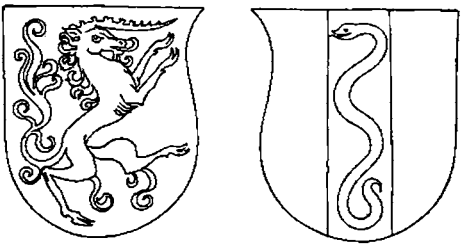
Abendmal gehabt, verfertiget von Theodoro Anticogentio [= Anti-Zwinger] in Alsatia».» Die zweite Schrift Dorsches bezieht sich auf achtundzwanzig Thesen, die Zwinger als Grundlage für zwei im Dezember 1640 und Februar 1641 abzuhaltende Disputationen unter dem Titel: «Declaratio sententiae orthodoxae de Sacrosancta Domini Coena» herausgegeben hatte; gegen diese «Declaratio, edita a Dorotheo Cogentio Regiensi» [= Theodor Zwinger von Basel] veranstaltete Dorsche nun ebenfalls Disputationen in Straßburg und ließ die dafür ausgearbeiteten «Dissertationes» 1643 als einen umfangreichen Band unter dem Titel «Consideratio Sententiae de Sacrosancta Coena Domini nostri Jesu Christi» im Druck erscheinen. Schließlich trat Dorsche 1644 noch mit einer dritten Schrift gegen Zwinger hervor, nämlich mit der «Schriftmäßigen Betrachtung der christlich genanten Predig von unsers Herren Jesu Christi Heiligem Abendmal, welche Dinstags, den 20. Aprilis Anno 1641 in der Charwochen in der Pfarr-Kirchen des Münsters in der Statt Basel gehalten Theodorus Zwinger, Doctor und Professor zu Basel». Zwinger verzichtete darauf, auf diese Angriffe Dorsches zu antworten; und als sein Schüler, der achtundzwanzigjährige Johann Rudolf Wettstein, der Sohn des Bürgermeisters, der spätere Professor der Theologie, 1642 zur Verteidigung des Meisters ein «Encomium Eucharisticum, Encomio Ironico Dorschei oppositum» verfaßt hatte, verhinderte «Venerabilis Antistes, qua erat animi modestia et pacis flagrabat cupiditate», seine Veröffentlichung.

Wolfgang Meyer hat seine «Bad-Cur» den Mitgliedern der Badegesellschaft von 1648 «zu sonderbaren Ehren, nutzlicher Erinnerung und unsterblicher Gedächtnis gestellet». Ob das Gedächtnis dieser Idylle so ohne weiteres unsterblich sei, ist wohl eine eher fragliche Sache; um so mehr durfte aber wenigstens an diesem bescheidenen Ort an sie erinnert werden.

Basel, den 4. Februar 1968.

Der Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts:

Ernst Staehelin



JAHRESBERICHT

DES
FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL
FÜR DAS JAHR 1968

Mit einem historischen Exkurs über die Beziehungen Heinrich Gottfried Oberlins zu Basel

Im Sommersemester 1968 hielt der Unterzeichnete mit 17 Teilnehmern ein Conversatorium über die «Reichsgotteshoffnung in der neuern und neuesten Theologie» ab. Und im gegenwärtigen Wintersemester nehmen 21 Personen an einem Conversatorium teil, das «Die Revolutionen der Menschen, die Revolution Gottes und die Christenheit» zum Gegenstand hat; eine dieser Personen ist ein Professor der Theologie aus Japan, der vor ein paar Jahren am Theologischen Seminar von Princeton mit einer ausgezeichneten Dissertation über den Basler Reformator Johannes Oekolampad doktoriert hat.

Seine Forschungsarbeit widmete der Lektor dem bereits im letzten Jahresbericht erwähnten Werke über die 1780 in Basel gegründete und sich in etwa vierzig Partikulargesellschaften bis an die Nordsee und die Ostsee erstreckende «Deutsche Christentumsgesellschaft». Das Manuskript ist nahezu vollendet, und es besteht die Hoffnung, daß bereits im Frühsommer mit dem Druck begonnen werden kann.

Außer dieser Arbeit verfaßte der Lektor kleinere Studien, vor allem eine von der Schweizerischen Bibelgesellschaft erbetene Schrift über die im Jahre 1569 in Basel erschienene erste spanische Bibelübersetzung, die sogenannte «Bärenbibel»; das vierhundertjährige Jubiläum dieser Publikation soll vor allem von den Protestanten in Südamerika gefeiert werden, und die Schrift daher in spanischer Sprache erscheinen.

Wiederum durfte das Institut auch mannigfachen Veranstaltungen dienen. Am 24. Juni z. B. waren zahlreiche Vertreter junger Kirchen, die am Basler Missionsfest teilnahmen und an die Weltkirchenkonferenz von Uppsala weiterreisten, mit Vertretern der Basler Kirche im Hause vereinigt, und es wurden Kurzreferate über die Kirchen von Indonesien, Ghana und Kamerun gehalten. Am 19. Oktober besuchten zwölf Angehörige des Theologischen Seminars Concordia von St. Louis in Missouri das Institut, und am 9. November bot es etwa vierzig Gliedern der um Pfarrer Bruns gescharten sogenannten «Marburger Gruppe» Herberge für eine Tagung.

Ein besonderes Ereignis war es, daß am 25. Juni ein Team des Schweizerischen Fernsehens erschien und sein kompliziertes System von Lampen aufstellte. Dieses Team hat den Auftrag, einen Dokumentarfilm über die Schweiz in der Hitler-Zeit herzustellen. Es wurde nun darauf aufmerksam gemacht, daß sich im Frey-Grynaeischen Institut eine Hilfsstelle für Flüchtlinge befunden hatte, und wünschte nun, auch dieser Stätte im Film zu gedenken. Von besonderer Bedeutung erschienen den Filmleuten die beiden im Garten befindlichen jüdischen Grabsteine, weil sie den jüdischen Flüchtlingen seinerzeit einen eindrucksvollen Willkommgruß geboten hatten, und jene richteten ihre Lampen wesentlich auf diese Steine.

Doch die Flüchtlingsnot gehört nicht nur der Vergangenheit an; vielmehr fügte ihr gerade das Jahr 1968 ein neues trauriges Kapitel hinzu. Auch das Frey-Grynaeum bekam davon etwas zu spüren. Die noch immer fortgeführte Sprechstunde für Flüchtlinge erhielt im Anschluß an die Ereignisse in der Tschechoslowakei neuen Zustrom, und dem Betreuer dieser Sprechstunde gelang es in seiner großen Hingabe und außerordentlichen Geschicklichkeit, zahlreichen Flüchtlingen eine neue Stätte zu bereiten. Auch das Institut selbst bot zwei tschechoslowakischen Schriftstellern eine Herberge, bis sie sich verselbständigen konnten.

Wiederum wurde auch der Wohnungsnot der Basler Studierenden Rechnung getragen, indem die nicht beanspruchten Räume des Hauses einigen von ihnen zur Verfügung gestellt wurden.

Auch sonst kehrten zahlreiche Personen aus der akademischen Welt in Nah und Fern wiederholt oder einmalig im Institute an. Einer der treuesten Gäste des Hauses ist die verehrte Madame Strohl, die Witwe des frühern Straßburger Kirchenhistorikers Professor Henri Strohl. Sie ist die Besitzerin des äußerst wertvollen Tagebuches, das Heinrich Gottfried Oberlin, der 1778 geborene Sohn des berühmten im Steintal wirkenden Pfarrers Johann Friedrich Oberlin, in der Zeit, da er vor und in den Wirren des zweiten Koalitionskrieges als Angehöriger der französischen Armee in der Schweiz Militärdienst leistete, geführt hat. Frau Strohl hatte die große Güte, dieses Tagebuch dem Lektor des Instituts zur Verfügung zu stellen, und so ist es ihm möglich, als Anhang des Jahresberichtes eine kleine Studie über die Beziehungen Heinrich Gottfried Oberlins zu Basel vorzulegen. Mit dieser Studie möchte er zugleich die Historiker der

Schweizer Geschichte nachdrücklich einladen, dem Tagebuch Heinrich Gottfried Oberlins als einer wichtigen Quelle zur Erkenntnis der Zeit der Helvetik ihre volle Aufmerksamkeit zu schenken [1].

Obschon am 19. August 1798 zwischen der französischen und der helvetischen Republik ein Offensiv- und Defensiv-Allianzvertrag zustande gekommen war, in dem die Räumung Helvetiens durch die Franzosen ausbedungen war, kam es nicht nur nicht zu einem Rückzug der französischen Truppen, sondern Frankreich vermehrte vielmehr, im Hinblick auf einen mit Sicherheit erwarteten und am 1. März 1799 tatsächlich ausbrechenden neuen Krieg, seine Bestände in der Schweiz und behandelte diese weiterhin als erobertes Land.

Unter diesen neuen Truppen, die im Herbst 1798 in die Schweiz einmarschierten, befand sich auch der damals an der Universität Straßburg medizinischen und theologischen Studien obliegende Heinrich Gottfried Oberlin. Am 27. Brumaire des Jahres VII, d. h. am 17. November 1798, verließ er als gewöhnlicher Soldat mit seiner Einheit Straßburg und gelangte am 4. Frimaire, d. h. am 24. November, über Belfort nach Basel. Über diesen ersten Basler Aufenthalt Oberlins berichtet sein Tagebuch unter anderm das Folgende:

«A 1 heure nous arrivâmes à Hesingen, à 1¾ à Bourgfelden et à 2½ devant la ville de Bâle, mais il étoit près de 3 heures avant que nous étions tous rassemblés pour entrer et plus de 4 heures avant

[1] Das Tagebuch zerfällt in drei Teile: der erste heißt: «Journal militaire», zählt etwa 950 Oktavseiten und betrifft die Zeit von November 1798 bis zum April 1799, da Oberlin gewöhnlicher Soldat, Furier-Stellvertreter und «Elève Chirurgien» war; der zweite heißt: «Journal de Chirurgien», zählt etwa 300 Seiten und betrifft die Zeit vom April bis zum November 1799, da er als «Chirurgien» in der Armee Massénas tätig war; und der dritte endlich heißt: «Journal raccourci depuis mon arrivée à Basle le 24 Brumaire VIII», zählt 40 Seiten und betrifft die Zeit vom 15. November 1799 bis zum 4. Februar 1800, da er als «Officier de santé» in Basel weilte; außerdem wurden für diese Studie Briefe aus dem Archiv der Christentums-Gesellschaft (Univ.-Bibl. Basel) und aus dem Spittler-Archiv (Staatsarchiv Basel) benützt; als Literatur kommt in Betracht: 1. Daniel Ehrenfried Stöber: Vie de J. F. Oberlin, 1831; 2. Johann Friedrich Oberlins vollständige Lebensgeschichte und gesammelte Schriften, hg. von Hilpert, Stöber und andern, übertragen von W. Burckhardt, 4 Teile, 1843; 3. Camille Leenhardt: La vie de J.-F. Oberlin, 1911; 4. Wilhelm Schlatter: Geschichte der Basler Mission, 1. Bd., 1916, S. 24 f.; 5. Henri Strohl: Un fils d'Oberlin au pays de Lavater, in: Revue d'Histoire et de Philosophie religieuses, tome XX, 1940, S. 201 ff.

que nous eumes nos billets de logement.» Wahrscheinlich spielte sich diese Quartierzuteilung auf dem Kornmarkt ab; jedenfalls vergnügt sich Oberlin «en attendant» damit, die Fresken am Rathaus zu bewundern und sich an der unter der Uhr angebrachten Inschrift: «Deo dedicata et virtuti» zu erbauen. Ferner sprach er mit einem Basler, «qui étoit père de 2 jeunes garçons qui tous deux étoient dans le cas de servir; toute Basle est en désolation; on marque tous les jeunes gens de 18 à 24 ans, et dès que la guerre entre la France et l'Empire devroit recommencer, ils seroient obligés d'en livrer conformément au nouvel Traité d'alliance».

Oberlin war einquartiert in der Streitgasse bei Glasermeister Peter Roth, und zwar allein, während andere zu 4, zu 6 und selbst zu 18 in einem Hause untergebracht waren. Nachdem er noch seine Ration Brot und Fleisch von der Militärküche bezogen hatte, begab er sich in sein Quartier, «pour sortir mes bottes tout trempées et me chauffer et refaire. Ces gens sont très cordiales . . . ; je soupai avec eux, nous eumes de bonnes boullettes et mon vin, et le lendemain j'eus mon caffé».

Nach diesem Frühstück sollte um 9 Uhr angetreten werden; aber der Offizier ließ auf sich warten; «enfin tout le monde se dispersa». Oberlin widmete sich aufs neue der Besichtigung des Rathauses, bewunderte die Statue des Munatius Plancus, hielt sie allerdings für diejenige des Kaisers Augustus; ferner schrieb er die Inschrift der Kupfertafel ab, die der Erinnerung an zwei Überschwemmungen des Birsig gewidmet ist.

Dann wandte er sich der «petite Ville de Bâle» zu. «Je passai sous la porte, où audessus s'étoit trouvé le soit disant Lellenkoenig, tête qui tous les 2 minutes sortoit la langue et qui avoit été mise pour souvenir à un traitre qui avoit voulu trahir la ville, et dont on avoit planté la tête en ce lieu à la vue de tout le monde. Depuis le nouveau changement de constitution en cette ville on a jetté à bas cette relique et mis en place un petit arbre de la Liberté.» In Klein-Basel stieß Oberlin auf die Klarakirche, hörte, daß dort ein katholischer Gottesdienst stattfand, und weiß genau, daß es erst kurze Zeit her ist, «que les Catholiques ont obtenu la permission de faire leur service divin dans cette église . . . ; ce fut lors du passage et de la garnison des troupes Suisses au commencement de la révolution en ce pays, parmi lesquelles il y avoit beaucoup de Catholiques du

Canton de Fribourg, qu'on leur fit place dans cette enceinte; avant ce temps ils célébroient leur service dans une grange».

Damit war Oberlins Exkursion nach Klein-Basel beendet, und «je retournai à Bâle et passai dans le Faubourg de St. Jean voir la Danse des Morts»; es sei schade, daß die Malereien des Totentanzes verderben, indem der Kalk an mehreren Stellen abfalle, an andern bedecke Schmutz die Figuren; «c'est qu'il y a un cordier qui travaille dans cette gallerie».

Vom Totentanz wendet sich Oberlin zum Petersgraben und entdeckt dort einen Garten: «c'étoit le Jardin botanique et la maison du célèbre Professeur Lachenal». Er tritt ein und gelangt durch den Schnee zur Wohnung eines der Gärtner; dieser nimmt ihn herzlich auf, führt ihn in die Schätze des Gartens ein, erzählt ihm, daß es etwa 8000 Pflanzen darin habe, und geleitet ihn schließlich auf seinen Wunsch zu Professor Lachenal selbst. Dieser empfing ihn «après avoir lu ma recommandation, avec beaucoup d'amitié», zeigt ihm sein berühmtes Herbarium, in dem sich allein aus der Schweiz 2600 Pflanzen befinden sollen, und erzählt ihm, daß er besorgt sei «sur le sort de la Suisse et de la ville de Bâle et de celui qui attend peut-être l'Université de cette ville, qui risque d'être transferée à Lucerne ou ailleurs»; er habe seine Bibliothek und sein Herbarium der Universität versprochen; aber wenn diese von Basel wegverlegt werden sollte, «il retractera sa promesse».

Als Oberlin sich von Lachenal verabschiedete, war es 11½ Uhr geworden, und nur mit Mühe konnte er noch von der Militärküche sein Fleisch bekommen. Zu Hause fand er «chez mes chers gens de logis un bon diné»; und nachher geleiteten sie ihn zum Münster. Dort will er «la Sépulture du Chevalier St. George» gesehen haben, steigt 337 Stufen «à la pyramide de la tour, où pour monter plus loin il faut grimper au dehors; au milieu de la hauteur de la tour de St. George on prétend qu'on peut appercevoir la Courronne de la Cathédrale de Strasbourg». Von den zehn Glocken sei die größte die Papstglocke; sie werde aber nur an Ostern, Pfingsten und Weihnachten geläutet, «en outre encore dans les grandes inondations d'eau et à l'approche de l'ennemi, avant cette nouvelle Révolution encore lors de l'exécution d'un criminel»; außerdem gebe es die Zehner-Glocke, die jeden Tag um 10 Uhr geläutet werde, sowie die Drei-Glocke, die man um 3 Uhr am Montag, Dienstag, Mittwoch

und Freitag läute, «quand les Etudiens devoient s'assembler pour certaines lécons ou examens».

Im Anschluß an diese Besichtigung des Münsters wohnte Oberlin noch einem Nachmittagsgottesdienst im Münster bei. Die Predigt hielt Obersthelfer Carl Ulrich Stückelberger; leider habe dieser liebe Mann «parlé tant entre les dents comme en général les Suisses». Trotzdem konnte er «avaler ce qu'il disoit»; doch «les orgues et le chant malheureusement n'étoient pas en harmonie avec les sentimens que ce cher homme avoit excités en moi; les orgues étoient d'un ton si aigu et desharmonieux tout comme si quelque personne enrouée s'efforçoit de crier. De retour chez moi un bon caffé chaud m'attendoit».

Nun folgen noch einige Bemerkungen über Basel im allgemeinen. Zum Beispiel berichtet Oberlin: «Le soir les rues roulent pleines de carosses, et tout annonce le bienaise et la richesse des habitants; les jours de comoedie, dont il y a une allemande depuis ce mois en cette ville, on voit 20, 30 et plus de carosses qui arrêtent devant le batiment»; allerdings seien die Basler gegenwärtig «très affligés et commencent à être aggravés par des impôts». Ferner erzählt Oberlin, daß in der Stadt eine französische Garnison von 600 Mann liege, «qui au reste sont encore très honnêtes»; auch residiere ein französischer General in Basel.

Schon am folgenden Tage, am 6. Frimaire, d. h. am 26. November, zog die Truppe weiter, voll Lobes über die «honnêteté des Balois», zugleich betrübt darüber, daß einer der Ihren seinem «maître de logis» ein Paar wollene Strümpfe und einige Blutwürste gestohlen hatte. Um 10 Uhr passierte sie «devant une couple de belles maisons, appellées Rothhaus», und gegen Mittag erreichte sie Liestal. Dort wurde wieder Quartier bezogen, und Oberlin fand mit einigen Kameraden Unterkunft bei einem Bäckermeister, namens Pfaff. «Il nous apporta d'abord une bouteille de vin et du fromage, et nous fit souper ensuite avec lui.» Von diesem Herrn Pfaff oder einem andern Liestaler Bürger vernahmen die Soldaten die folgende Darstellung der Basler Revolution vom Januar 1798: die Stadt Liestal habe das Signal zu dieser Revolution gegeben; «elle avoit été dépouillée il y a une 10aine d'années de ses droits de bourgeoisie à Bale et traitée par cette dernière comme sujet; à l'approche des François, il y a un an bientot, elle réclama ses droits, excita le peuple, ramassa près de

6 mille hommes et signifia à la ville de Bale qu'elle devoit se déclarer auprésent, en moins de 24 heures, sans quoi elle appelleroit les François qui étoient près aussi. Bale fut obligée de se rendre, elle recut 600 hommes, et sa garde nationale fut obligée de leur jurer fidelité et d'accepter la nouvelle constitution».

Am nächsten Tage erfolgte der Weitermarsch über den Untern Hauenstein, und damit war der erste Aufenthalt Oberlins in Stadt und Kanton Basel abgeschlossen; er hatte nur drei Tage gedauert.

Bevor nach etwa einem Jahr der zweite Aufenthalt begann, nahm Oberlin in der ganzen Innerschweiz, hauptsächlich aber in der Umgebung von Zürich an den Unternehmungen und Schicksalen der unter dem Kommando von General Masséna stehenden französischen Armee teil. Ein großes Erlebnis in dieser Zeit war, daß er das Glück hatte, im Hause Johann Caspar Lavaters als Hausfreund verkehren zu dürfen. Am 24. Februar 1799 widmete ihm dieser eines seiner bekannten in Hexametern abgefaßten Gedichte; dessen Eingang lautet:

«Dich, Nathanaels Sohn, Nathanael Oberlin schützet,
Wo Du immer seist, und welches Dein Amt sei, des Herrn Hand;
Jeden Gottessucher hewacht ein himmlisches Heer stets,
Und im Menschengedränge verläßt ihn das Auge des Herrn nie.»

Nicht minder wichtig war, daß Oberlin, nachdem er bisher einfacher Soldat gewesen war, Ende Januar 1799 zum «Elève» oder «Aide Chirurgien» ausgemustert und Ende April zum «Chirurgien de troisieme classe» befördert wurde [2]. Als solcher erhielt er am 22. Brumaire des Jahres VIII, d. h. am 13. November 1799, nachdem am 26. September Masséna Zürich zurückerobert und Lavater dabei seine in langem Leiden zum Tode führende Verwundung empfangen hatte (im Tagebuch zu diesem 4. Vendémiaire heißt es: «Entrée à Zurich . . . ; Lavater assassiné . . . mon empechement du pillage»), den Befehl, als «Officier de santé provisoirement attaché aux ambulances militaires» den Dienst im Lazarett in Basel aufzunehmen. So traf er, versehen mit einer Empfehlung von Lavater an den Sekretär der

[2] Am 8. Thermidor des Jahres VII (26. Juli 1799) schreibt Oberlin in sein Tagebuch: «Aujourd'hui 8 Thermidor: jour mémorable pour moi; trois mois que je suis Chirurgien, trois mois j'avois été soldat, 3 mois j'avois porté le titre d'Elève ou d'Aide Chirurgien.»

Christentumsgesellschaft Carl Friedrich Steinkopf, einer Empfehlung von der mit Pfarrer Georg Geßner verheirateten Tochter Lavaters Anna an Frau Gertrud Socin, die Tochter von Jakob Sarasin-Battier im Weißen Haus, sowie einer Empfehlung von Lavaters Diakon Johann Georg Schultheß an Pfarrer Johann Friedrich Miville zu St. Elisabethen, bereits am 24. Brumaire, d. h. am 15. November 1799, wieder in Basel ein.

Am Tage darauf schon macht er seinen Besuch bei Pfarrer Miville, und dieser führt ihn «chez un Mr. Hagedorn, habile et jeune médecin, pour me procurer de l'instrument». Eine nicht genannte Persönlichkeit berichtet ihm von einem Skandal, der sich im Basler Militärspital zugetragen habe, indem 100 Pfund Fleisch beiseite geschafft worden seien; das Spital sei eines der besten, und die Basler brächten die größten Opfer, um es richtig auszustatten und zu beliefern, und dennoch habe der General en chef die Stadt kürzlich mit einer Steuer von 1600 tausend Franken belegt. Auch Kandidat Steinkopf wird noch am selben Vormittag aufgesucht; «il ne savoit assez dire, combien il était réjoui de ce que Mr. Lavater alloit mieux; la fausse nouvelle de sa mort lui avoit fait couler bien des larmes». Am Nachmittag begibt sich Oberlin über die Grenze nach Hüningen; «mon cœur tresaillit tellement de joie en entrant sur territoire français que je commençai à chanter tout haut».

Am 26. Brumaire tat er am Vormittag Dienst im Spital, wanderte nachmittags nach Klein-Hüningen, um sich den Lachsfang anzusehen, und gedachte am 27. Brumaire voll Dankes gegen Gott, daß es eben ein Jahr her sei, daß er Straßburg verlassen habe und bisher gnädig geführt worden sei.

Am 29. Brumaire meldet er: «Je montai la garde aujourd'hui à l'Hopital depuis les pansements jusqu'au lendemain matin; ma besogne étoit de recevoir les fievreux et les blessés, de viser leur billets et les envoyer au bureau . . . ; les galeux et vénériens furent renvoyés et évacués aussitôt sur Strasbourg».

Am 1. Frimaire, d. h. am 22. November, trat Oberlin eine Urlaubsreise in die Heimat an. In Colmar besuchte er Konrad Pfeffel; «le cher homme m'embrassa». Von dem dreitägigen Aufenthalt in Straßburg heißt es: «tout le temps que je fus à Strasbourg, je vis couler bien des larmes de joie». In Waldbach im Steintal wurde er von den Umarmungen seiner Schwestern fast erdrückt, und auch

der «cher Papa» «eut des larmes aux yeux». Am 11. Frimaire wurde die Rückreise angetreten, und am 15. Frimaire, d. h. am 6. Dezember, traf der «Officier de santé» wieder in Basel ein.

Am 27. wurde Professor Johann Wernhard Herzog, der Präsident der Christentumsgesellschaft, mit einem Besuch beehrt. Am 2. Nivose, d. h. am 23. Dezember, speiste Oberlin bei Jakob Sarasin im Weißen Haus zusammen mit der Familie Socin-Sarasin. Am 3. machte er die Bekanntschaft der Familie des Ratsherrn Daniel Schorndorf. Am 6. vertrat er einen Kollegen bei den Fieberkranken; «je suis occupé depuis 7 heures du matin jusqu'à 10½ heures passées». Am 17. Nivose war er bei Dr. med. Melchior Mieg, Dozenten an der Universität und Freund Johann Caspar Lavaters, zu Gaste.

Am 21. Nivose, d. h. am 11. Januar 1800, aber erkrankte Oberlin selbst. Mit furchtbarem Kopfweh mußte er sich zu Bette legen, es schien, als müßte man trepanieren, und er wurde bewußtlos. Durch Anlegen eines Zugpflasters erholte er sich aber. «Bientot on m'amènera chez moi. Mes amis, surtout la famille Steheling [3], eurent grand soin de moi. Dieu fut extrèmement miséricordieux envers moi. Basle, ce 4 février 1800.» Damit schließt das Tagebuch.

In der Tat wurde Heinrich Gottfried Oberlin von seinem Bruder Carl Conservé Oberlin und seinem Freund Daniel Ehrenfried Stoeber bald nach Hause geholt. Am 7. März 1800 schreibt der Straßburger Jacob Schatz an Steinkopf in Basel, der liebe Oberlin habe bei ihm vorgesprochen; er habe sich gut erholt und mit einer heitern Miene versichert, daß er dem Herrn recht herzlich für diese ihm zugeschickte Prüfung danke. Und am 10. März bittet der Straßburger Johann Georg Hebeisen denselben Steinkopf, alle lieben Freunde in Basel herzlich zu grüßen, «besonders die schäzbare Familie Stehlin und den wohlthätigen lieben Freund [4], welche dem lieben Freund Oberlin so grose Dienste und Wohlthaten erzeigt haben, die er mir mit Freuden-Thränen erzehlte, so daß ich dem theuren Heiland selbst mit Thränen dafür danckte».

[3] Es handelt sich um das mit der Christentumsgesellschaft eng verbundene Ehepaar Philipp und Ursula Staehelin-Reber; es scheint den kranken Oberlin in sein Haus aufgenommen zu haben (vgl. Stoeber, a. a. O., S. 445); die Epitaphe der beiden Ehegatten befinden sich noch heute im Kreuzgang des Basler Münsters.

[4] Es handelt sich wahrscheinlich um den bekannten Mediziner Johann Jakob Stückelberger (vgl. Hilpert-Stöber-Burckhardt, 3. Teil, S. 142).

Die so geschlossene Verbindung des Ehepaares Staehelin mit Heinrich Gottfried Oberlin blieb bestehen bis zu dessen Tode. Im September 1800 machten die Staehelins mit ihrer Pflegetochter Gritelein sogar einen Besuch im Steintal. Schon auf der Hinreise berührten sie Straßburg, und der bereits genannte Jacob Schatz kann berichten, daß «Madame Stehlin» seine kranke Frau besucht habe; «aber der liebe Bruder ist des Tags einige Mal zu mir gekommen, und unsere Hertzen sind ziemlich offen gegeneinander worden». Dann folgte der Besuch im Steintal; das Ehepaar wohnte bei Vater Oberlin selbst im Pfarrhaus von Waldbach. Auf der Rückreise hielt es sich sogar acht Tage lang in Straßburg auf. Wieder ist es Schatz, der darüber berichtet: die beiden Frauen hätten sich in herzlicher Offenheit gefunden, und seine Frau wünschte gar sehr, einen solchen öftern Umgang zu haben; aber dieser fehle in Straßburg ganz unter den erweckten Frauenzimmern; auch der liebe Bruder Staehelin habe sich darüber gewundert, daß das Häuflein der Gläubigen in Straßburg so klein sei.

Wegen seiner geschwächten Gesundheit wurde Heinrich Gottfried Oberlin vom Militärdienst befreit, und so konnte er an der Universität Straßburg sowohl seine medizinischen als seine theologischen Studien fortsetzen. In dieser Zeit scheint er von schweren inneren Nöten heimgesucht worden zu sein. Jedenfalls schreibt er am 23. Februar 1806 an Pfarrer Johann Rudolf Huber zu St. Elisabethen in Basel, es sei ihm kaum erklärbar, warum die «grausamen Geliebten in Basel eben in den Augenblicken», in welchen er «ibren Zuspruch und ihre Ermahnungen so sehr von Nöthen gehabt hätte», ihn ganz zu vergessen scheinen; er mache eine harte Prüfung durch; «mögte ich sie allein unter den Menschen durchzumachen haben, so wäre doch nur Ein Unglücklicher auf der Welt!»; «beym Schreiben dieses Briefs hatte ich immer auch die Stähelinen vor mir».

Im Jahre 1808 nahm der Angefochtene eine Hauslehrerstelle in Riga an. 1813 erscheint er wieder im Steintal, und zwar als Vikar seines Vaters.

Im Jahre 1815 wäre es beinahe dazu gekommen, daß Heinrich Gottfried Oberlin ein wichtiges Amt in Basel übernahm, indem das Komitee der eben gegründeten Basler Missionsgesellschaft ihn am 25. September 1815 zum Inspektor, d. h. zum eigentlichen Leiter, des wichtigen Unternehmens berief. Zwar war der frühere Sekretär der

Christentumsgesellschaft Christian Gottlieb Blumhardt für dieses Amt in Aussicht genommen gewesen; aber weil man zunächst nicht sah, wie man das Gehalt für einen Familienvater aufbringen könne, fiel die Wahl auf den Junggesellen Oberlin. Doch schon in der Sitzung vom 3. Oktober ließ sich das Komitee durch den anwesenden ehemaligen Sekretär der Christentumsgesellschaft und nun in London wirkenden Steinkopf trotz den finanziellen Bedenken zur Berufung Blumhardts bestimmen. Über die Ausbootung Oberlins suchte man sich durch die Erwägung zu beruhigen, daß dieser mit mehrern Gliedern des Komitees in solchen brüderlichen Verhältnissen stehe, daß er die Zurücknahme des Rufes an ihn nicht nur nicht übel aufnehmen, sondern, wenn er höre, daß die Wahl auf Blumhardt gefallen sei, sich herzlich freuen werde.

Unterdessen hatte Heinrich Gottfried Oberlin damit begonnen, sich in Verbindung mit seinem Freunde Daniel Legrand, dem Sohne des 1812 ins Steintal übergesiedelten Basler Staatsmannes und Industriellen Johann Lukas Legrand und spätern Vorkämpfer für eine Arbeiterschutzgesetzgebung, der Verbreitung der Bibel zu widmen, so daß das Steintal «un véritable centre de colportage» wurde. Ja 1816, mitten im Toben des «Weißen Schreckens», «où les Trèstaillons et d'autres monstres versaient à flots le sang des protestans du midi», unternahm er «un voyage biblique» nach Nîmes, Montauban, Toulon und Marseille, verteilte Bibeln und richtete die Glaubensgenossen auf; darauf wandte er sich auch noch nach Westen, «ne craignant pas d'aborder le fameux bocage de la Vendée, et s'en retourna par Nantes et Orléans; il arriva au Ban-de-la-Roche très-malade».

Die Eindrücke, die Heinrich Gottfried auf dieser Reise empfangen hatte, waren derart, daß er große Pläne zur Evangelisierung Frankreichs entwarf, etwa die Schaffung einer «Société biblique du Midi de la France» und die Gründung eines «Journal évangélique». Um ihm bei der Durchführung dieser Pläne behilflich zu sein, lud man ihn nach Basel ein, und die Staehelins boten ihm an, ihn zu beherbergen. Zuerst lehnte er ab; aber als Spittler insistierte, nahm er an. «Dein Brief und neueres Anerbieten», schreibt er am 13. November 1816 an Spittler, «machten mich stutzig und brachten Papa, Louise [5] und mich auf andere Gedanken; ich erkenne, daß der Herr mich

[5] Louise Scheppler, Vater Oberlins Mitarbeiterin.

auf einige Zeit in Basel haben will»; Spittler möge doch den lieben Staehelins mitteilen, daß er ihr freundschaftliches Anerbieten annehmen werde. Am 10. Dezember hat er seinen Paß noch nicht erhalten und weiß daher nicht, wann er kommen könne; doch hofft er, daß sein Aufenthalt in Basel, so kurz er auch sein sollte, für ihn gesegnet sei; Zürich und Basel und dann auch Riga seien für ihn gesegnete Städte gewesen: «Lavater, Steinkopff, Staehelin, Ziegler [6] und die Freunde und Brüder in Riga waren mir viel fürs Christenthum.»

Über diesen neuen Basler Aufenthalt selbst wissen wir leider nichts. Am 21. April 1817 ist Heinrich Gottfried jedenfalls wieder im Steintal. Aus dem an diesem Tag geschriebenen Brief geht hervor, daß im Pfarrhaus von Waldbach der eben im Kanton Aargau abgesetzte Erweckungsprediger Jakob Ganz weilt [7]: dem lieben Ganz gehe es gut, er arbeite an einer deutschen Predigt; bei der Abfassung des üblichen französischen Résumé werde er, Heinrich Gottfried, ihm behilflich sein; auch gehe Ganz jeden Tag nach Fouday zu Vater Legrand und treibe mit ihm Französisch; dem Papa habe er, Heinrich Gottfried, die 40 Franken Kostgeld von Madame Staehelin für Ganz eingehändigt.

Aus einem Brief vom 20. Mai erfahren wir sodann, daß Ganz am Himmelfahrtstage in Waldbach zu jedermanns Erbauung französisch gepredigt habe, und daß ein Sohn von Pfarrer Johann Rudolf Burckhardt zu St. Peter, wahrscheinlich der spätere Schaffhauser Pfarrer Johannes Burckhardt, in Waldbach geweilt und bei seiner Abreise nach Genf seine Nastücher vergessen habe.

Im Sommer 1817 nahm der Gesundheitszustand Heinrich Gottfrieds immer bedrohlichere Formen an. Ein Brief an Spittler vom 12. August beginnt mit den Worten: «Ich kann kaum athmen vor Schwäche und Übelsein» und schließt: «Adieu, adieu, mein Lieber; ich muß mich aufs Ruhbett legen; je n'en puis plus.»

In der Folge siedelte der Kranke nach Rothau über, um sich im Hause seines dort als Pfarrer und Arzt wirkenden Bruders Carl Conservé pflegen zu lassen. Auch Dr. Stückelberger von Basel wurde zur Konsultation einmal hergebeten. Aber dem Krankheitsprozeß

[6] Ein eifriges Mitglied der Christentumsgesellschaft in Basel.

[7] Vgl. Fritz Ganz: Jakob Ganz (1791—1867), in: Zwingliana, Bd. XII, 1964 bis 1968, S. 622 f.

konnte nicht Einhalt geboten werden. Vom 30. September stammt der letzte nach Basel gerichtete Brief; er erteilt Anweisungen, wie bei der Gründung des «Journal évangélique» vorgegangen werden solle; aber Heinrich Gottfried hat ihn nicht mehr selbst geschrieben, sondern seiner Schwester, Frau Pfarrer Louise-Charité Witz-Oberlin von Colmar, diktiert.

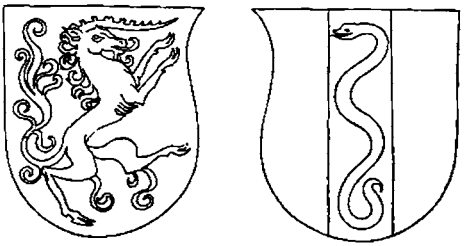
Als es dem Tod entgegenging, wünschte der Kranke, im heimatlichen Pfarrhaus zu Waldbach sterben zu dürfen. Die Bitte wurde gewährt, aber konnte nur mit größten Schwierigkeiten erfüllt werden: die Kutsche der Familie Legrand, wahrscheinlich eine Basler «Chaise», wurde dazu benötigt, ferner vier Ochsen und zwei Pferde; die Bürgermeister und die Lehrer des Steintals räumten die Steine aus dem Weg und suchten dem Wagen jede Erschütterung zu ersparen; in seinem Innern aber umhegten die Schwägerin aus Rothau und Vater Oberlins treue Mitarbeiterin Luise Scheppler den Patienten; fünf Stunden soll diese Überführung auf einem Weg von etwa acht Kilometern in Anspruch genommen haben.

Vier Tage nach dieser Rückkehr, am 15. November 1817, hauchte Heinrich Gottfried Oberlin seinen Geist aus.

Basel, den 24. Februar 1969.

Der Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts

Ernst Staehelin



JAHRESBERICHT

DES
FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL
FÜR DAS JAHR 1969

Mit einem zweiten historischen Exkurs über die Beziehungen Heinrich Gottfried Oberlins zu Basel

Im Sommersemester hielt der Lektor ein Conversatorium über die Weltkirchenkonferenz von Uppsala mit elf Teilnehmern ab.

Am 3. Oktober durfte er seinen achtzigsten Geburtstag feiern. Im Hinblick auf die Erreichung dieses Alters erklärte er dem Kuratorium des Instituts seinen Rücktritt. Nach gewissen Abklärungen bat ihn dieses jedoch, bis zur endgültigen Regelung der Nachfolge das Institut noch weiterhin zu verwalten. Der Lektor erklärte sich gerne bereit dazu.

An wissenschaftlichen Arbeiten veröffentlichte er die im letzten Jahresbericht genannte Studie über die im Jahre 1569 in Basel erschienene erste Übersetzung der Bibel ins Spanische und einen Aufsatz über den Basler Aufenthalt des bekannten römisch-katholischen Erweckungspredigers Johannes Goßner und den dabei nicht geglückten Versuch, ihn in die reformierte Kirche aufzunehmen. Zugleich vollendete er das umfangreiche Manuskript über die «Christentumsgesellschaft im Zeitalter der Aufklärung und der beginnenden Erweckung». Das Werk befindet sich gegenwärtig im Druck.

Auch im Berichtsjahr durfte das Institut zahlreiche Besucher aus nah und fern in seiner ehrwürdigen Bibliothek willkommen heißen. An Einzelpersonen seien genannt die Kirchenhistoriker Isao Kuramaku von Sendai, Ludwig Binder von Klausenburg-Hermannstadt, Paul Maier von Kalamazoo, Karl Auron von Graz, José Flores von Madrid, Alexander Tonk von Maros-Vásárhely und George Yule von Melbourne. Daneben durften empfangen werden: eine Gruppe des Evangelischen Sozialseminars von Westfalen, ein kleiner Kreis von Bekannten, dem der Inder Appadura Aaron über seinen Aufbau einer indischen Dorfgemeinde berichtete, eine Schar, die der Lektor im Namen der evangelischen Studentengemeinde durch das alte Basel geführt hatte, und schließlich der Rotary-Club Basel-Riehen.

Endlich bot das Haus auch wieder einigen Söhnen der Alma Mater Unterkunft und verschiedenen Kommissionen charitativer Werke Raum für ihre Sitzungen.

Im historischen Exkurs, der dem Bericht über das Jahr 1968 angehängt war, war von den Beziehungen die Rede, die Heinrich Gottfried Oberlin, den 1778 geborenen Sohn des berühmten Steinthaler Pfarrers Johann Friedrich Oberlin, mit Basel verbanden. Als Quelle für jene Studie hatten wesentlich die im Besitze von Madame Henri Strohl in Straßburg befindlichen Tagebücher gedient, die Heinrich Gottfried in der Zeit vom November 1798 bis zum Februar 1800, da er als Soldat, Chirurg und Offizier in der in der Schweiz operierenden französischen Armee Dienst tat, führte [1].

Inzwischen stellte Madame Strohl dem Lektor noch andere Tagebücher Heinrich Gottfrieds zur Verfügung. Außerdem stieß er im Stadtarchiv von Straßburg auf weitere, Heinrich Gottfried betreffende Dokumente. Aus diesen neuen Quellen lassen sich aber viel neue Tatsachen auch über die Beziehungen des jungen Oberlin zu Basel erheben, und es sei darum im folgenden ein zweiter Exkurs über diese Beziehungen dargeboten [2].

Aus der dem Militärdienst Heinrich Gottfrieds vorangehenden Zeit, da er in Straßburg medizinischen und theologischen Studien oblag [3], erfahren wir, daß er am 5. Vendémiaire des Jahres VI (26. September 1798) in einer bei einem Herrn «Wegeling» [4] abgehaltenen Abendmahlsgesellschaft von den «Effets du S[ain]t Esprit à Strasbourg, à Basle, Zürich, Marbourg, le Ban de la Roche, dans les autres Parties du Monde, à Tranquebar sourtout ou bien en Afrique» berichten gehört hatte. Darauf schrieb er am andern Tag um sechs Uhr morgens in sein Tagebuch: «Oh que Dieu en soit béni! Son Regne avance, tout je prépare à Le recevoir; toute la terre s'apprête

[1] In jenem Exkurs muß es auf S. 10, Z. 8 v. u. «galeux» (statt: «galans») heißen.

[2] Vgl. zu diesem ganzen handschriftlichen Quellenmaterial die in Anm. 14 gegebene Übersicht.

[3] Am 15. September 1793 war mit allen andern französischen Universitäten auch diejenige von Straßburg aufgehoben worden; doch existierte seit dem 4. Dezember 1794 eine «Ecole de Santé» für die Mediziner, und die abgesetzten Professoren der Universität führten zum Teil ihre Lehrtätigkeit privatim fort, so z. B. auch der Theologieprofessor Isaac Haffner.

[4] Es handelt sich ohne Zweifel um den Chiliasten, Visionär und Mystiker Kaspar Wegelin; vgl. über ihn: E. Muhlenbeck: Etude sur les origines de la Sainte-Alliance, 1887, S. 148 ff.

à recevoir son divin Roi! Oh Dieu continue à bénir les Efforts des Missionnaires en Afrique, Asie et en Amerique, réveille les Payens, oh que Ton S[ain]t Esprit veuille s'y répandre de plus en plus et prendre possession de tous ces Cœurs; augmente encore le Nombre des Membres de la Société des Enfans de Dieu de Basle [5], que de plusieurs centaines répandus sur tout l'Univers il[s] s'accroissent à des Milliers et des Millions; augmente aussi celui des Membres de la Société des Missionnaires en Angleterre; réunis toutes ces Sociétés sous Ton Enseigne; bénis les Ecrits de Ton Stilling, de Ton Lavater, de Ton Rautenstrauch [6], l'Exemple de Ton cher Jean Frédéric Oberlin, mon cher Papa au Ban de la Roche ... Oh fortifie Tes foibles Enfans au Ban de la Roche, à Strasbourg et par toute la Terre; que Ton S[ain]t Esprit les pousse à la Prière; et siège de plus en plus en eux en leurs Maisons! Oui, Seigneur, sois dans les Maisons Pfaehler, Osterrieth, Wegeling et Eckel, Stoeber, Herrenschneider, Türckheim, Heitz, Heisch et tant d'autres que Tu as réveillées!» [7]

Wenige Wochen nach diesem Eintrag, am 25. Brumaire VII (17. November 1798), verließ Heinrich Gottfried mit seiner Truppe Straßburg und marschierte in die Schweiz. Nachdem sich jene drei Tage in Stadt und Landschaft Basel aufgehalten hatte, zog sie am 7. Frimaire VII (27. November 1798) weiter, um in der Innerschweiz, hauptsächlich im Gebiete von Zürich, an den Unternehmungen und Schicksalen der unter dem Kommando von General Masséna stehenden französischen Armee teilzunehmen. Am 24. Brumaire VIII (15. November 1799) kehrte Heinrich Gottfried nach Basel zurück, um als «Officier de santé» in dem dort installierten französischen Lazarett Dienst zu tun. Am 21. Nivôse VIII (11. Januar 1800) erkrankte er schwer, wurde von Basler Freunden, hauptsächlich dem Ehepaar Philipp und Ursula Staehelin-Reber, liebevoll gepflegt und schloß, nachdem die Krankheit im wesentlichen überwunden war, am 4. Februar 1800 sein Kriegstagebuch mit den Worten: «Bientot on

[5] Gemeint ist ohne Zweifel die Christentumsgesellschaft.

[6] Johann Ludwig Rautenstrauch (1754—1820), von 1797 bis 1819 Pfarrer zu St. Thomas in Straßburg.

[7] Mit diesen Straßburger Familien dürfte Heinrich Gottfried persönlichen Verkehr gehabt haben.

m'amènera chez moi». In der Tat holten ihn am 10. Ventôse VIII (1. März 1800) sein Bruder Carl Conservé Oberlin und sein Freund Daniel Ehrenfried Stoeber ab und brachten ihn zu weiterer Erholung ins väterliche Haus im Steinthal.

Aus der Zeit dieses zweiten Basler Aufenthaltes Heinrich Gottfrieds erfahren wir aus den neu erschlossenen Quellen neue wertvolle Einzelheiten, vor allem lernen wir Einträge kennen, die entweder er selbst in Stammbücher von Freunden und Bekannten geschrieben oder die diese seinem «Livre d'amitié» einverleibt hatten.

Noch im Jahre 1799 verewigten sich in diesem der Salzschreiber Johann Heinrich Frey-Stähelin und sein Sohn Johann Ludwig Frey, der spätere Kommandant der Basler Standestruppe, ferner der Färber Abel Götz, ein eifriges Mitglied der Christentumsgesellschaft, und seine Frau Esther, geb. Miville, sowie ihre beiden aus Württemberg stammenden Pensionäre Karl Friedrich Adolf Steinkopf, der Sekretär der Christentumsgesellschaft, und Handelscommis Johann Christoph Friedrich Ziegler.

Das Jahr 1800 eröffnete am 3. Januar Johann Friedrich Miville, «Minister Elisabethanus Basiliensis». Am 12. Januar folgte Pfarrer Johann Rudolf Huber in Riehen, der von 1786 bis 1794 reformierter Pfarrer in Straßburg gewesen war und bald Mivilles Nachfolger zu St. Elisabethen werden sollte. Am 28. Januar trugen sich ein die beiden Professoren Johann Jakob d'Annone und Werner Lachenal, dann der Schriftgießer und Buchdrucker Wilhelm Haas jun. und schließlich der Kupferstecher und Kunstverleger Christian von Mechel.

Besonders reich an Einträgen ist der Februar 1800, der letzte von Heinrich Gottfried in Basel zugebrachte Monat. Am 7. Februar schrieben sich ein: Jacob Sarasin im Weißen Haus, seine Tochter Gertrud Socin-Sarasin und deren Gatte Christoph Socin. Am gleichen Tage grüßte das Ehepaar Philipp und Ursula Staehelin-Reber den lieben Elsässer Freund, den es während seiner Krankheit in seinem Hause aufgenommen hatte. Am 12. Februar war die Familie Schorndorff an der Reihe: da spendeten ihre Einträge Ratsherr Daniel Schorndorff, seine Gattin Maria Magdalena Schorndorff-Iselin, die Tochter gleichen Vornamens, die spätere Gattin von Pfarrer Johann Jakob Oeri, und schließlich die zweite Tochter Susanna Maria, die

spätere Mutter des Kulturhistorikers Jakob Burckhardt. Dann folgte ein Austausch von Freundschaftsbezeugungen zwischen Heinrich Gottfried und dem Handelscommis Friedrich Antoni sowie das Antonis Freund Ziegler gegenüber abgelegte Bekenntnis: «Sie halfen mit, mir den ewig wichtigen Schritt, den ich in Zürich zu machen begann, hier fast vollends, wenigstens viel weiter zu machen, in welchem mir Jesus wichtig, nothwendig und unentbehrlich zu werden anfieng.» [8] Vom 26. und 27. Februar stammen Einträge von Gliedern der Familie Pfarrer Johann Rudolf Hubers in Riehen, nämlich von seinen beiden Schwestern Maria Elisabeth und Maria Magdalena, von seinem Bruder, dem Professor der Mathematik Daniel Huber, sowie von seinen beiden Schwägerinnen Dorothea und Caroline Battier. Am gleichen 27. Februar bezeugten ihre Verbundenheit mit dem jungen Oberlin Pfarrer Johann Rudolf Burckhardt zu St. Peter und eine im Hause des Seidenfärbers Johann Peter Lotz wohnende Jungfrau Margaretha Buri. Vom 28. Februar schließlich stammen die Einträge von Seidenfärber Lotz selbst, seiner Gattin Salome Lotz-Miville, seiner Tochter Anna und seinem Sohn Achilles, ferner die Einträge der beiden Frauen Valerie Mieg-Deucher und Helene Roth-Miville, weiterhin der Eintrag der dritten Schorndorff-Tochter Maria Margaretha und derjenige von Professor Johann Wernhard Herzog, dem Präsidenten der Christentumsgesellschaft.

Für den 10. Ventôse VIII (1. März 1800) war die Abreise vorgesehen. Sechs Stunden vorher, also wohl in der Nacht vom 28. Februar auf den 1. März, schrieb Heinrich Gottfried ins Stammbuch von Frau Ursula Staehelin-Reber: «Liebe Mama! Mein Herz mögte ganz sich ausgießen; doch gut, Sie kennen es, Liebe ... Ja, liebe Mama, nicht das leibliche Leben und die Gesundheit allein halfen Sie mir wieder zu geben, aber auch noch zum Geistlichen halfen Sie, zu Jesus lenkten Sie meine Schritte und gaben Ruhe mir. O Theure, Sie in Gottes Hand vollendeten die Entwicklung des Plans, den Gott sich bey meiner Conscriptions-Pilgerschaft vorgenommen ... Ich kann mich nicht von Ihnen abziehen; das Herz des Kindes ist bey der Mama; doch Jesus soll mein Herz erfüllen! Beten Sie für mich!

[8] Wahrscheinlich ist mit dem «wohlthätigen lieben Freund» (Bericht 1968, S. 11, Anm. 4) Ziegler gemeint und nicht Stückelberger.

Lieben Sie noch immer, auch wenn weit von Ihnen schmachtet Ihr Heinrich.» Zu gleicher Zeit, wie es scheint, widmete der Gatte der «lieben Mama», Herr Philipp Staehelin-Reber, dem scheidenden Freund ein Abschiedswort: zunächst trug er in dessen «Livre d'amitié» die von Christian Renatus von Zinzendorf stammende Strophe ein: «Die wir uns allhier beisammenfinden, Schlagen unsre Hände ein, Uns auf deine Marter zu verbinden, Dir auf ewig treu zu sein. Deine Liebe heil'ge und verschöne Unser Lied zum reinen Lobgetöne; Sprich dein Amen, sprich zugleich: Friede, Friede sei mit euch!» und fügte dann hinzu, Heinrich Gottfried möge sich «bey Lesung dieser Zeilen, die wir so oft miteinander in so angenehmer Gesellschaft von Kindern Gottes und Jüngern Jesu Christi mit einander gesungen haben», seiner Basler Freunde erinnern und ihrer im Gebete gedenken.

Darauf wurde am 1. März 1800 die Heimreise angetreten. Sie führte zunächst nach Straßburg. Dort wurden die beiden Mitglieder der Christentumsgesellschaft Jacob Schatz und Johann Georg Hebeisen aufgesucht, und diese berichteten am 7. und 10. März über diesen Besuch an Steinkopf in Basel.

Die nächste Station war Mittelbergheim bei Barr, wo Johann Jakob Wolf, der Gatte von Heinrich Gottfrieds Schwester Fidélité Caroline, als Diakon und Schullehrer wirkte. Von dort sandte Heinrich Gottfried am 2. Germinal VIII (23. März 1800) ein «Freundschafts-Blättlein» an Frau Maria Magdalena Schorndorf: «Alles, was vom Herrn kommt, ist gut. Auch unsere Freundschaft kommt vom Herrn; denn sie ist gut; sie ist mir ein herrliches, himmlisches Gut.»

Kurz darauf, um den 5. Germinal VIII (26. März 1800) herum, wurde das heimatliche Pfarrhaus in Waldbach (Waldersbach) erreicht, und Heinrich Gottfried nahm dort Wohnung, bis daß er am 29. Vendémiaire X (21. Oktober 1801) nach Straßburg zurückkehrte, um seine Studien fortzusetzen.

Bereits am 7. Germinal VIII (28. März 1800) ließ er aus Waldbach zwei neue Grüße an das Schorndorfsche Haus in Basel abgehen, und zwar diesmal an zwei der Schorndorfschen Töchter. In demjenigen an Susanna Maria Schorndorf heißt es: «In der ganzen Welt wollte ich erzählen, zu welch inniger friedevollen Freude . . . eine gefühlte Erkenntnis Jesu Christi mir wurde. In der lieben Stadt Basel gewährte

der Herr mir so wunderbar dieses Glück.» Der zweite Gruß ist überschrieben: «Der leidenden Jungfrau Maria Magdalena Schorndorf ins Stammbuch» und stellt eine Betrachtung dar über die Worte: «Welchen der Herr lieb hat, den züchtiget Er» und: «Selig, die da weinen; denn sie sollen getröstet werden»; danach muß Maria Magdalena Schorndorf zu Beginn des Jahres 1800 schwer erkrankt gewesen sein; doch genas sie wieder und wurde, wie wir gehört haben, 1813 die Gattin von Pfarrer Johann Jakob Oeri.

Am 9. Germinal VIII (30. März 1800) wurde der genannte Professor Daniel Huber mit einem Stammbuchgruß Heinrich Gottfrieds bedacht; es heißt darin: «Dies, Lieber und Sehrgeschätzter, zum Andenken Ihres gewiß dankbaren jungen Straßburger Freundes, der oft im Geiste in Ihrem und meinem lieben Basel ist.»

Aber umgekehrt wanderten auch Grüße von Basel ins Steinthal. So sandten bald, nachdem Heinrich Gottfried abgereist war, sechs Geschwister von Frau Ursula Staehelin-Reber samt ihren Ehegatten — zwei von diesen waren zugleich Geschwister von Herrn Philipp Staehelin-Reber — Gedenkblätter dem jungen Elsässer Freund ins Steinthal nach, nämlich: Benedikt und Anna Margaretha Staehelin-Reber, Christoph und Salome Staehelin-Reber, Rudolf und Susanna Burckhardt-Reber, Daniel und Gertrud Ryhiner-Reber, Nikolaus und Susanna Reber-Staehelin sowie der ledige Johann Jakob Reber. Weiterhin richtete am 22. Mai 1800, dem Himmelfahrtstage, Johann Christoph Friedrich Ziegler ein längeres Schreiben an seinen Freund im Steinthal «und legte ein allegorisches Kupfer» bei, das er «vom lieben Steinkopf für ihn erbeten» hatte.

Im September 1800 erfolgte der Besuch des Ehepaares Philipp und Ursula Staehelin-Reber samt der Pflegetochter Gritelein im Steinthal. Beim Aufenthalt, den die drei Reisenden bei der Hinreise in Straßburg machten, trafen sie in einer Gesellschaft auch mit den drei Töchtern Lene, Marie und Catherine des den Oberlins nahe verbundenen Kaufmanns Jean Daniel Pfaehler zusammen. Über diese Begegnung mit der «sehr schäzbaren Madame Staehlin» berichteten die drei Schwestern begeistert an den «Werthen Freund» Heinrich Gottfried; Catherine Pfaehler z. B. schreibt: «Gleich beym Eintritt in das Zimmer sagte uns die bescheidene edle Seele: ‚Setzen Sie 9/10 von dem, was Ihnen Heinrich Oberlin von mir sagte, weg,

dann nur werden Sie vielleicht in mir finden, was Sie in mir suchen.' Allein ich möchte gern noch 9/10 zu dem Ganzen setzen, ohne mir den geringsten Vorwurf machen zu müssen, zuviel gesagt zu haben; ob ich gleich nicht wie Sie und ich es wünschten, zu intimer Herzens-Bekanntschaft gelangte (welches in zahlreicher Gesellschaft, obgleich auch lauter edlen Seelen, dennoch unmöglich ist), so hab ich doch Vieles als stumme Zuhörerin genossen, welches der Herr an mir segnen möge.»

Am 1. Tag des Jahres IX, am 1. Vendémiaire (23. September 1800), begann Heinrich Gottfried ein neues Tagebuch, das «Moralische Tagebuch», wie er es überschreibt. In den einleitenden Zeilen schließt er einen neuen Bund mit seinem «lieben Heiland» und bittet: «Heiland, erhöre, und nimm doch in solchen Bund alle, die Du mir geschenkt, die Meinigen am Fleisch und die Meinigen am Geist und an der Seele, meine Familie und alle Elsässer Freunde und Bekannten und die lieben Schweizer Eltern Lavater und Staehelin, und sonst die ganze Schweiz, ja alle Menschen, die ja alle Dein Werk sind.»

Am gleichen Tage gingen auch wiederum Grüße nach Basel ab, und zwar an die zwei Schwestern Battier, die Schwägerinnen von Pfarrer Johann Rudolf Huber [9]. Der 1760 geborenen Dorothea Battier, der spätern Gattin des Theologieprofessors Friedrich Miville, wünscht er «Freude im Herrn bey der Empfindung Seiner Gegenwart» und «demüthige, willenlose Ergebung und gläubige, hoffende Geduld bey Empfindung Seiner Abwesenheit», «besonders heut zu Tags, da wir so sicher und gewiß sind, daß Er kommen wird», während im Gruß an Caroline Battier, die spätere Gattin von Professor Daniel Huber, das Wort steht: «Unsere Seligkeit hängt von der Seligkeit Aller ab.»

Doch Heinrich Gottfried stand in jener Zeit nicht nur im schriftlichen Verkehr mit seinen Bekannten in Basel, sondern er befand sich vor allem in persönlichem Umgang mit den jungen Leuten, die unter der geistvollen Leitung Vater Oberlins als Pensionäre und Pensionärinnen im Steinthale zu weilen pflegten [10]; ja einen Teil

[9] Huber hatte 1790 als Pfarrer in Straßburg die 1764 geborene Margaretha Battier geheiratet; doch war diese bereits 1791 im Wochenbett gestorben.

[10] Unter den im Besitze von Madame Strohl befindlichen Manuskripten be-

ihrer Unterweisung scheint er selbst übernommen zu haben. Zu einer der jungen Töchter wurde er dabei von einer tiefen Neigung erfaßt; aber eine eheliche Verbindung erwies sich unter den damaligen Umständen als unmöglich, und so mußte er unter schweren innern Kämpfen, wie er am 28. Vendemiaire IX (15. Oktober 1800) an seinen Freund Daniel Ehrenfried Stöber schreibt, «dem lieben Gott wie Abraham ein Isaacs-Opfer» bringen.

Am 18. Prairial IX (7. Juni 1801) sandte Heinrich Gottfried wieder Briefe nach Basel. In dem einen kondolierte er der Madame Schorndorf zum Hinschied ihrer sechzehnjährigen Tochter Maria Margaretha; es heißt darin: «O Theuerste, für wieviele edle und nur nach Jesu Sinn kindliche Seelen ... wäre es nicht zu wünschen, daß der Herr ihnen diese nemliche Gnade machen würde und sie frühe in Sicherheit bringen wollte!» Der zweite Brief ist an «Mama Stähelin» gerichtet; er beginnt mit den Worten: «Ich gewöhne mich ziemlich, demüthig als wieder umzukehren zu meinem lieben Heiland, wann ich gefehlet habe, um neuerdings um Erbarmen, Schonung, Hülfe, Hülfe zu flehen; denn sonst blieb mir nichts anders übrig als die Verzweiflung.»

Am 1. Vendémiaire X (23. September 1801) eröffnet Heinrich Gottfried sein «Journal moral» über das Jahr X (23. September 1801 bis 22. September 1802). Er beginnt mit einem Gebet; darin heißt es unter andern: «Je Te récommande mes Eleves, mes anciens et mes actuels et ceux que j'aurai; tire les à Toi et apprends leur à prier pour leur maitre!»

Wie wir schon gehört haben, kehrte Heinrich Gottfried am 29. Vendémiaire X (21. Oktober 1801) nach Straßburg zurück und nahm an den allmählich dort wieder erstehenden akademischen Instituten seine medizinischen und theologischen Studien wieder auf; auch scheint er Unterricht an einem Gymnasium gegeben zu haben.

Vom 19. Dezember 1801 bis zum 8. Januar 1802 unternahm er eine Reise nach der Herrenhuter-Kolonie Neuwied und widmet ihr mehr als sechzig Seiten seines Tagebuches.

findet sich eine «Liste des jeunes gens et des jeunes filles qui ont été en pension au Ban de la Roche de 1767 à 1826, tant au Presbytère de Waldersbach que chez les paroissiens d'Oberlin dans les cinq villages de la paroisse».

Am 18. Pluviôse X (7. Februar 1802) schrieb er in dieses einen Brief ein, den er «Lettre, qui vient à propos, quand on se sent froid et misérable depuis si longtemps» nennt. Der Brief ist am 1. Februar 1802 in Basel geschrieben worden, wahrscheinlich von dem ehemaligen Riehemer, nun zu St. Elisabethen in Basel wirkenden Pfarrer Johann Rudolf Huber, und beginnt mit den Worten: «Daß Sie, lieber Freund, durch die neue Epoque, nun wiederum als Student in Straßburg zu seyn, neuen schwehren Prüfungen unterworfen sind, kann ich Ihnen gar gut abnehmen; aber, Lieber, Sie stehen ja nicht alleine da; nein, der Barmherzige und zugleich Allmächtige steht Ihnen zur Seite.»

Welcher Art die Anfechtungen waren, auf die sich der ebengenannte Basler Brief bezog, erfahren wir aus der «Esquisse de ma Situation», die Heinrich Gottfried am 25. Pluviôse X (14. Februar 1802) «à une chere Amie, une chère Maman», wahrscheinlich also an Frau Ursula Staehelin-Reber in Basel, schrieb; darin heißt es unter andern: «Wie gern wollte ich Ihnen recht viel schreiben, liebe Mama; ich weiß aber gar nicht, wie mir ist, seit ich hier bin; ich habe gar kein geistlich Leben mehr, nichts fast macht einen Eindruck mehr auf mich; das Herz ist leer, und also der Mund stumm; ... darum aber eben, liebe Mama, thut es mir wohl, wenn ich Briefe von andern, von so lieben, freundschaftlichen, toleranten Kindern Gottes und Jüngern Jesu bekomme, wie Sie sind; das glauben Sie mir doch aufrichtig; aber zur Antwort, da kann ich nichts versprechen, Liebe, das sehen Sie jetzt schon; sonst müßt ich zwingen und gegen mein eigen Gefühl oft schreiben.» Darauf erwiderte am 4. März die «chère Maman»: «Diese Ihre Herzens-Laage, welche Sie mir schildern, macht mir nicht bange für Sie; denken Sie ihr nur nicht viel nach und versuchen Sie nicht, sich in eine andere hineinzuzwingen; es geht doch nicht. Nein, verhalten Sie sich ganz leidend dabey; es wird schon unvermuthet Etwas kommen, welches Sie aus dem trokenen Einerley herausheben wird, und dann werden Sie einsehen lernen, warum Jesus es zulies, daß Sie einige Zeit darin waren.»

In diesen Anfechtungen war es Heinrich Gottfried wertvoll, daß er neben der Theologie Medizin studieren konnte, weil er dadurch zu einer objektiven Arbeit an einem sachlichen Gegenstand genötigt wurde. So hatte er schon am 22. Pluviôse X (11. Februar 1802) in

sein Tagebuch geschrieben: «Qu'il est heureux pour moi que je suis obligé à étudier la Médecine; si je m'adonnois actuellement à la Théologie, je precherois trop tot, je parlerois trop haut.» In der Tat gab er sich dann auch mit Eifer nicht nur dem Studium der Medizin, sondern auch demjenigen der Geognostik und der Oekonomik hin, so daß er im Jahre 1805 mit einer umfangreichen «Chorographie ou Decription géognostique, œconomique et médicale du Ban de la Roche» zum Doktor der Medizin promovieren konnte. Die Arbeit erschien im Druck als ein Werk von 261 Seiten und war gewidmet: «à mon Père Jean-Frédéric Oberlin, à mon Oncle Jérémie-Jacques Oberlin, à mes autres Bienfaiteurs et mes Amis de Strasbourg et de plusieurs villes de la Suisse, aux Habitans du Ban de la Roche et à mes anciens Condisciples à l'Ecole de Santé de Strasbourg».

Nachdem Heinrich Gottfried seine medizinischen Studien zum Abschluß gebracht hatte, «il se voua plus particulièrement à l'étude de la théologie et aux idées religieuses»; auch war er eine Zeitlang Vorsteher des «Collège de Saint-Guillaume», «pensionnat attaché au Séminaire protestant». Unter den von ihm betreuten Studenten befand sich z. B. der spätere Pfarrer von Keskastel Johann Philipp Daniel Merckle; am 18. Juli 1810 widmete dieser «seinem väterlichen treuen Freund und geliebtesten Paedagogen, Herrn Oberlin», einen Stammbuchgruß.

Am Tage darauf verließ Heinrich Gottfried Straßburg, um die Stelle eines Erziehers im Hause des in Riga wohnenden russischen Obersten Georg Leo von Richter zu übernehmen. Der Ruf in diese Stelle war vielleicht von der aus Riga stammenden Frau von Krüdener, die seit 1808 in Karlsruhe lebte und mit Vater Oberlin befreundet war, vermittelt. Die Reise führte zunächst nach Paris; dort scheint Heinrich Gottfried mit einer Reisebegleitung, vielleicht mit der Familie von Richter selbst, zusammengetroffen zu sein; jedenfalls bemerkt er in seinem «Journal de mon Retour de Riga», daß «notre Départ de Paris» nach Riga am 1. September 1810 stattgefunden habe. Der Aufenthalt im Hause von Richter dauerte drei Jahre, eine Zeit, in der Riga durch den Riesenkampf zwischen Napoleon und Rußland in schwerste Mitleidenschaft gezogen wurde. Neben seinem pädagogischen Dienst gehörte Heinrich Gottfried dort auch einer pietistischen Vereinigung an und verfaßte eine kleine

Schrift über die Offenbarung Johannis. In der genannten pietistischen Vereinigung traf er wahrscheinlich auch mit Frau von Krüdener, die wegen der Erkrankung und dem Sterben ihrer Mutter vom Sommer 1810 bis zum Herbst 1811 ihren Aufenthalt in Karlsruhe unterbrochen und in Riga geweilt hatte, zusammen.

Am 7. Oktober 1813 kam die Stunde des Abschieds von der «teuren Familie» von Richter; besonders schmerzlich war für Heinrich Gottfried die Trennung von der Mutter seiner Zöglinge, der Frau Anna Sophie von Richter, geborenen von Hahn, weil ihn mit ihr ein «fort attachement» verbunden hatte. Ein Herr Pander, wahrscheinlich der Vermögensverwalter von Frau von Krüdener, händigte ihm vor der Abreise noch einen Wechselbrief im Werte von 4000 bis 5000 Thaler ein, damit er ihn dieser, die eben zur Tilgung ihrer Schulden in Paris ihre Diamanten verkauft hatte, bei der Rückkehr in seine heimatlichen Gefilde zukommen lasse. Die Reise führte über Danzig, Berlin — da erfuhr er die Niederlage Napoleons in der Völkerschlacht bei Leipzig und hatte eine Unterredung mit dem Philosophen Johann Gottlieb Fichte —, Breslau, Troppau, Wien, München, St. Gallen, Winterthur und Basel am 5. Dezember nach Waldbach im Steinthal. Ein ausführliches Tagebuch berichtet über die Einzelheiten der Fahrt. Aus Basel z. B. schreibt Heinrich Gottfried am 30. November um Mitternacht an Frau von Richter in Riga: «Ah chère Maman, que je souhaitrois que vous fissiez la connoissance de mes amis d'ici à Bâle! Quelles personnes excellentes! La chère Maman Staehelin m'aime encore comme autrefois, et ces autres amis, Monsieur son époux et toute sa famille, Messieurs ses frères et Mesdames ses sœurs, et puis ce cher Monsieur Ziegler, négociant, et ce cher Monsieur Antoni, et puis ces autres Messieurs, le Pasteur Raillard [11] et le Conseiller Wenck [12] etc. etc. Oh quel charmant peuple de frères! Que le Seigneur les bénisse! Mon cœur renaît surtout depuis que j'ai été parmi eux! A Dieu, chère Maman! Ah soyez sure que je ne vous en aime pas moins! Demain sans doute

[11] Emanuel Raillard (1761—1833), seit 1799 Pfarrer zu St. Alban in Basel.

[12] In Basel gab es damals zwei Ratsherren Wenk: Martin Wenk (1751—1834), Ratsherr seit 1794, und Martin Wenk (1751—1830), Ratsherr seit 1781, seit 1817 Bürgermeister; sie waren Vettern und ihres Zeichens Gerbermeister; gemeint ist wahrscheinlich der zweite.

nous toucherons au territoire français. Bientôt, l'il plaît à Dieu, nous serons arrivés à bon port. Bonne nuit, chère Maman, chère Madame de R[ichter]! Nous logeons au ‚Sauvage' [13]; si je restois plus longtemps ici, je logerois chez la chère Madame Staehelin. NB: Mes amis se sont chargés de faire parvenir d'ici la lettre à Madame de Kr[üdener], dont Monsieur Pander n'av[oit] chargé. Madame de Kr[üdener] doit être à Carlsrouhe.»

Nach seiner Rückkehr ins Steinthal bemühte sich Heinrich Gottfried sofort bei den zuständigen kirchlichen Behörden in Straßburg um die Ordination zum kirchlichen Dienst, um seinem Vater als Vikar behilflich sein zu können. So begab er sich am 2. Januar 1814 nach Straßburg und empfing dort am 16. Januar «la Consécration au Saint Ministère». Am 28. Januar war er in Waldbach zurück und übernahm nun als «Vicaire à Waldbach» den vorgesehenen Dienst an der Seite seines Vaters.

Dieser Lebensabschnitt dauerte bis zu dem am 15. November 1817 erfolgten Tode Heinrich Gottfrieds und ist durch ausführliche Tagebücher und andere Dokumente weitgehend erhellt.

Im Jahre 1814 führte Heinrich Gottfried vom 19. Juni bis zum 6. Juli, zusammen mit seinem Schwager Philipp Ludwig Rauscher, Diakon und Lehrer in Barr, mit Pfarrer Johann Gottlieb Fuchs in Gerstheim und mit einem Lehrer Winter in Straßburg, eine Reise nach Biel, Neuenburg und Bern aus. Auf der Hinreise wurde auch Basel berührt. Im Tagebuch Heinrich Gottfrieds heißt es darüber: «C'est en cette ville que nous eumes l'avantage de nous voir mis en rapport avec quelques personnes véritables Disc[iples] du S[eigneur] et des ouvriers les plus distingués en Sa vigne»; namentlich genannt werden Christian Friedrich Spittler und Johann Georg Kellner, der Mitarbeiter Spittlers in der Leitung der Christentumsgesellschaft, der Bibelgesellschaft und der Traktatgesellschaft. Von besonderm Interesse für die kleine Reisegesellschaft war das, was sie in Basel über die Erweckungsbewegung, die sich an die Namen Martin Boos, Johannes Goßner und Ignaz Lindl knüpfte, erfuhren.

Am 30. Juli 1814 verfaßte Heinrich Gottfried in Waldbach einen Eintrag in das «Livre d'Amitié» eines «Monsieur Hertzog». Damit

[13] Gemeint ist der Gasthof «Zum Wilden Mann».

ist entweder eine Persönlichkeit in Straßburg gemeint oder aber Professor Herzog in Basel, der Präsident der Christentumsgesellschaft. Der Eintrag beginnt: «Schon in mancher Hinsicht hat die Periode in der Christenheit angefangen, in welcher die Neutralität in Betref der Vernunftreligion und der unverfälschten Bibelreligion aufhören muß.» Die Unterschrift lautet: «Dies von Ihrem ewig im Herrn herzlich Sie liebenden und Sie ehrenden Freund und Bruder Heinrich Gottfried Oberlin.»

Am 25. September 1815 beschloß das Komitee der soeben gegründeten Basler Missionsgesellschaft, eben diesen Heinrich Gottfried anzufragen, ob er nicht bereit wäre, die Leitung der zu errichtenden Missionsschule zu übernehmen. Bereits am 26. September sandte Spittler das diesbezügliche Schreiben an den «theuersten Bruder» im Steinthale ab. Dort traf es, weil es über St. Dié geleitet worden war, erst am Abend des 15. Oktober ein, und noch in der gleichen Nacht schrieb der Angefragte, nachdem er die Angelegenheit «au souper» mit seinem Vater besprochen hatte, die Antwort nieder; sie lautete im wesentlichen positiv; doch sprach Heinrich Gottfried offen aus, daß seine Kenntnisse des Griechischen und Hebräischen eher mangelhaft seien und daß seine Gesundheit seit seiner Erkrankung vor fünfzehn Jahren in Basel geschwächt sei.

Als Heinrich Gottfried diese Antwort schrieb, hatte das Basler Komitee auf die Intervention Steinkopfs hin bereits zwölf Tage zuvor, am 3. Oktober, beschlossen, seine Berufung rückgängig zu machen und Christian Gottlieb Blumhardt mit dem wichtigen Amte zu betrauen. Doch dauerte es lange, bis Heinrich Gottfried von dieser Wendung der Dinge erfuhr, und mehrere Wochen rechnete er, seine Familie und die Gemeindeglieder fest mit seinem Weggang aus dem Steinthal. Erst am 3. Dezember traf die Mitteilung im Waldbacher Pfarrhause ein, aber nicht in Gestalt eines Briefes. Vielmehr erschien Spittler selbst, begleitet von einem Baron von St. aus Reval und einem Kaplan Meyer, und eröffnete, daß auf den Antrag Steinkopfs hin das Komitee beschlossen habe, Blumhardt zum Inspektor des Basler Missionsinstitutes zu ernennen; dagegen habe sich die Christentumsgesellschaft der Anfrage, die die Londoner Missionsgesellschaft vor acht Jahren an sie gerichtet habe, erinnert, ob es nicht möglich sei, einen jungen Mann anzustellen «à faire des mis-

sions dans l'Intérieur de la France»; nun möchte Sie Heinrich Gottfried bitten, diesen Auftrag zu übernehmen und besonders in den vom «Weißen Schrecken» heimgesuchten Süden zu gehen, «pour réveiller les ames, prêter la main à la propagation de la Sainte Ecriture, leur offrir un asyle au Ban de la Roche, offrir ou faire connoître cet asyle à ceux qui seront persécutés; le Ban de la Roche feroit le point de la réunion générale et d'ici les Colonies partiroient pour la Russie».

In der Tat erklärte sich Heinrich Gottfried bereit, diese Mission zu übernehmen, und im Frühjahr des Jahres 1816 führte er sie auch aus. In der Sitzung des Komitees der Basler Bibelgesellschaft vom 10. Juli 1816 wurden «Auszüge aus Briefen von Herrn Heinrich Oberlin über den geistigen Zustand der Protestanten in Frankreich und die Verbreitung der Bibel unter ihnen verlesen», und es wurde beschlossen, «Herrn Oberlin 25 Louis d'or zu übermachen, um seine Erkundigungen fortzusetzen und soviel möglich zur Errichtung einer Bibel-Gesellschaft im mittäglichen Frankreich beizutragen». Am 17. Juli wurden Oberlins Briefe auch in der Sitzung des Ausschusses der Christentumsgesellschaft vorgelesen, und dieser bewilligte «zur Unterstützung dieses Geschäftes» ebenfalls eine Summe von 25 Louis d'or.

Ja, man hielt es in Basel für dringend geboten, Heinrich Gottfried nach Basel kommen zu lassen, um mit ihm zusammen das Vorgehen bei der Evangelisation Frankreichs zu beraten und in die Wege zu leiten. In der Tat folgte Heinrich Gottfried dieser Einladung und hielt sich zu Anfang des Jahres 1817 längere Zeit in Basel auf; sein Quartier hatte er bei der Familie Staehelin, und am 5. Februar wohnte er einer Sitzung des Ausschusses der Christentumsgesellschaft bei. Wahrscheinlich verfaßte er während dieses Aufenthalts in Basel auch eine, allerdings erst nach seinem Tode veröffentlichte, «Freundliche Einladung und brüderliche Aufforderung an alle Bibelgesellschaften zum eifrigen und anhaltenden Gebet um segensvolle Verbreitung des Wortes Gottes».

Nach seiner Rückkehr ins Steinthal ließ er am 19. März 1817 eine gedruckte «Annonce d'une Feuille périodique, qui doit paroître en Langue française, sous le Titre de: ‚Journal Evangélique ou Recueil des Pièces édifiantes touchant le Règne de Dieu'» ausgehen.

Darin heißt es, daß in diesem «Journal» das Wesentliche aus den von der Christentumsgesellschaft herausgegebenen «Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit» und aus dem von der Basler Missionsgesellschaft gegründeten «Magazin für die neueste Geschichte der protestantischen Missions- und Bibelgesellschaften» den «Protestanten der französischen Schweiz und andern Christen dieser Sprache» mitgeteilt werden solle.

Bevor das «Journal» erscheinen konnte, am 15. November 1817, wurde Heinrich Gottfried jedoch vom irdischen Schauplatz abberufen, und damit war auch das Schicksal des Blattes besiegelt; jedenfalls finden sich weder in Straßburg noch in Basel Exemplare des von Heinrich Gottfried Oberlin geplanten und angekündigten «Journal Evangélique».

Trotzdem darf mit Freude und Dank festgestellt werden, daß in der Jahrhunderte alten Geschichte der Beziehungen zwischen Straßburg und Basel die Gestalt Heinrich Gottfried Oberlins einen Ehrenplatz einnimmt [14].

Basel, im Januar 1970.

Der Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts

Ernst Staehelin

[14] Die Darlegungen dieses und des frühern Exkurses beruhen im wesentlichen auf folgenden handschriftlichen Quellen:

I. Im Besitze von Madame Henri Strohl in Straßburg:

1. «Journal sacré» (18. Aug. bis 4. Nov. 1798);
2. «Journal militaire» (Nov. 1798 bis April 1799);
3. «Journal de Chirurgien» (April bis Nov. 1799);
4. «Journal raccourci depuis mon arrivée à Basle le 24 Brumaire VIII» (15. Nov. 1799 bis 4. Febr. 1800);
5. «Moralisches Journal» über das Jahr IX (23. Sept. 1800 bis 22. Sept. 1801);
6. «Mon Journal moral de l'Année X» (23. Sept. 1801 bis 22. Sept. 1802);
7. «Journal de mon Retour de Riga à Strasbourg et au Ban de la Roche sur la Fin de 1813» (2. Sept. bis 20. Dez. 1813);
8. «Journal depuis mon Retour de Riga» (5. Dez. 1813 bis 21. Juli 1815);
9. «Mon Voyage à Strasbourg au Mois de Janvier 1814» (2 bis 28. Jan. 1814);
10. «Voyage à Bienne en 1814» (19. Juni bis 6. Juli 1814);
11. «Cent Pages de mon Journal No. 1» (7. Aug. bis 1. Sept. 1815);
12. «Cent Pages de mon Journal No. 2» (2. Sept. bis 9. Oct. 1815);
13. «Cent Pages de mon Journal No. 3 avec un Cahier de Supplémens» (9. Oct. bis 3. Nov. 1815);
14. «Cent Pages de mon Journal No. 4» (4. Nov. bis 4. Dez. 1815);
15. Varia: a) Dokumente aus der Zeit des Militärdienstes in der Schweiz; b) Skizze von Neuwied; c) Briefe an Heinrich Gottfried; d) Aphorismen; e) ein Exemplar der gedruckten «Annonce» des «Journal évangélique».

II. In den «Archives de la Ville de Strasbourg»:

Ms. 134: Lettres de Riga et d'ailleurs à sa sœur Louise Charité Oberlin;
Ms. 189: Carnet de H. J. Oberlin, cantiques, dessins et croquis de 1813;
Ms. 191: Livre d'amitié (ein Bändchen);
Ms. 192: Journal de H. G. Oberlin, 1795, avec carnet de conscription;
Ms. 204: Livre d'amitié (zahlreiche Bändchen in einer Schachtel).

III. Im Staatsarchiv Basel:

1. Abteilung Mikrofilme: die Tagebücher über den Militärdienst in der Schweiz aus dem Besitz von Madame Strohl (Nr. 2—4).
2. Priv.-Arch, 653: a) Protokoll der Christentumsgesellschaft vom Jahre 1816 ff.; b) Briefe Heinrich Gottfrieds an Christian Friedrich Spittler, Carl Friedrich Adolf Steinkopf und Johann Rudolf Huber.

IV. In der Universitätsbibliothek Basel:

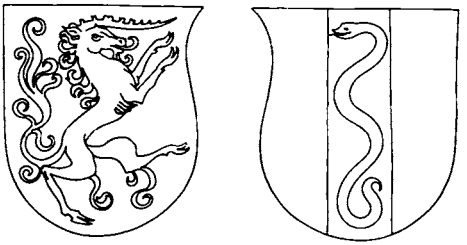
Archiv der Christentumsgesellschaft D.V. 20: Briefe von Johann Georg Hebeisen und Jacob Schatz aus Straßburg.

V. Im Archiv der Basler Bibelgesellschaft (Martinskirchplatz 2):

1. Protokolle der Jahre 1813 ff.
2. Briefe der Jahre 1813 ff.

VI. Im Archiv der Basler Missionsgesellschaft:

1. Protokoll des Jahres 1815.
2. Briefe aus dem Jabr 1815.



JAHRESBERICHT

DES
FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL
FÜR DAS JAHR 1970

Mit einem historischen Exkurs über
den in Basel lebenden Badisch-Markgräflichen Rat
Philipp Adam Faber

Im Herbst des Berichtsjahres ist das vom Lektor verfaßte Werk: «Die Christentumsgesellschaft in der Zeit der Aufklärung und der beginnenden Erweckung» im Druck erschienen.

Gegenwärtig arbeitet er an der Fortsetzung dieses Werkes. Sie soll den Titel tragen: «Aus der Welt der Christentumsgesellschaft in der Zeit von 1808 bis 1970».

Zu Anfang des Jahres erkundigte sich Herr Dr. Mark A. Brandes, Inhaber eines Lehrauftrages für Archäologie Assyriens an der Universität Basel, danach, ob ihm wohl im Frey-Grynaeischen Institut ein Seminarraum zur Verfügung gestellt werden könne. Der Lektor hat die Frage zu wohlwollender Prüfung entgegengenommen. Schließlich hat sich die viel bessere Lösung gefunden, daß dem Seminar für Archäologie Assyriens samt seiner Bibliothek in der Skulpturhalle ein Raum zur Verfügung gestellt werden konnte.

Wie in frühern Jahren, so sah das Institut auch im Jahre 1970 verschiedene Besuche in seinen Mauern, so eine Gruppe von Studierenden, die der Lektor durch das alte Basel geführt hatte, eine Klasse des Humanistischen Gymnasiums, eine Studiengruppe der Kirchlichen Hochschule Wuppertal unter Führung von Prof. Dr. Jürgen Fangmeier. Schließlich beherbergte es einige Tage den zu Studien in Basel weilenden Prof. Dr. Gustav Adolf Benrath von der Universität Mainz.

Im Jahre 1969 war Herrn Gemälderestaurateur und Kunstmaler Georg Kreuter eine im Institut vorgefundene, bisher aber wenig beachtete, die Reste eines Porträts enthaltende Leinwand zu dessen Wiederherstellung übergeben worden. Im Berichtsjahr konnte das vollendete Werk, nachdem es sich herausgestellt hatte, daß es den Badisch-Markgräflichen Rat Philipp Adam Faber darstelle, dem Institut zurückgegeben werden, und es ziert nun neben andern ähnlichen Gemälden das Treppenhaus des Institutes.

Diese Umstände legen es nahe, den diesjährigen historischen Exkurs dem Dargestellten zu widmen, um so mehr als er bisher eine ziemlich unbekannte Person gewesen zu sein scheint.

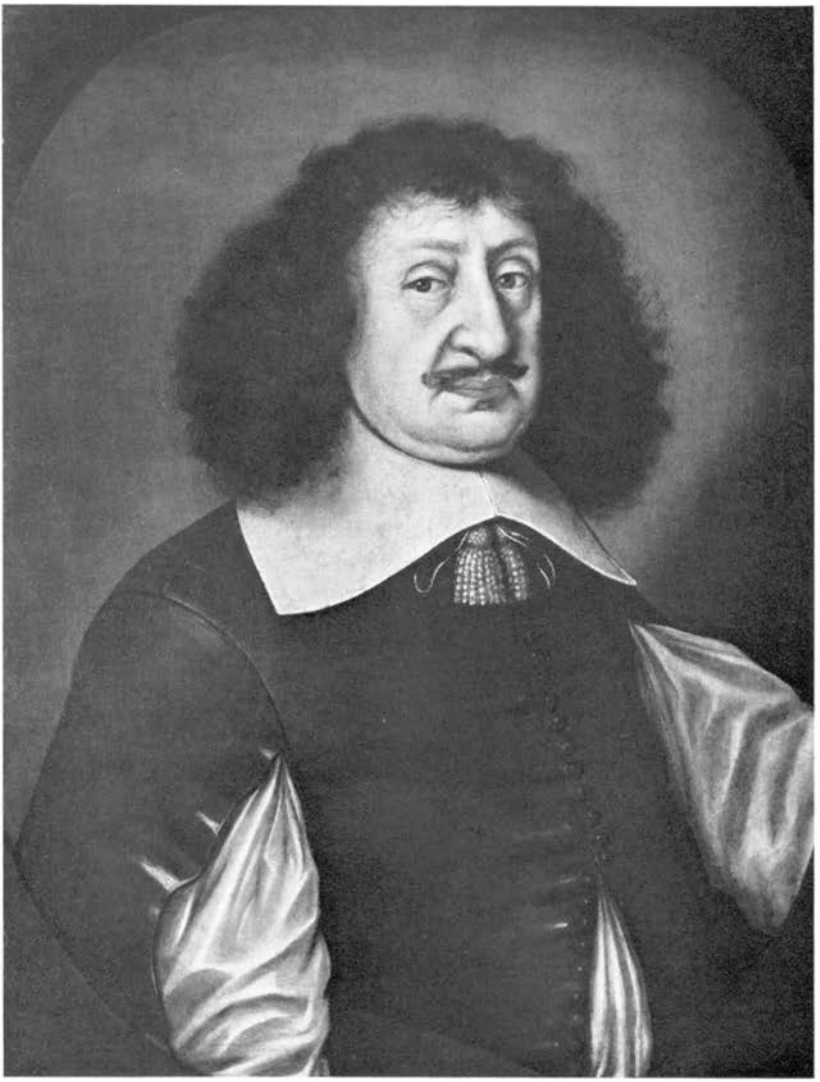
Philipp Adam Faber wurde als Sohn des Juris Utriusque Doctor Theobald Faber und der Maria, geborenen Lang, Tochter des Pfalz-Lützelsteinischen Hofmeisters Andreas Lang, am 6. März 1601 in Straßburg geboren und am 10. März ebenda in der Kirche von St. Thomas getauft.

Über seine Jugend ist nichts Weiteres bekannt, als daß er einmal an einem Jugendstreich beteiligt war und deshalb «zur Hafftung und Gefängnus gezogen» wurde. Die Eltern reichten zu seiner Freilassung an die Gnädigen Herren eine Bittschrift ein und sagten darin, daß ihr Sohn durch böse Buben verleüdet undt verführt worden» sei.

Das Nächste, das wir von ihm wissen, ist, daß er nach Basel kam und sich allda im Jahre 1623 mit Jungfrau Küngold Brand verheiratete. Sie war die Urgroßtochter des bekannten Bürgermeisters Theodor Brand (1488–1558), die Großtochter des von Kaiser Ferdinand I. geadelten Oberstzunftmeisters Bernhard Brand (1523–1594) und die Tochter des Landvogts zu Lugano und Herrn zu Wildenstein Theodor Brand (1559–1635). Der Bräutigam war bei der Hochzeit 22 und die Braut 41 Jahre alt. Die Ehe blieb kinderlos.

Vermutlich war der Ehemann in Basel in irgendeinem Berufe tätig; doch erfahren wir darüber aus den Personalien, die der bei seiner Beerdigung gehaltenen Predigt angehängt waren, nur, daß er «ein Mann von einem guten Verstand und gesunden Urtheil» gewesen und deshalb «zu allerhand ansehenlichen und wichtigen Ehrenstellen und Aempteren beruffen worden» sei.

Einige dieser Ämter fand er in der Markgrafschaft Baden. Da wurde er «erstlich Bergwercks-Verweser zu Badenweiler, demnach, ohne Verrechnung, Inspector über beyde Bergwerck zu Badenweiler und Cander, auch Burgvogt zu Susenburg». Über diese Bergwerke zu Badenweiler und Kandern berichtet der Präsident des Geologischen Landesamtes Baden-Württemberg, Prof. Dr. Franz Kirchheimer: «Mit den beiden Bergwerken zu Badenweiler und Kandern sind keine Erzgruben gemeint, sondern Schmelzhütten, in denen Bohnerze zur Verhüttung gelangten; diese Schmelzwerke waren herrschaftlich und Philipp Adam Faber zeitweilig unterstellt; Bohnerze hat man in der Umgebung von Kandern gegraben und dem dortigen Hochofen sowie dem Werk von Oberweiler (zu Badenweiler gehörig) zugeführt; bei Badenweiler be-



Philipp Adam Faber

fanden sich Bleierzbergwerke im sogenannten Quarzriff, die ebenfalls zum Teil der Aufsicht von Philipp Adam Faber unterstanden.»

Im Jahre 1640 taucht dieser in einem andern Zusammenhange auf, wie die folgende vom 8. April 1640 datierte Urkunde zeigt: «Wir, Meyer, Burgermeister, Räth und Burgeren der Statt Biehl thun kundt undt bekennen offentlich mit disem Brieff: Demnach [= nachdem] der ehrenvest, from, fürsichtig, weys Herr Philip Adam Faber, gebürtig von Straßburg, heut dato vor uns kommen ist undt uns umb das Burgerrecht, das wür ihme solches umb ein leidentlichen Preiß zukommen lassen und hiemit zusampt seiner geliepten hausfrauwen in unser Schutz undt Schürm uffnemmen und empfahn wolten, früntlich ersucht und gebetten: als [= so] haben wür vor angedeutem Herrn Faber[s] pittlich Bemühen nicht versagen können, sondern denselben zu unserem Burger diser unserer Statt uff- und angenommen und dabey so wohl als [= wie] anderen unseren Burgeren die Freyheit und Nutzbarkeith in Holtz mnd Veldt gebührender Maßen zu nutzen und nutznießen verwillfahret.»

Wie kommt der in Straßburg geborene und mit einer Basler Bürgerin verheiratete Philipp Adam Faber dazu, sich in das Bieler Bürgerrecht aufnehmen zu lassen? Das Geheimnis dürfte dadurch gelüftet sein, daß der Basler Fürstbischof Johann Heinrich von Ostein Faber in Aussicht gestellt hatte, ihn zum Nachfolger des zurücktretenden bischöflichen Statthalters in Biel, des sogenannten «Meier», zu ernennen. Jedenfalls eröffnete am 16. Oktober 1640 der noch amtierende Meier dem Bieler Rat, daß Faber ihm mitgeteilt habe, der «Hochwürdig, unser aller gnädiger Fürst und Herr, der Herr Bischoff zu Basel», habe ihm bereits vor einem Monat «zu einem zukünftigen Meier würklichen installiren lassen»; allerdings habe Faber hinzugefügt: wenn der Bischof zu seiner Ernennung nicht befugt gewesen sei, so begehre er auf eine andere Weise «einer Stadt Biel guter Freund und Burger» zu sein.

In der Tat lehnte der Bieler Rat die Ernennung Fabers zum fürstbischöflichen Meier ab, «weil dieser außerhalb der Eidgenossenschaft und des Bistums gebürtig, dazu weder ein Ritter oder geborener Edelmann und noch viel weniger des Kleinen Rats unserer Stadt sei», und weil deshalb «seine Ernennung stracks den Verträgen, Bräuchen

und Gewohnheiten» widerspreche. Der Fürstbischof zeigte sich über dieses Verhalten befremdet: er habe erwartet, daß der Bieler Rat sich aus Respekt ihm gegenüber anders eingestellt hätte; gegen die Verträge habe er nicht verstoßen; «ihr werdet mit besagtem Faberen bei Erfahrung seiner guten, unserer Stadt Biel nicht übel anstehenden Qualitäten allgemach Kundschaft zu machen und ihn in allen gebührenden Ehren zu halten von unseretwegen ferners nicht ungeneigt sein, besonderen die gegen ihn etwan gefaßten widrigen Gedanken und Unwillen von selbst fallen lassen». Der Streit scheint damit geendigt zu haben, daß Faber auf das Meieramt verzichtete, vielleicht nachdem er es kurze Zeit, um keine Vakanz eintreten zu lassen, übernommen hatte; jedenfalls richtete er an den Rat der Stadt Biel im Laufe des Jahres 1641 das folgende Schreiben: Ihr werdet Euch erinnern, wie die Stadt und der Bischof wegen der Meierwahl in Streit geraten; aber etliche Eurer Herren haben von mir vernommen, daß dieser Streit mir sehr leid tat, und daß ich erklärt habe, ich lasse mich nicht dazu gebrauchen, sondern davon abstehen wolle, wenn die Verträge der Stadt nicht eingehalten werden; daneben durfte ich vernehmen, daß die Stadt Biel mit meiner Person zufrieden war; durch Boten habe ich zu verschiedenen Malen beim Bischof versucht und untertänig gebeten, das mir aufgetragene Meieramt ablaufen zu lassen, aber keinen Bericht zurückerhalten, bis ich mich jetzt in eigener Person an den Hof begeben habe und dort mit gutem Contento in Gnaden erlassen worden. In diesem Sinne ist die Angabe in den Personalien zu verstehen, daß Faber «Anno 41 naher Biel kommen» sei, «da ihm die Meyerey anvertrawet worden».

Im Blick auf dieses ganze Bieler Intermezzo drängt sich die Frage auf, ob es der Bischof gewesen sei, der, auf Grund von Nachforschungen und Empfehlungen, Faber zur Annahme des vakant werdenden Meieramtes aufforderte, oder ob Faber aus eigener Initiative sich um die Stelle bewarb. Doch läßt sich diese Frage, wenn man sich nicht in vage Spekulationen verlieren will, auf Grund der heute bekannten Tatsachen nicht beantworten.

Etwa zwei Jahre nachdem der Handel Fabers mit dem Bischof von Basel und der Stadt Biel zu Ende gegangen war, wurde er wieder in den Dienst des Markgrafen von Baden genommen. Am 2. Januar 1644

wurde nämlich zu Basel eine folgendermaßen beginnende Urkunde ausgestellt: «Wir Friderich, von Gottes Gnaden Marggraf zu Baden und Hachberg, Landtgraf zu Sausenberg, Graf zu Sponheim und Eberstein, Herr zu Röttel, Badenweyler, Lahr und Mahlberg usw., bekennen und thun khundt hiemitt, daß wir unnsern lieben, getreuen Philips Adam Fabern zu einem Rath unnd Oberamptmann Unserer Herrschaft Badenweyler bestelt und angenommen haben.» Darauf folgen ein detailliertes Pflichtenverzeichnis, eine Festsetzung der Besoldung und schließlich die Mitteilung des abgelegten Amtseides.

In Beziehung auf diese Ernennung Fabers zum Oberamtmann der Herrschaft Badenweiler muß allerdings die Frage aufgeworfen werden, ob oder wieweit er damals und in der nächsten Zeit sein Amt überhaupt ausüben konnte, nachdem nach der im Jahre 1634 geschlagenen Schlacht von Nördlingen die Markgrafschaft Baden-Durlach unter die Herrschaft der Kaiserlichen geraten war und Markgraf Friedrich V. zuerst in Straßburg und dann in Basel als Flüchtling weilte; in dieser Situation hatte er auch im Januar 1644 zu Basel Faber zum Markgräflichen Rat und Oberamtmann von Badenweiler ernannt.

Immerhin berichtet zum Jahre 1645 Daniel Bruckner in seiner «Beschreibung der Landschaft Basel» das Folgende: «Mit dem Herrn Margrafen zu Baden und Hochberg ward den 12. Mertzen 1645 eine Tauschhandlung zum Stande gebracht, kraft deren die Margräffische Leibeigene, welche zu Riehen und Bettingen seßhaft gewesen, gegen denen Baslerischen Leibeigenen, welche in der Herrschaft Rötelen sich aufhielten, abgetauscht worden; die Abgeordnete, welche dise Handlung zu Stande gebracht, waren von Seite des Hochfürstlichen Hauses Herr Philip Adam Faber, Fürstlicher Raht und Ober-Amtmann der Herrschaft Badenweiler, von Seite der Stadt Basel Niclaus Bischof, Johann Jakob Huber und Melchior Gugger, Obervogt zu Riehen, samtlich geheime Räthe.»

Im Jahre 1648 wurde der Westfälische Friede geschlossen und dadurch die Markgrafschaft Baden-Durlach unter dem angestammten Fürsten, Markgraf Friedrich V., wiederhergestellt. In dieser Situation richtete Faber am 31. Dezember 1649 an den «Gnädigen Fürsten» das folgende Gesuch: er sei bereit gewesen, gemäß dem fürstlichen Befehl das ihm anvertraute Amt Badenweiler wirklich zu beziehen; da

habe er aber vernommen, daß der Markgraf im Sinne habe, ihn anderwärts, ja sogar nach Durlach zu transferieren; das würde ihm aber mehr schädlich als nützlich sein; darum bitte er, entweder ihn «bey dem Ampt Badenweyler in Gnaden zu lassen», «wobei er sich verobligire, demselben Zeith seines Lebens in Treuen würklich abzuwarten», oder, wenn er in bezug auf Badenweiler eine Änderung vorzunehmen gedenke, ihm zu gestatten, die Stelle eines markgräflichen Rates von Haus aus, d. h. von Basel aus, zu versehen, auf welche Weise er bei «allen zutragenden Fällen nicht allein Euer fürstlichen Gnaden und dero fürstlichem Haus, sondern auch der Landschaft unterthänig zu Diensten sein könnte». Der Markgraf entschied sich für die letztere Lösung, und in den Personalien wird diese ganze Aktion folgendermaßen dargestellt: «Als er bey gemachtem Fridens-Schluß Anno 50 nach Badenweiler sich begeben wollen, hat es dem lieben Gott gefallen wollen, seine erste Hausfraw mit langwiriger Kranckkeit heimzusuchen, welches die Ursach gewesen, daß er die Erlassung in Underthänigkeit begehret, auch dergestalt erhalten, daß ihme doch die Rathsstell von Haus aus noch etliche Jahr gebliben.»

In der Tat dürfte damals Fabers Gattin Küngolt leidend gewesen sein; jedenfalls segnete sie im Jahre 1651 das Zeitliche. Darauf schloß Faber im Jahre 1652 eine neue Ehe, und zwar mit Margaretha Zwinger, der Tochter des Antistes Theodor Zwinger und der Magdalena, geb. Buxtorf. Bei diesem Eheschluß zählte der Bräutigam 51 und die Braut 20 Jahre. Ihrer Verbindung entsprossen vier Töchter; die eine von ihnen heiratete 1677 den 1644 geborenen Leonhard Respinger, starb aber bereits nach elfjähriger Ehe, nachdem sie acht Kindern das Leben geschenkt, aber fünf davon wiederum zu Grabe getragen hatte.

Wie lange Faber das Amt eines badischen Rates behielt, und wie viel es ihm zu tun gab, steht dahin. Noch im Jahre 1654 erhielt er jedenfalls von den Freiherren Johann Georg von Froberg und Hans Theobald von Ostheim ein Schreiben mit der Anschrift: «Dem Edel-Vesten Herrn Fabern, Fürstlich Baadenischen Margräflischen Rath, unserm insonders geehrten Herrn». Und schon im Jahre 1652 war er in einem Brief von Emmendingen als «Fürstlich Margräflich Badischer Rath und Obersalzinspector» bezeichnet worden. Das ist alles, was wir über Fabers Leben von 1652 bis zu seinem Tode wissen.

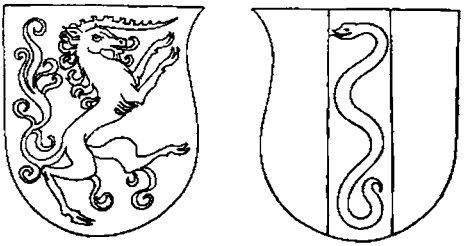
Dieser trat im November 1678 ein. Am 11. Tage des Monats fand zu St. Peter die Trauerfeier statt; die Leichenpredigt hielt Antistes Peter Werenfels. In den der Predigt angehängten Personalien heißt es über den Verstorbenen: «Sein Leben und Wandel betreffend, so ist bekandt, daß, als lang er Leibshalben können, den offentlichen Gottesdienst fleißig besucht; hat auch zu Haus seine guten Übungen gehabt, im Übrigen also gelebt, daß er Niemand beschwärlich oder ärgerlich gewesen; gegen denen, welchen er vorgestanden, war er gutmütig, gegen Andern, die Rath und Hilff bey ihme gesucht, diensthafft, in beyden Ehen friedsam, für seine Kinder sorgfältig, gegen Jedermann freundlich, in der Conversation angenehm, daß man gern mit ihme umbgegangen.»

Im Jahre 1660, als er 59 Jahre alt war, hatte er sich porträtieren lassen. Wer der Künstler war, wissen wir nicht mit Sicherheit; nach dem Urteil von Herrn Dr. Paul Leonhard Ganz kommt am ehesten der Basler Bürger Johann Rudolf Werenfels (1629–1673) in Betracht. Eine weitere Frage ist, wie das Porträt in das Frey-Grynaeische Institut kam; vielleicht geschah es durch Erbgang innerhalb der Zwingerschen Familie oder durch Schenkung von seiten Respingerischer Nachkommen. Daß es restauriert wurde, dürfte durch die Tatsache gerechtfertigt sein, daß Philipp Adam Faber eine nicht ganz unbedeutende Gestalt war.

Basel, im Juni 1971

Der Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts:

Ernst Staehelin



JAHRESBERICHT

DES
FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL
FÜR DAS JAHR 1971

Mit einem historischen Exkurs über
den Badisch-Markgräflichen Rat Philipp Adam Faber als Verwalter und
Besitzer des Offenburger Hofes in Basel und den Theologieprofessor
Wilhelm Martin Leberecht de Wette als Geisterbeschwörer

Viel kann über das Frey-Grynaeische Institut im Jahre 1971 nicht berichtet werden.

Wie seit Jahren dienten die vom Lektor und seiner Familie nicht beanspruchten Zimmer wiederum einigen Studierenden als von einer ehrwürdigen Tradition geweihte Klausen zu ungestörter wissenschaftlicher Arbeit, so daß die mehr als zweihundert Jahre alte Stiftung schon dadurch einen nicht unwichtigen akademischen Zweck erfüllt.

Auch stand sie wiederum mehreren Werken karitativer Art und christlicher Gemeinschaft zur Abhaltung von Sitzungen zur Verfügung. Außerdem statteten ihr einige andere Gruppen Besuche ab und waren jedesmal erstaunt, mitten in der Altstadt einen so einzigartigen Bibliotheksraum zu finden; so z.B. stellte sich der Touring-Club zu vier Malen ein.

Was die Arbeit des Lektors betrifft, so war sie dem zweiten Band der Geschichte der Christentumsgesellschaft gewidmet. Besonders viel Mühe machte die Identifizierung von etwa fünfhundert Personen, die in einem Verzeichnis «aller bekannten und bekannt werdenden Freunde des Reiches Jesu überhaupt und der Deutschen Christenthumsgesellschaft insbesondere» genannt werden; unter ihnen befinden sich viele in der Geschichte des 19.Jahrhunderts bedeutsame Gestalten zwischen Moskau und Philadelphia, z. B. der Kultusminister Kaiser Alexanders von Rußland, Fürst Alexander Golizyn in Zarskoje Selo, und ein Freiherr von Struve in Karlsruhe; es ist das der spätere Revolutionär Gustav Struve, der am 21. September 1848 vom Gasthof zum Lamm in Klein-Basel mit einigen Genossen nach Lörrach zog, dort vom Rathause aus die Deutsche Republik verkündete und damit den zweiten badischen Aufstand einleitete.

Im letzten Jahresbericht wurde über den im Frey-Grynaeischen Institut in einem restaurierten Porträt vertretenen Badisch-Markgräflichen Rat Philipp Adam Faber berichtet. Im Anschluß an diese Studie wurde der Lektor von Herrn Prof. Dr. Hans Thieme in Freiburg i. Br. darauf aufmerksam gemacht, daß Faber auch in der Geschichte des in Basel gelegenen Offenburger Hofes eine wichtige Rolle gespielt habe.[1]

[1] Vgl. Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, 66 Band, 1966, S. 144 f.

Diese Hofstatt, die ursprünglich den Raum der heutigen Häuser Nr. 40, 42 und 44 an der Petersgasse umfaßte, befand sich zu Beginn des 15.Jahrhunderts als kaiserliches Lehen in den Händen einer Familie Pfaff und hieß darum «Pfaffenhof». Im Jahre 1417 verlieh ihn Kaiser Sigismund dem ihm naheverbundenen Basler Staatsmann und Großkaufmann Henman Offenburg. Von da an blieb er als «Offenburger Hof» in den Händen der Familie Offenburg bis zu deren Aussterben im 17.Jahrhundert. Hernach scheint vom Hause Österreich ein Verwalter des Hofes eingesetzt worden zu sein, und dieser war kein anderer als Philipp Adam Faber. Jedenfalls liegt vom 10. März 1641 ein Dokument folgenden Inhalts vor: «Claudia, Erzherzogin von Österreich, ersucht den Rat, zu verfügen, daß nach dem Absterben des Geschlechts derer von Offenburg die Offenburgischen Lehensdokumente an das Haus Österreich herausgegeben werden und bevollmächtigt den Philipp Adam Faber zur Empfangnahme derselben.» Das Haus Österreich scheint darauf einen Herrn von Questenberg zum Lehensträger bestimmt zu haben, und dieser ließ Faber weiterhin als Verwalter wirken, so daß er im Laufe der Jahre als eigentlicher Besitzer erschien. Im Jahre 1654 versuchte die Kaiserliche Majestät jedoch, das Lehen zurückzunehmen, und beauftragte mit der Durchführung dieser Angelegenheit den Bischof von Basel. Dieser wandte sich an den Basler Rat, erhielt aber zur Antwort: der jetzige Besitzer Philipp Adam Faber habe durch Herrn von Questenberg die Bewilligung erlangt, den Hof in seinem Namen zu beziehen; er, der Rat. habe daher kein Bedenken getragen, Faber «darein zu immittieren, jedoch mit der Auflage, den Hof in baulichen Stand zu stellen»; nun sei Faber durchaus bereit, den Hof an Denjenigen abzutreten, «welcher die Rechtsame dazu bescheint», doch nur «gegen Erstattung der Baukosten, Capitalien und Exstanzen». Die Kaiserliche Majestät hatte keine Lust, diese Bedingung zu erfüllen, und so blieb Faber im Besitz des Hofes. Nach seinem im Jahre 1678 erfolgten Tode wird «das stattliche Besitztum in drei Teilen an verschiedene Basler veräußert», so daß die ursprünglich einheitliche Hofstatt uns heute in den drei Häusern Petersgasse 40, 42 und 44 gegenwärtig ist.

Dieser Ergänzung der historischen Miszelle aus dem Jahresbericht pro 1970 sei eine Probe aus den vielen tausend Briefen hinzugefügt, die aus dem Nachlaß Christian Friedrich Spittlers, des langjährigen Sekretärs der

Christentumsgesellschaft, stammen; und zwar handelt es sich um einen Bericht, in dem von dem bekannten in Basel wirkenden Theologen Wilhelm Martin Leberecht de Wette als Geisterbeschwörer die Rede ist.

Am 31. März 1819 schrieb de Wette, damals Professor der Theologie in Berlin, an die ihm bekannte Mutter des Studenten Karl Ludwig Sand, nachdem dieser am 23. März in Mannheim den Literaten August von Kotzebue ermordet hatte, einen Trostbrief, in dem etwa die Stelle vorkommt: «So, wie die That geschehen ist durch diesen reinen, frommen Jüngling, mit diesem Glauben, mit dieser Zuversicht, ist sie ein schönes Zeichen der Zeit.» Der Brief fiel in die Hände der preußischen Polizei, und am 30. September 1819 verfügte König Friedrich Wilhelms III. die Absetzung de Wettes.

Dieser begab sich nach seiner Vaterstadt Weimar und machte sich an die Ausarbeitung einer Ausgabe der Briefe Martin Luthers, während seine Gattin mit den Kindern sich in Heidelberg niederließ. Bei gelegentlichen Besuchen in Heidelberg kam de Wette auch über Frankfurt und gewann dort einen Kreis von Freunden. Zu diesen gehörte Pfarrer Alexander Stein, damals noch Pfarrer in Sachsenhausen bei Frankfurt, seit 1823 Pfarrer in Frankfurt selbst; als er 1833 starb, «wurde auf diese Nachricht hin im Theater die Vorstellung abgebrochen, so tief war die Trauer der Bürgerschaft um den trefflichen Mann».

Als nun dieser Pfarrer Stein im Jahre 1821 hörte, daß man in Basel die vakante dritte theologische Professur neu besetzen wolle, machte er seinen Freund Karl Rudolf Wolleb, Pfarrer zu St. Elisabethen in Basel, obschon er ein prominentes Mitglied der Frankfurter Partikulargesellschaft der Christentumsgesellschaft war und demnach theologisch wohl wesentlich anders stand als der sehr freisinnige de Wette, auf den abgesetzten Berliner Professor in Weimar aufmerksam: «Ihr verehrtester Bürgermeister und Curator Wieland würde sich um Basel ein unschätzbares Verdienst erwerben, wenn er diesen Mann, nach meiner Überzeugung den Gelehrtesten der jetzlebenden deutschen Theologen, Basel gewönne!» In der Tat wurde de Wette, trotz großem Widerstand der bibelgläubigen Kreise, am 19. Januar 1822 vom Kleinen Rat in die vakante Professur berufen.

Es ist bekannt, was für eine wertvolle Bedeutung diese Berufung für die ganze Universität Basel hatte, wie auch die zunächst gegen de Wette

eingestellten Kreise, unter ihnen etwa der Sekretär der Christentumsgesellschaft, Christian Friedrich Spittler, ihn mehr oder weniger akzeptierten, und wie er in den Basler Wirren zum großen Ärger der Radikalen ganz auf der Seite der Stadt stand, so daß Rudolf Kölner in seinem «Aristokraten-Totentanz» von 1832 den Tod zu de Wette sprechen läßt: «Veni, Rector Magnificus! / Voll Weisheit bis zum Überfluß! / Vom eingefleischten Atheisten / Wardst du zum frömmsten Pietisten.»

Doch auch die Freunde in Frankfurt, nicht zuletzt die Glieder der dortigen Christentumsgesellschaft interessierten sich weiterhin für ihn und seine theologische Entwicklung. In diesen Zusammenhängen steht der Brief, den Kaufmann Carl Severin Lix, ein besonders aktives Mitglied der Frankfurter Christentumsgesellschaft (im Spittler-Archiv finden sich nicht weniger als 315 Briefe von ihm), am 21. August 1833 an Spittler gerichtet hat:

«Nun muß ich Dich mit einer merkwürdigen Geschichte bekannt machen, vorbehalten, daß sie Dir nicht schon ein Vertrauter mitgetheilt hätte.

Euer Herr Doctor de Wette ist noch nicht lange in Weinsperg bey Herrn Doctor Koerner [gemeint ist Justinus Kerner] gewesen, bey dem sich eine besessene Persohn befindet. De Wette erlaubte sich, den Exorcisme anzuwenden, legte die Hand auf den besessenen [Menschen] und sprach: ‚Die Sünde [gemeint ist wohl: der böse Geist] ist nichts, sie ist ein Wahn, der nicht hält, der in sich selbst die Zerstörung findet; fahre daher aus, du Wahn, du nichts und sei zerstört!' Die besessene [Person] antwortete: ‚Ei, du dummer Esel, wie kann ich denn ausfahren, wenn ich ein Nichts bin?; daß ich aber nicht, wie Du sagst, ein Nichts bin, sollst Du gleich sehen an dem, was ich mit der Persohn anfange, die ich bewohne!' Die nun in die furchtbarsten Convulzionen verfiel, sodaß de Wette dem Doctor Koerner sagte, er glaube, das Uebel ärger gemacht zu haben, als es vorher war, und soll tief erschüttert weggegangen seyn.

Die Sache ist wahr. Du kannst Dich darauf verlassen? Nun möchten wir aber hier gerne wissen, ob und welche Folgen es auf de Wette gehabt hat. Lasse es Dir nicht zu viel seyn, es uns zu schreiben!»

Zu diesem Brief des Frankfurter Kaufmanns Lix an den Sekretär der Christentumsgesellschaft Christian Friedrich Spittler in Basel sei das Folgende bemerkt:

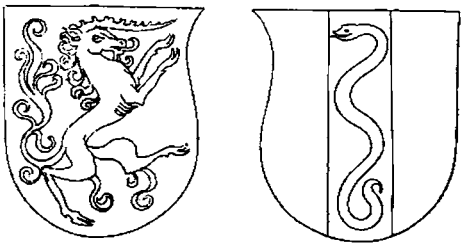
Erstens: die besessene Person kann nicht Frau Friederike Hauffe, die berühmte «Seherin von Prevorst» gewesen sein, weil diese nur von 1826 bis 1829 in Weinsberg geweilt hatte und bald darauf, am 5. August 1829, in Löwenstein gestorben war. Dagegen handelt es sich um die 1799 in dem württembergischen Dorfe I. geborene Frau Anna Maria U., die seit dem 23. Februar 1833 im Hause Kerners wohnte. In seiner Schrift: «Geschichten Besessener neuerer Zeit» von 1834 hat Kerner der «Geschichte der besessenen U.» ein ganzes Kapitel gewidmet; darin berichtet er auch vom Beschwörungsversuch de Wettes, in dem er schreibt: «In dieser Zeit besuchte mich auf der Durchreise ein angesehener Gelehrter, der über Besitzungen anderer Meinung war. Dennoch machte auch er auf Zureden einen Versuch, indem er das böse Wesen als ein Nichts, als einen Wahn erklärte, dem er gebot, das Weib zu verlassen. Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er von einer Fluth des pöbelhaftesten Spottes überschüttet wurde, indem es der Dämon übelnahm, daß er nichts und ein bloßer Wahn seyn solle.»

Zweitens: wenn Lix ausdrücklich versichert, daß die Sache wahr sei, so muß er den Bericht darüber aus einer besonders zuverlässigen Quelle haben; nun gab es in Frankfurt damals zwei Männer, die mit Justinus Kerner eng verbunden waren und zugleich entweder der Christentumsgesellschaft als Mitglieder angehörten oder mit ihr in naher Verbindung standen, nämlich 1. der Staatsmann und Schriftsteller Johann Friedrich von Meyer, der neben andern Schriften die folgenden herausgegeben hatte: «Hades, ein Beitrag zur Theorie der Geisterkunde» und «Wahrnehmungen einer Seherin», und dem Kerner 1846 die vierte Auflage seiner «Seherin von Prevorst» widmen sollte, und 2. der Arzt Johann Karl Passavant, aus dessen Feder das Werk stammt: «Untersuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellsehen»; einer dieser Männer dürfte vielleicht die zuverlässige Quelle Lixens gewesen sein.

Drittens: eine Antwort Spittlers an Lix ist nicht bekannt; auch sonst sind keine eigenen Äußerungen de Wettes über das Ereignis nachweisbar, so daß wir nicht wissen, was es für ihn bedeutete.

Basel, im September 1972.

Der Lektor:
Ernst Staehelin



JAHRESBERICHT

DES
FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL
FÜR DAS JAHR 1972

Mit einem historischen Exkurs über den Pionier der Basler chemischen Industrie,
Carl Friedrich Renz,
als Mitglied der Christentumsgesellschaft

Das Leben und Wirken des Frey-Grynäischen Institutes im Jahre 1972 ist im wesentlichen identisch mit dem, was im vorangehenden Jahresbericht über das Jahr 1971 berichtet ist, und es kann daher am besten einfach auf diesen verwiesen werden.

Nur etwas darf erwähnt werden, nämlich daß der Lektor das Manuskript des zweiten Bandes seines Werkes über die Christentumsgesellschaft im Herbst 1972 der Druckerei übergeben konnte; doch mußten, bevor mit dem Druck begonnen wurde, die nötigen Subsidien beschafft werden. Dank der Großzügigkeit zweier in Betracht kommender Stiftungen kam dieses Geschäft im März des Jahres 1973 zu einem positiven Abschluß, und damit war der Start zum Beginn des Druckes gegeben. Im Frühjahr 1974 soll dieser vollendet sein und der Band erscheinen.

Unter den vielen Gestalten, die in ihm begegnen, befindet sich auch der Pionier der Basler chemischen Industrie, Carl Friedrich Renz, und es sei im folgenden ein historischer Exkurs über diesen als Mitglied der Christentumsgesellschaft angefügt.

Unter dem Datum des 15. Juli 1812 findet sich im Basler Handelsregister ein Eintrag, wonach der aus der Pfalz stammende Kaufmann Johann Isaak Schäffer eine Fabrik zur Herstellung von Scheidewasser und «chymischen Artikeln» gründet und den aus Württemberg stammenden Chemiker Carl Friedrich Renz zum Prokuristen und technischen Leiter ernennt. Damit trat die erste chemische Fabrik in Basel ins Leben; sie stand vor dem Riehentor und stellte vorwiegend die von den Indienne-Fabriken benötigten Chemikalien her.

Im Jahre 1815 zog sich Schäffer aus der Firma zurück, und die Regierung erteilte, nicht zuletzt auf Grund einer von dem bekannten Mediziner Johann Jakob Stückelberger ausgestellten Empfehlung, Renz die Erlaubnis, die Firma unter seinem Namen und auf eigene Rechnung zu führen; die kaufmännische Leitung aber übernahm der bisherige Handlungsgehilfe Johann Christoph Assal; bei diesem Anlaß scheint Renz das Fabriklein von der Gegend vor dem Riehentor

auf das vor dem Bläsitor gelegene Landgut des ebengenannten Dr. Stückelberger verlegt zu haben, während er selbst vor dem Riehentor wohnen blieb.

Im Jahre 1819 schied Assal aus dem Renz'schen Unternehmen aus, gründete vor dem Riehentor eine eigene kleine chemische Fabrik und ergänzte sie durch eine Handlung mit Blutegeln.

Zu diesen beiden Betrieben von Carl Friedrich Renz und Johann Christoph Assal gesellte sich 1826 ein von Carl Ludwig Friedrich Renz, dem Sohne Carl Friedrichs, an der Grenzacherstraße erstelltes Fabriklein; dieser führte außerdem an der Freienstraße eine Handlung mit chemischen Präparaten, Medizinalsalzen, Farben und Lacken.

Im Juni 1830 fand in Basel eine Industrieausstellung statt. Unter den mehr als zweihundert Ausstellern befanden sich auch die Fabrikanten Assal, Renz Vater und Renz Sohn. In einem Ausstellungsbericht heißt es darüber: «Von chemischen Produkten hatten die Herren Christoph Assal, Renz Vater und Renz Sohn, die sich mit diesem Fach beschäftigen, eine vollständige Sammlung ihrer Erzeugnisse ausgestellt, unter denen vorzüglich die Eisenbeizen zum Schwarzfärben und die Soda von Herrn Renz Vater, die verschiedenen Säuren des Herrn Assal und die schönen reinen Salze zum medizinischen Gebrauche des Herrn Renz Sohn bemerkenswert sind. Sämtliche Fabrikate finden einen nicht unbedeutenden Absatz in der Schweiz.»

«Trotz ihrer erfreulichen Entwicklung in der Anfangszeit starben aber diese Keime der Basler chemischen Industrie ab: Firma Renz Vater 1839, das von Assal gegründete Geschäft 1863; die Firma Renz Sohn wurde auf Begehren des damaligen Inhabers 1909 im Handelsregister gelöscht.»

Das ist das Wesentliche dessen, was uns Paul Kölner in seiner Schrift von 1937: «Aus der Frühzeit der chemischen Industrie Basels», Alfred Bürgin in seinem Buch von 1958: «Geschichte des Geigy-Unternehmens von 1758 bis 1939» sowie Georg Leo Huber und Karl Menzi in ihrem Gemeinschaftswerk von 1959: «Herkunft und Gestalt der Industriellen Chemie in Basel» über Carl Friedrich Renz und die auf ihn zurückgehenden chemischen Unternehmungen in Basel berichten.

Weitere Angaben über Vater und Sohn Renz vermittelt uns die

1962 erschienene Schrift des Ingenieurs Ernst Richard Renz über die «Familie Renz aus Schwaben». Darnach wurde Carl Friedrich Renz im Jahre 1774 als Sohn des Pfarrers Carl Philipp Friedrich Renz und seiner Gattin, einer Tochter des Pfarrers Georg Gottfried Haagen, in Leonbronn bei Heilbronn geboren. 1798 erscheint er in Groß-Bottwar bei Ludwigsburg als «Apotheker», d. h. wohl als Chemiker, der chemische Produkte herstellt und verkauft. Im gleichen Jahre verheiratet er sich dort mit einer Tochter des Pfarrers Philipp Friedrich Pfitzer. Der Ehe entsprossen im Jahre 1800 der Sohn Carl Ludwig Friedrich und 1801 die Tochter Wilhelmine Auguste Dorothea. Im genannten Buch über die Familie Renz heißt es dann weiter über Vater Renz: «...später zog er nach Basel, wo er eine chemische Fabrik mit einer Materialienhandlung gründete»; gestorben sei er in Bern 1852. Über Sohn Renz aber berichtet die gleiche Quelle, er habe sich 1829 in Basel mit der Bernerin Sophie de Roche verheiratet, sei Vater von acht Kindern geworden und 1885 in Basel gestorben.

Diese bisher bekannten Lebensdaten über Vater und Sohn Renz werden nun aber wesentlich ergänzt durch wichtige Dokumente aus dem Archiv der 1780 gegründeten sogenannten «Christentumsgesellschaft», einer in Basel ihr Zentrum habenden, über das ganze deutsche Sprachgebiet und noch darüber hinaus verbreiteten Gemeinschaft pietistischer Gruppen und Einzelpersonen; und zwar handelt es sich hauptsächlich um Briefe, die vor allem der Vater Renz an den ebenfalls aus Württemberg stammenden und vielleicht mit ihm verwandten Sekretär der «Christentumsgesellschaft», Christian Friedrich Spittler, gerichtet hat.

Darnach kam Vater Renz mit seiner Familie nicht direkt von Groß-Bottwar nach Basel, sondern wirkte in der Zwischenzeit zuerst vielleicht noch in Wildbad (nach diesem Ort bezeichnet er in verschiedenen Dokumenten seine Herkunft), dann, jedenfalls von 1807 bis 1812, in der von 1798 bis 1813 zu Frankreich gehörenden Stadt Biel, und zwar ebenfalls als «Apotheker», wie Spittler schreibt, oder als «chimiste», der eine «fabrique de distillation d'eau forte et autre de ce genre» betreibt, wie es in einem Dokument des Bieler Stadtarchivs heißt.

Der erste erhaltene Brief von Vater Renz an Spittler ist am 16. Mai 1810 in Biel geschrieben. Darin dankt Renz «dem geliebten Freund

und Mitbruder» für die «mir während meines Aufenthalts bei Dir erzeigte Liebe» und bestellt sechs bis acht deutsche und zwei französische Bibeln sowie die Zeitschrift der Christentumsgesellschaft, die «Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit». Dann fährt er fort: «Vermuthlich werde ich nach Königsfelden kommen...; bisher war ich gerne hier, weil ich fühlte, daß mir die viele Trübsalen nötig und heilsam waren; aber noch viel lieber gehe ich weg, wenn ich sehe, daß es des Herrn Wille ist, theils wegen meinen Kindern, die hier wenig Gutes sehen und hören außer dem Haus, theils aber auch weil ich schon im Voraus fühle, wie es mir zu Muth sein würde, wenn ich wieder in täglichen Umgang mit Kindern Gottes käme.» Mit «Königsfelden» ist wohl nicht das ehemalige Kloster Königsfelden im Kanton Aargau gemeint, das damals kantonale «Armen-, Kranken-, Tollen- und Hebammenanstalt» war und unter der Leitung von Dr. med. Ferdinand Adolf Stäbli von Brugg stand, sondern die 1807 gegründete Herrenhuter Kolonie «Königsfeld» im Schwarzwald. Gerade damals wurde nämlich in Königsfeld auf Betreiben des der Brüdergemeine angehörigen Basler Indienne-Fabrikanten Emanuel Linder-Schorndorf, des Vaters des spätern Obersthelfers Johannes Linder, eine Schönfärberei eingerichtet, und es ist sehr wahrscheinlich, daß Linder die Absicht hatte, den ihm ohne Zweifel bekannten Chemiker Carl Friedrich Renz zum Leiter dieses industriellen Unternehmens zu machen. Allerdings kam es, aus uns unbekannten Gründen, nicht dazu; vielmehr übernahm am 20. März 1811 Bruder Philipp Jakob Meyer aus Neudietendorf die Leitung des Betriebes in Königsfeld.

In einem Brief Renzens vom 21. Mai 1810 ist «von unserer kleinen Brüderschaft in hiesiger Gegend» die Rede. Wie aus andern Briefen hervorgeht, gehörten zu dieser Bieler Brüderschaft außer Renz selbst: 1. der im Hause Renzens wohnende, später in Basel mit ihm wirkende Johann Isaak Schäffer, 2. Kaufmann Alexander Wildermett in Pieterlen, ein Freund Lavaters, 3. der aus dem Württembergischen stammende Webermeister Christoph Friedrich Hunzinger in Rohrbach, ein unermüdlich tätiges Mitglied der Christentumsgesellschaft, und 4. der ebenfalls aus dem Schwabenland kommende Inhaber eines chemischen Laboratoriums, Johann Jakob Welsch in Gysenstein, ein schwärmerisch und apokalyptisch eingestellter Bußprediger.

Am 8. April 1811 schreibt Renz an Spittler: «Ich ersuche Dich, wegen dem Scheidwasser-Geschäft Dich in dem bewußten Ort zu erkundigen und besonders auch, ob das Salpeter-Sieden im Badischen Sache der Regierung [ist], oder ob Jeder nach Wilkühr sieden und ihn verkaufen darf, wo er will. Diss ist eine wesentliche Sache, die ich wissen muß. Überhaupt ist es mit der ganzen Sache so, daß es diesen Sommer geschehen muß oder wahrscheinlich nicht mehr oder wenigstens lange nicht.» Darnach plante Renz, Biel zu verlassen und in einer badischen Ortschaft ein Salpeter-Fabriklein zu eröffnen; in spätern Briefen wird diese Ortschaft «Benzen» genannt, und sie muß im Oberamt Lörrach gelegen haben; es kann sich also wohl nur um das bekannte Dorf «Binzen» handeln; wie aber Renz zu dem Plan kommt, sich in Binzen anzusiedeln und dort ein chemisches Institut zu eröffnen, ist unbekannt; ein diesbezügliches Gesuch von ihm wurde auch, ohne Angabe des Grundes, abgeschlagen.

Nachdem so aus einer Übersiedlung weder nach Königsfeld noch nach Binzen etwas geworden war, wurde schließlich eine solche nach Basel ins Auge gefaßt. Die Angelegenheit verzögerte sich allerdings dadurch einige Zeit, daß Renz wegen des Beisichhabens von zwei goldenen Uhren bei einem Gang aus dem französischen Biel auf schweizerisches Gebiet von den Zollbehörden angehalten und in Besançon gefangengesetzt wurde. Am 6. April 1812 war es aber soweit, daß er eine Wagenladung von Retorten nach Basel senden konnte. Er schreibt, er wünsche zu wissen, ob Bruder Assal seinen Aufenthalts-Bewilligungs-Schein erhalten habe; der Bringer dieses Briefes bringe einen Wagen voll mit Retorten; «sei doch so guth und laße den lieben Bruder Assal kommen, damit er beim Abladen ein wenig an die Hand geht...; vielleicht komt noch einige Mal ein fremder Fuhrman, der dergleichen Gläser bringt und sich bei Dir melden wird; weise ihn dann auch an den lieben Bruder Assal an; ich werde ihn bitten, sich der Sache anzunehmen. In Hoffnung bald selbst zu kommen, grüße [ich] Dich, Deine liebe Frau, die Bäsi, den Carl» – gemeint ist der im Hause Spittlers als Pensionär lebende Sohn Renz – «und alle liebe Freunde herzlich und bin Dein schwacher Bruder Renz».

Der letzte Brief, den Renz aus Biel an Spittler geschrieben hat, stammt vom 21. Mai 1812; in ihm findet sich folgende Stelle: «Es ist

gewiß keine Kleinigkeit, ein solches Gewerbe zu verlegen; oft denke ich mich im Geist schon bey Euch in Basel und überschaue dann alle Schwierigkeiten, die noch zu übersteigen sind.» Zu diesen Schwierigkeiten gehörte für einen Ausländer, um die Niederlassungsbewilligung zu erhalten, die Stellung eines Bürgen; einen solchen fand Renz in der Person des uns schon bekannten Indienne-Fabrikanten Emanuel Linder-Schorndorf.

Das genaue Datum der Übersiedlung von Biel nach Basel kennen wir nicht. Sicher ist nur, wie wir schon wissen, daß die Herren Johann Isaak Schäffer und Carl Friedrich Renz sich am 15. Juli 1812 ins Basler Handelsregister eingetragen haben, Schäffer als kaufmännischer Chef und Renz als Prokurist und technischer Leiter einer Fabrik, die «Scheidewasser und chymische Artikel» herstellt.

Bald darauf ereignete sich ein anderer wichtiger Akt in ihrem Leben: am 6. August 1812 wurden nämlich die «Scheidewasserbrenner» Schäffer und Renz in die Basler «Erbauungsversammlung» der Christentumsgesellschaft als Mitglieder aufgenommen und damit einer Gemeinschaft einverleibt, die sich regelmäßig zu gegenseitiger Erbauung in christlicher Lehre und Praxis zusammenfand. Man darf vermuten, daß gerade die Möglichkeit, einem solchen Kreis von Glaubensbrüdern anzugehören, bei der Übersiedlung nach Basel eine Rolle gespielt hat.

Am 4. August 1814 ließ sich Vater Renz noch in eine zweite Gemeinschaft aufnehmen, nämlich in diejenige der Basler Universität, indem er sich als «Carl Friedrich Renz, von Wildbaad im Wirtembergischen, chemicus» immatrikulierte, ohne Zweifel in der Absicht, Vorlesungen zu hören. Allerdings war damals der Lehrstuhl für Physik und Chemie unbesetzt; doch wurde 1820 der berühmte Basler Peter Merian sein Inhaber, und 1828 folgte als weiterer Dozent der Chemie der nicht minder berühmte Schwabe Christian Friedrich Schönbein; es darf angenommen werden, daß Renz mit diesen beiden Männern in eine mehr oder weniger enge Verbindung getreten ist.

Natürlich wurden seit der Zeit, da Renz in Basel lebte, seine Briefe an Spittler seltener; doch riß die Korrespondenz dennoch nicht ganz ab.

Am 9. Dezember 1812 ist z. B. von einem Stieftöchterchen Johann Isaak Schäffers die Rede, das bei Spittler in Pension ist, und am

23. Mai 1813 berichtet Renz, daß ein Sohn des Bruders Johann Jakob Welsch in Gysenstein, der Theologie studieren wolle, bei ihm weile; er unterrichte ihn in Latein, mit dem wenigen, das er noch nicht vergessen habe; Spittler möge doch für die richtige Förderung des Jungen besorgt sein.

Im Jahre 1815 befand sich umgekehrt der Sohn Renz, der frühere Pensionär Spittlers, bei Vater Welsch in Gysenstein; am 3. Juli 1815 schrieb er an den «werthgeschätzten Herrn, Freund und Wohlthäter» Spittler: «... [ich] befinde mich sehr wohl allhier und profitire von aller Arbeit auf dem Felde, im Labradorio und in häuslichen Geschäften...; sonderheitlich aber wäre bey dem Jakob zu profitiren, wenn ich seine Ermahnungen und Bestrafungen... recht benutzen könnte, und sich mein Naturell und Temporament nicht dagegen aufmachen würde...; ich helfe ihm öfters Copie seiner Gebethe und Schriften zu machen; daneben gebe ich seinen Kindern Unterricht.»

Zu Beginn des Jahres 1816 kam es zwischen Spittler und Vater Renz zu einer Spannung. Die Hausangestellte Spittlers hatte sich in seinem Hause, dem «Fälkli», mit einem jungen Mann in einer Weise eingelassen, die Renz für anstößig hielt, während Spittler die Angelegenheit etwas harmloser nahm. Deshalb schrieb ihm Renz: «Dir als dem Hauptvorsteher nicht nur unserer Versammlung, sondern [auch des] Comptoir[s] der Deutschen Christenthums-Gesellschaft gereicht es billig zum Vorwurf, daß in Deinem Haus solche Sachen vorfallen, und Du sie nicht bälder ahndest, als biß es vor aller Welt bekandt ist...; Du hast durch Deine Nachläßigkeit der ganzen Gesellschaft Schaden getan, und nach meiner Erkäntniß bringen solche Fehler ernstliche göttliche Ahndungen über solche Gesellschaften.» Spittler antwortete sehr versöhnlich und darauf schrieb Renz, er sehe die Sache als gänzlich beendigt an, «wie Du sie hofentlich nun auch ansehen wirst, in welcher Vermuthung ich Dich herzlich grüße». Ein ähnlicher Zwischenfall zwischen den beiden Männern ereignete sich am Ende des Jahres 1816, indem Renz gegen ein Mitglied der Gesellschaft, das in seinem Beruf nicht ganz einwandfrei gewesen zu sein scheint, strenger vorgehen wollte als Spittler.

Daß in der Folge das Vertrauensverhältnis zwischen den beiden Männern aber wiederhergestellt war, zeigt die Tatsache, daß Spittler bei der Vorbereitung der von ihm geplanten «Freiwilligen Armen-

schullehrer-Anstalt» Renz insofern zuzog, als er ihm eine Abhandlung des Zofinger Schuldirektors Christian Heinrich Zeller vorlegte mit der Frage, ob er diesen für geeignet halte, die Leitung der Anstalt zu übernehmen. Am 26. Mai 1818 antwortete Renz: er habe den Aufsatz von Herrn Z[eller] gelesen; weil er aber kein Schulmann sei, könne er sich kein maßgebliches Urteil erlauben; doch habe er den Eindruck, daß Zeller für den vorgesehenen Posten erwünscht sei. In der Tat konnte am 22. Juni 1820 die Anstalt unter Leitung Zellers im ehemaligen Deutschordenshaus Beuggen eröffnet werden. Zu den Mitgliedern des Beuggener Komitees gehörte allerdings Renz nicht.

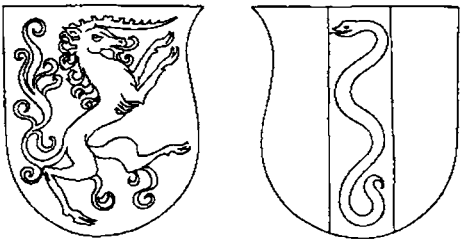
Dagegen war er schon 1819 in den Ausschuß der Christentumsgesellschaft berufen worden, und ebenso finden wir ihn im Komitee des von Spittler im Oktober 1820 gegründeten «Vereins zur Förderung des Christentums unter den Juden».

Der letzte auf uns gekommene Brief Vater Renzens an Spittler stammt vom Januar 1831, er zeigt, daß noch immer eine gewisse Verschiedenheit zwischen den beiden Männern in ihrer christlichen Erkenntnis bestand, indem Renz schreibt: «Du bist in Betref der Ofenbahrungsgabe des Bruder Welsch nicht mit mir einig gewesen..., und ich fühle, daß wir beyde viel versäumt haben, daß wir beyde die Belehrung des Bruder Welsch nicht befolgt und bey den Versamlungs-Gliedern in Anwendung gebracht haben. Auch ist es ein Fehler, daß Du keine auserordentliche Geistesgaben in unserer Zeit anerkennen wilt.... Ich finde je länger je mehr in [Welschens] hinterlassenen Schriften, daß ihn der Herr in dieser wichtigen Zeit als ein besonderes Werkzeug aufgestellt hat und ihm größere Gaben anvertraut hate, als ich selbst bey seinem Leben wußte, hauptsächlich ihm den Weg der Buße als den richtigen zeigte, wenn man in dieser Zeit nicht in den Gerichten umkommen wolle.» Trotz allen Vorbehalten ist der Brief aber unterschrieben: «Ich grüße Dich herzlich Carl Renz».

Das sind die Beziehungen des Pioniers der Basler chemischen Industrie zur Christentumsgesellschaft. Es soll nicht verschwiegen werden, daß eine führende Gestalt der heutigen Basler chemischen Industrie seit mehr als zwanzig Jahren der heutigen Christentumsgesellschaft in hingebender Weise als Kassier dient.

Basel, im Januar 1973

Ernst Staehelin



JAHRESBERICHT

DES
FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL
FÜR DAS JAHR 1973

Mit einem historischen Exkurs über die Erwerbung des Bachofen-Gutes
in Riehen durch Christian Friedrich Spittler

Das große Ereignis für das Frey-Grynaeische Institut im Berichtsjahre war seine Beteiligung am sogenannten Hasenfest, einem Bazar, der Ende Mai während dreier Tage zwischen Lohnhof und Gemsberg zu Gunsten eines am Hasenberg bei der Holbeinstraße zu errichtenden Altersheims abgehalten wurde. Im Institut wirkte die Leitung des von Tausenden von Personen aufgesuchten Festes samt dem durch einen Lautsprecher sich betätigenden Ansagers, dem glücklicherweise kaum in Anspruch genommenen Festarzt und dem einen Reingewinn von etwa zweihunderttausend Franken in Empfang nehmen könnenden Kassier. Außerdem waren der Waschraum und die beiden Kellerräume zu einer romantischen Diskothek für die tanzfreudige Jugend umgestaltet. Die «Basler Nachrichten» berichten darüber: «In der Has-Othek im Keller des Frey-Grynaeums, wo die Jugend akustisch auf ihre Rechnung kam, war zwar Rauchverbot; dafür hieß das kleine Lichthöflein «Rauchsalon»; und ins Bild über die Würde des Ortes setzte der Hinweis: «Das älteste Buch der großen Bibliothek über der Diskothek ist von 1499!» Einige Wochen nach dem Fest schrieb der Präsident des ganzen Unternehmens an den Lektor und seine Gattin: «Nachdem das Hase-Fescht leider bereits der Vergangenheit angehört, möchte ich Ihnen namens des Organisationskomitees den herzlichen Dank für Ihre uns im Frey-Grynäum gewährte Gastfreundschaft aussprechen. Sie haben damit einen wesentlichen Teil zum Erfolg des Bazars und seinem, wie jetzt schon feststeht, sehr guten Ergebnis beigetragen. Die in Ihrem ehrwürdigen und gastlichen Hause mit seiner ganz besonderen Atmosphäre verbrachten Stunden werden uns unvergeßlich sein.»

Neben diesem einmaligen Ereignis gingen die üblichen Beansprüchungen des Hauses ihren altgewohnten Gang weiter.

Dahin gehört vor allem die Sprechstunde, die in der Hitler-Zeit zur Betreuung von Flüchtlingen eingerichtet wurde. Noch immer kommen

heimatlos gewordene Menschen aus den verschiedensten Ländern, um Rat und Hilfe zu suchen, und der Leiter, Herr Richard Wagner, darf in seiner hingebenden und umsichtigen Art in aller Stille viel Not und Leid lindern; im März fand zu seinem 80. Geburtstag ein größerer Empfang im Institut statt, und bei diesem überreichte der Maire von St-Louis dem Jubilar eine goldene Ehrenmedaille.

Seit vielen Jahren war das Frey-Grynäum auch Sammelstelle des Roten Kreuzes für Kleider. Wenn auch nicht täglich, so wurden doch mehrmals wöchentlich solche Gaben gebracht, manchmal ganze Schachteln voll. Etwa monatlich einmal wurde dann das Zusammengekommene in große Säcke des Roten Kreuzes umgepackt und per Taxi zum Sekretariat an der Rittergasse gebracht. Im Berichtsjahre scheinen die Gaben besonders zahlreich eingelaufen zu sein; am 17. Dezember dankte die Präsidentin der «Sektion Basel-Stadt des Schweizerischen Roten Kreuzes» dem Lektor und seiner Gattin «ganz herzlich, daß Sie auch während des vergangenen Jahres bereit gewesen sind, in Ihrem Haus Kleider für unsere Sektion entgegenzunehmen. Wir wissen Ihre Bereitschaft sehr zu schätzen, und sie bedeutet uns eine große Hilfe.»

Ferner diente das Institut wiederum einigen Studierenden als Herberge und durfte auch in Fühlung kommen mit Gruppen der gegenwärtig aufgebrochenen christlichen Jugendbewegungen wie etwa der «Bruderschaft der Christusträger von Bensheim».

Was schließlich die wissenschaftliche Arbeit des Lektors betrifft, so bestand sie zur Hauptsache in der Korrektur der vierzig Bogen des zweiten Bandes seines Werkes über die Christentumsgesellschaft und der Anfertigung der Register (Personennamen etwa 2200, Ortsnamen etwa 2000).

Außerdem verfaßte der Lektor zwei Beiträge für Festschriften von kirchenhistorischen Kollegen. Der erste behandelt die «Freunde der Christentumsgesellschaft im Kanton Bern», und der zweite erzählt «Aus der Geschichte der Frankfurter Christentumsgesellschaft». Endlich setzte sich der Lektor in Zeitungsartikeln für die Aufhebung der konfessionellen Artikel der Bundesverfassung ein.

Und nun möge der übliche historische Exkurs folgen! Von Christian Friedrich Spittler, dem durch die Gründung zahlreicher christlicher Werke weit bekannten Sekretär der sogenannten «Christentumsgesellschaft» wird das Wort überliefert: im Jüngsten Gericht müsse er einmal

Buße tun für jeden Franken, den er einem reichen Basler zu wenig abgenommen habe. Wie die in diesem Wort angedeutete Einstellung in der Praxis sich auswirkte, sehen wir in der Geschichte der Erwerbung des Bachofen-Gutes in Riehen durch Spittler.

Wohl im Jahre 1828 schlossen sich der Basler «Evangelische Jünglingsverein» und Spittler zu dem Werk der sogenannten «Pilgermission» zusammen, d. h. zu einem Werk, das in der Aussendung von Mitgliedern des Jünglingsvereins und andern christlichen jungen Männern als Evangelisten und Kolporteuren von Bibeln und Traktaten in christlich bedürftig scheinende Gebiete des deutschen Sprachgebietes bestand. Die ersten Aussendungen fanden im Jahre 1829 statt, und zwar in habsburgische Lande; später wurde der Blick auf mohammedanische und heidnische Gebiete sowie auf die deutschen Auswanderer in Nordamerika erweitert.

In den ersten Jahren hatten die auszusendenden jungen Männer keine besondere Ausbildung für ihre missionarische Aufgabe erhalten; aber im März 1834 beschloß das Komitee der Pilgermission, eine eigentliche Pilger-Missions-Anstalt zu errichten. Nun machte sich Spittler mit unermüdlichem Eifer daran, eine Heimstätte für diese Anstalt zu finden. Zuerst versuchte er das aus einem Bauernhof und großem Wiesen- und Ackergelände bestehende Chrischona-Gut zu erwerben; und zwar leiteten ihn dabei folgende Gedanken: erstens sollten die auszubildenden Jünglinge für ihre künftige Tätigkeit nicht nur evangelistisch ausgebildet werden, sondern auch landwirtschaftlich; zweitens sollten durch die Bebauung der Wiesen und Äcker die zum Unterhalt der Anstalt nötigen finanziellen Mittel aufgebracht werden; drittens sollte mit Hilfe der Zöglinge die auf dem Chrischona-Gut gelegene, aber dem Staat gehörende ehrwürdige, doch in jämmerlichem Zustand sich befindende Kirche wieder instand gesetzt werden; und viertens sollten in dieser Kirche die Zöglinge die Möglichkeit haben, sich im Predigen zu üben; aber nach längern Verhandlungen scheiterten zunächst Spittlers Bemühungen um die Gewinnung des Chrischona-Gutes aus finanziellen Gründen. Darauf plante er, das zwei Basler Herren gehörende säkularisierte Kloster Himmelspforte in Wyhlen für die geplante Anstalt zu erhalten, und berief bereits einen Verwalter für diese; aber auch dieser Plan scheiterte. Darauf warf Spittler sein Auge auf das dem Basler Ratsherrn Elias Kern gehörende Schloß Inzlingen, mietete es zunächst

einmal für das Jahr 1835 und installierte bereits einen badischen Pfarrer als Leiter der Anstalt darin; aber trotzdem wurde auch diesmal nichts aus der Sache, indem der katholische Pfarrer von Inzlingen, Johann Baptist Düggelin, sich energisch gegen die Installation eines evangelischen Institutes propagandistischen Charakters in seiner katholischen Gemeinde wehrte, und indem der Staat Baden aus Furcht vor dem damals unter Handwerksburschen verbreiteten revolutionären Geiste die Aufnahme solcher im Schloß Inzlingen verbot. Doch Spittler ließ sich nicht entmutigen, sondern hielt weiterhin Umschau, und so gelang es ihm, für das Jahr 1836 ein Haus bei der Mühle in Riehen für die geplante Pilger-Missions-Anstalt zur Verfügung zu stellen. In der Tat wurde an dieser Stätte am 1. Januar 1836 die Arbeit aufgenommen; die Leitung lag in den Händen des Dr. med. de Valenti, eines leidenschaftlichen Vertreters der Erweckungsfrömmigkeit; Zöglinge waren drei vorhanden, zwei von ihnen von der «Evangelischen Gesellschaft» des Kantons Bern abgeordnet. Aber bald fand dieser hoffnungsvolle Anfang ein jähes Ende. Dr. de Valenti war eine sehr eigenwillige Persönlichkeit und wollte kein Komitee über sich dulden; aber gerade wegen seiner Eigenwilligkeit konnte ihm das Basler Komitee nicht volle Freiheit lassen; darum trat de Valenti in Verbindung mit der genannten Evangelischen Gesellschaft von Bern und konnte von ihr die Zusicherung erhalten, daß er unter ihren Fittichen in größter Freiheit ein ähnliches Evangelisteninstitut in Bern betreiben dürfe; so verließ er anfangs Mai 1836 mit seinen drei Zöglingen das Haus bei der Mühle in Riehen und eröffnete eine «Evangelisten-Schule auf der Hoffnung in der Engi bei Bern».

Auch dieser Schlag führte Spittler nicht zum Verzicht in Sachen der Pilger-Missions-Anstalt. Vielmehr finden wir ihn schon im Juli 1836 mitten in Verhandlungen um den Erwerb einer andern Heimstätte für die Pilger-Missions-Anstalt. Es handelt sich um das an der Schmiedgasse in Riehen gelegene Landgut des Basler Handelsherrn Johann Jakob Bachofen-Merian, des Vaters des bekannten Rechtshistorikers Johann Jakob Bachofen.

Das genannte Bachofen-Gut bestand aus zwei Herrschaftshäusern, einem Gärtnerhaus, verschiedenen Remisen, einem Garten und einem gewissen Umschwung von Wiesen- und Ackerland. Das Ehepaar Bachofen hatte es 1831 von den Eltern der Frau, Samuel und Catherina

Merian-Hoffmann, übernommen; und nun sollte es veräußert werden, nicht zuletzt auch darum, weil es Frau Bachofen seelisch belastete, nachdem das Töchterlein Valerie in dem Gut infolge des Sturzes in ein heißes Bad gestorben war

Von der Bereitschaft Bachofens, das Gut zu verkaufen, hörte auch Spittler, trat nur kurze Zeit nach dem Zusammenbruch der Anstalt im Haus bei der Mühle in Verbindung mit Bachofen und besichtigte das ganze Anwesen gründlich unter der Führung eines Sohnes Bachofen, wohl Karl Bachofens. In Anbetracht des Umfanges jenes faßte Spittler nun den Plan, nicht nur die Pilger-Missions-Anstalt darin unterzubringen, sondern noch andere «wohlthätige» Anstalten. Besonders ist von einem Erziehungs-Institut die Rede; vielleicht darf an das Knaben-Institut von Pfarrer Johannes Hoch gedacht werden, das von 1838 bis 1848 in Riehen bestand, allerdings in einem andern Hause; oder hatte Spittler bereits die Überführung der Taubstummen-Anstalt von Beuggen nach Riehen im Auge?

Wie dem auch sei, jedenfalls war Spittler bereit, das Gut zu erwerben, und was jetzt noch zu regeln war, war die Kostenfrage. Spittler bot die Summe von 20 000 Schweizer Franken, während Bachofen nicht unter 24 000 Franken gehen wollte. Am 12. Juli 1836 schreibt Spittler darüber an Bachofen: «Da ich nicht für mein Interesse, sondern allein für wohlthätige Anstalten rede, so werden Sie es natürlich finden, daß ich unter diesen Umständen von meinem Ihnen gegebenen Anbiethen nicht abgehen kann. Wie ich Ihnen mündlich zu bemerken das Vergnügen hatte, so wiederhole ich es hier noch einmal, daß Sie und Ihre verehrte Frau Gemahlin es nie bereuen werden, wenn Sie bey abermaliger Überlegung den Entschluß fassen, Ihr Landgut für den angebothenen Preis zu wohlthätigen Zwecken mir überlassen zu haben. Sollte Ihnen dieses jedoch unmöglich seyn, so sehe ich es an, daß Gott, dem ich in dieser Sache allein diene, den Kauf nicht haben wolle und mir etwas anderes anweisen werde.» Und schon am Tage darauf antwortete Bachofen: Mit wenig Kosten sei es ein Leichtes, in seinem Gute Einrichtungen zur Aufnahme mehrerer wohltätiger Anstalten zu treffen; was jedoch den angebotenen Preis von 20 000 Franken angehe, so könne er diesen nicht annehmen, wie Spittler gewiß selbst einsehen werde; «ich erlaubte mir noch zu bemerken, daß Sie diesen Kauf nicht deswegen aufgeben sollten, weil Sie solchen nicht um den

außerverhältnismäßigen Preis erlangen können; in Hinsicht der Bestimmung, die Sie dem Gute geben wollen, würde ich alles von mir Abhangende zur Erfüllung beytragen.»

Nach diesen Briefen aus dem Sommer 1836 wurde es merkwürdigerweise fast ein ganzes Jahr in der Angelegenheit stille. Erst vom 28. Juni 1837 liegt wieder ein Brief Spittlers an Bachofen vor. Darin heißt es: gestern sei Herr Sensal Achilles Mähly zu ihm gekommen und habe ihm eröffnet, daß Herrn Bachofen von einem Landmann in Riehen 25 000 Franken für das Gut geboten worden seien, daß Herr Bachofen es ihm, Herrn Spittler, aus Rücksicht für den beabsichtigten edeln Zweck dennoch für 24 000 Franken überlassen wolle; «ob ich gleich», fährt Spittler fort, «Ihre freundschaftliche Gesinnung in dieser Sache mit großem Dank anerkenne und auch ganz überzeugt bin, daß Sie wirklich ein Opfer bringen, so habe ich doch bey ernster Prüfung und im Gebet vor Gott gefunden, daß ich bey meinem Gebot von 20 000 Franken bleiben muß, vorzüglich auch, um daraus zu erkennen, daß nicht mein Angebot, sondern Gott allein Ihr und Ihrer Frau Gemahlin Herz dazu bewogen habe, und ich also getrost weiter Hand an das große und viel umfassende Werk der Pilger-Mission legen darf. Giebt Gott seinen Segen, wie ich nicht zu zweifeln Ursache habe, so werden Sie und Ihre Frau Gemahlin und Ihre Kinder durch die Überlassung Ihres Gutes um diesen billigen Preis sowohl sich selber als Ihren werthen Vorfahren, die es erbaut haben, ein schönes Denkmal setzen, das Ihnen nicht nur hier, sondern vorzüglich in der Ewigkeit, der wir so nahe stehen, Freude bringen wird.» Wiederum antwortete Bachofen bereits am nächsten Tage, und zwar erstens, daß Herr Mähly aus freien Stücken und nicht in seinem Auftrag zu ihm, Spittler, gekommen sei, und zweitens, daß Spittler, indem er auf dem Angebot von 20 000 Franken beharre, etwas Unmögliches verlange, und daß daher aus diesem Geschäft nie etwas werden könne.

Auf diese unzweideutige Erklärung Bachofens antwortete Spittler am 4. Juli 1837: «Noch immer geht meine innerste Überzeugung dahin, daß, wenn Gott Ihr Gut für die Pilgermission bestimmt hat, so werde er Ihre und Ihrer Gemahlin Gesinnungen so leiten, daß Sie es mir für das gethane Angebot mit Ruhe überlassen können; wenn es aber seinem heiligen Rathschluß entgegen seyn sollte, so werden Sie beyderseits auf Ihrer Erklärung beharren, woraus dann für mich die Weisung

hervorgeht, daß diese Kaufsache mit Ihnen entweder ganz aufgegeben werden müsse oder erst in späterer Zeit vielleicht wieder zur Sprache kommen dürfte.»

Auf diesen Brief hin erfolgte wieder ein längerer Unterbruch der Verhandlungen, zum Teil weil Bachofen längere Zeit von Basel abwesend war. Aber in dieser Zwischenzeit muß es im Herzen von Herrn und Frau Bachofen zu einem überraschenden Umschwung gekommen sein. Jedenfalls legte Bachofen am 19. März 1838 Spittler folgenden Entwurf eines Kaufvertrages vor: «1. Ich cediere Ihnen mein in Riehen besitzendes Gut, bestehend in Häusern, Garten und Äcker mit allen Rechten und Lasten ... um die Summe von 20 000 Schweizerfranken Capitalgeld. 2. Dazu überlasse ich Ihnen die Geräthschaften laut Inventar, für welche Sie mir 1600 Franken zu bezahlen haben. 3. Sie verpflichten sich, in den bestehenden Accord mit dem Gärtner Läuchlin einzutreten. 4. Sie bezahlen die Handänderung und das Courtage. 5. Die Unkosten des Kaufbriefes und der Fertigung bezahle ich. 6. Das Gut übernehmen Sie am 1. May inskünftig.»

Diesem Entwurf fügte Bachofen bei: «Ich glaube Ihnen durch meine Zusage des so äußerst niedern Preises des Gutes zu beweisen, wie ich Ihren mir angegebenen Zweck des Kaufes ehre, und werde soviel als möglich auch ferner Ihr Ansuchen berücksichtigen.»

Aber noch war damit das Ringen der beiden Männer nicht zu Ende, weil Spittler für die zu übernehmenden Geräte und Möbel nur 400 Franken bezahlen und die Spesen des ganzen Kaufgeschäftes zusammengenommen und dann hälftig geteilt haben wollte. In bezug auf den ersten Streitpunkt ging Bachofen zunächst auf 800 Franken und dann auf 400 herunter; aber in Beziehung auf den zweiten Punkt blieb er fest und schrieb am 23. März sehr energisch an Spittler: «Ich komme Sie wirklich zu fragen, ob Sie wohl den Spaß mit mir treiben wollen oder sich jedes Benehmen gegen mich erlauben mögen ... Ich mag nicht mit Ihnen rechten, da es meinem Charakter zuwider ist; zehnmal lieber behalte ich mein Gut, als wenn der Verkauf mir Verdruß geben sollte. Wünschen Sie den Kauf so zu schließen, daß Sie die Handänderung und das Courtage bezahlen und ich die Unkosten des Kaufbriefes und der Fertigung, so mögen Sie mir Ihre Antwort bis heute Mittag schicken; sonst sehe ich Alles als abgebrochen an.»

Auf dieses kräftige Wort Bachofens hin gab Spittler, nachdem er in der Frage des Kaufpreises für das Gut und in derjenigen der Vergütung der Geräte und Möbel vollständig gesiegt hatte, in diesem dritten Punkte nach und und meldete dies noch vor Mittag seinem Partner, und dieser antwortete unverzüglich am Nachmittag des nämlichen Tages, daß er damit den Kauf des Gutes als abgeschlossen betrachte.

Der offizielle Rechtsakt fand am 4. April 1838 statt. Das Protokoll darüber lautet: «Es verkauft Herr Joh. Jacob Bachofen-Merian, der Handelsherr allhier zu Basel, und zwar mit Einwilligung seiner Ehegattin Frau Valeria gebohrene Merian, hiezu gesetzlich verbeyständet, frei wissend und wohl bedächtlich, an Herrn Christian Friedrich Spittler, auch Bürger allhier, welcher ebenfalls frei und wissend erkauft hat, das dem Herrn Verkäufer eigenthümlich zustehende Landguth in Riehen, in der Schmiedgaß, bestehend in mehreren Gebäuden, einem Garten, laufendem Brunnen, in einem Enclos, sodann fünf Stück Land außert dem Enclos . . . Als Kaufpreis ist bedungen: für das Landgut die Summe von 20 000 Franken Capitalgeld, und für die Effekten 400 Franken Currentgeld . . . Der Herr Käufer bezahlt die gesetzliche Handänderungsgebühr und das Courtage, der Herr Verkäufer hingegen übernimmt die Unkosten dieses Kauf-Projects und der Fertigung.»

Am 18. April sandte Spittler an Bachofen die 400 Franken für die «Effekten». Darauf erhielt er folgende Antwort: «Mit Dero sehr werthen Brief vom 18. dies empfing ich die Summe von 400 Franken, wovon ich Ihnen aber hiebey wieder 14 Franken, 8 Batzen zurückzusenden das Vergnügen habe, indem diese Zahlung nur in Current-Geld zu geschehen hat . . . Sie haben, verehrter Herr, sehr Unrecht, wenn Sie glauben, daß ich in irgend einer Hinsicht gegen Ihnen zürne. Ich bin weit entfernt, Ihnen weder die eine noch andere Handlungsweise bey dem zwischen uns stattgehabten Verkauf in Übel gedeutet zu haben; ich ehrte vielmehr Ihre Ansicht und Vorsätze; und was die Mißverständnisse anbelangt, so bin auch ich Ihrer Meynung, daß Herr Mähly, durch unrichtige Auslegung Manches in ein falsches Licht gebracht hat.»

Schon bevor Spittler am 4. April den Kaufvertrag unterzeichnete, hatte er sich nach einer Person umgesehen, die ihm die Kaufsumme von 20 000 Franken vorstrecke, und bereits am 21. März konnte er schreiben: zu seiner großen Verwunderung habe er einen edlen Mann gefunden, der ihm die ganze Summe lehnen wolle, in Anerkennung

der Zwecke, die er mit dem Gut beabsichtige; darin habe er die Hand Gottes erkannt. Dieser «edle Mann» war der Onkel von Frau Bachofen, der bekannte Basler Handelsherr Johann Jakob Merian-Wieland, der Besitzer der «Sandgrube». Am 23. April wurde über dieses Darlehen das folgende Dokument ausgestellt: «Wir Christian Friedrich Spittler und Susanna Götz, Ehegatten von Basel, letztere mit Herrn Ryhiner-Christ ordnungsmäßig verbeyständet und belehrt über die Folgen ihrer solidarischen Mitverbindung, bekennen hiemit für uns und unsere Erben: von Tit. Herrn Johann Jacob Merian-Wieland von hieselbsten ein Capital von 20 000 Schweizer Franken in Capital-Geld richtig empfangen zu haben, mit Versprechen, diese Summe jeweilen auf den ersten Tag May, und Anno 1839 erstmals, zu drey Procent richtig zu verzinsen und nach einer vierteljährigen, beyden Theilen freistehenden Abkündigung baar und sammthaft wieder zurückzubezahlen und zu erstatten.»

In der Tat erfolgte nun nach all diesen Transaktionen am 1. Mai 1838 die Übergabe des Gutes an Spittler. Bachofen schrieb dazu: «Hiemit habe ich das Vergnügen, Ihnen die Schlüssel des Ihnen verkauften Gutes in Riehen zu übersenden; von Herzen wünsche ich Ihnen bey Abtrettung des Guts alles Gute in dessen Hinsicht, und daß besonders der liebe Gott Ihre edlen Vorhaben und Zwecke, die Sie zum Kauf desselben allein leiteten, segnen wolle.»

Damit würde das nun «Pilgerhof» genannte ehemalige Bachofen-Gut für die Aufnahme der Pilger-Missions-Anstalt bereit gestanden haben. Aber unerwarteter Weise kam sie nicht, wohl weil sie nach der Katastrophe vom Mai 1836 einstweilen nur noch in der Idee Spittlers existierte, und keine Zöglinge und kein Direktor vorhanden waren.

Dagegen siedelte im Oktober 1838 die seit 1833 in Beuggen untergebrachte Taubstummenanstalt in den «Pilgerhof» nach Riehen über. Spittler schreibt darüber an den bekannten württembergischen Theologen Christian Gottlob Barth in Calw: «Diesen Monath hatte ich die Übersiedlung der Taubstummenanstalt von Beuggen nach Riehen in den ‹Pilgerhof› zu besorgen, wo mir Kaufmann Barth – es ist der Urgroßvater Karl Barths – treulich beygestanden ist; gegen zwanzig Wagen waren zu diesem Zug erforderlich, und ich hätte nie geglaubt, daß das Abbrechen und Aufrichten einer Haushaltung von fünfundzwanzig Personen so viel Mühe und Geschäft verursachen würde.»

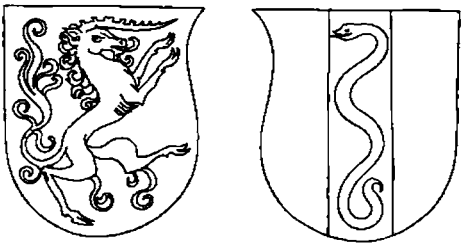
Am 17. Mai 1839 zog Wilhelm Daniel Arnold, bisher Lehrer an der Taubstummenanstalt in Pforzheim, als Hausvater im «Pilgerhof» ein, und es gelang seinem Genie, die Riehemer Anstalt im Laufe der Zeit zu einer weitherum berühmten, bahnbrechenden Stätte der Taubstummenbildung zu machen. Im Herbst 1840 erreichte Arnold auch, den jüngern Bruder des genannten Johann Jakob Merian, den in Freiburg i. Br. und dann in Lörrach wohnenden, durch eine Fülle von wohltätigen Stiftungen bekannt gewordenen Philipp Merian, der zunächst in bezug auf die Schulung von Taubstummen sehr skeptisch war, für die Riehemer Anstalt zu gewinnen, so daß er dieser zunächst 20 000 Franken zuwies, damit sie die seinem Bruder geschuldete Summe zurückbezahlen könne, und späterhin weitere Schenkungen machte, so daß die «Philipp-Merianische Stiftung» der Riehemer Anstalt im Laufe der Jahre auf über hundertausend Franken auflief.

Mehr als hundert Jahre hatte die Taubstummen-Anstalt im «Pilgerhof» ihre Stätte; aber mit der Zeit drängte sich ein Neubau auf, und im Jahre 1941 konnte jene ein nach modernen Gesichtspunkten prächtig eingerichtetes neues Heim beziehen, um in ihm unter dem Namen «Taubstummen- und Sprachheilschule Riehen» ihr segensreiches Werk fortzusetzen.

Auch die «Pilger-Missions-Anstalt», für die Spittler das Bachofen-Gut eigentlich gekauft, in dem er aber dann die Taubstummenanstalt untergebracht hatte, steht heute in voller Blüte. Wie man vermuten darf, war es Spittler ganz recht, daß er die Taubstummen-Anstalt im «Pilgerhof» unterbringen konnte, weil dadurch der Weg offen blieb, für die Pilger-Missions-Anstalt doch noch das Chrischona-Gut und die Chrischona-Kirche, nach der der eigentliche Zug seines Herzens ging, zu erwerben. Daß ihm das im Laufe der Zeit in wunderbarer Weise gelang, davon zeugt die stattliche Siedlung auf der Höhe des Dinkelberges mit ihren zahlreichen, wie gesagt worden ist, «menschenfreundlichen Anstalten» und dem ehrwürdigen alten, wohl durch Spittler vor dem Untergang geretteten Kirchlein der Heiligen Chrischona.

Basel, im März 1974

Der Lektor des Frey-Grynäischen Institutes:
Ernst Staehelin



JAHRESBERICHT

DES
FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL
FÜR DAS JAHR 1974

Mit einem historischen Exkurs über die Entstehung des
«Vereins Christlicher Gemeinschaft» (V.C.G.)

Nachdem der Lektor in der ersten Hälfte des Berichtsjahres noch die letzten Arbeiten an der Drucklegung des zweiten Bandes seines Werkes über die Christentumsgesellschaft erledigt hatte, durfte er im August die Veröffentlichung erleben und etwa achtzig Freiexemplare an kirchenhistorische Kollegen, in Betracht kommende Archive und Bibliotheken und weitere Instanzen ausgehen lassen. Das Echo war ein erfreuliches.

Im übrigen war das Frey-Grynaeische Institut in mancher Beziehung ausgelastet. Es fanden regelmässige Kolloquien verschiedener Gruppen statt. Mehrere Kollegen aus dem Ausland kehrten ein, z. B. der Dean eines Colleges in Cambridge, der mit Studien über den Einfluss Ökolampads auf die englische Reformationsgeschichte beschäftigt ist. Zu dreien Malen durfte der Lektor grösseren Gruppen von Personen, die durch ein Unternehmen, das Führungen durch die Sehenswürdigkeiten der Innerstadt organisiert, geleitet waren, die Schätze des Institutes zeigen. Ferner war der Eingang von Gaben an die im Hause befindliche Sammelstelle des Roten Kreuzes besonders zahlreich. Schliesslich wurde wiederum in den von Studierenden bewohnten Buden mit Eifer gearbeitet.

Im Sommer des Berichtsjahres trat der Präsident des «Vereins christlicher Gemeinschaft», des sogenannten «V.C.G.», Herr Pfarrer Hans Preiswerk, an den Lektor mit der Bitte heran, an der im Oktober stattfindenden Hundertjahrfeier des Vereins einen Vortrag über dessen Entstehung zu halten. Der Lektor sagte zu und hielt am 15. Oktober im Christian-Friedrich-Spittler-Haus den gewünschten Vortrag. Darin führte er im wesentlichen das Folgende aus:

«Die Entstehung des V.C.G. steht im engsten Zusammenhang mit dem Eindringen eines freisinnigen Christentums in die zunächst noch wesentlich von einer gemilderten und pietistisch gefärbten Orthodoxie geprägte Basler Kirche.

Nach einigen Vorgefechten begann die eigentliche Schlacht in den 1850er Jahren. Im Jahre 1854 war der 1841 ins Basler Ministerium aufgenommene, damals pietistische, nun als freisinniger Schriftsteller in Basel lebende Wilhelm Rumpf mit der Schrift «Kirchenglaube und Erfahrung» und 1856 mit der Zeitschrift «Das freie Wort: Blätter für religiöse Aufklärung» hervorgetreten. Darauf fasste am 26. Mai 1857 der Kirchenrat in Anbetracht dessen, dass in den genannten Publikationen «widerchristliche Grundsätze ausgesprochen und verbreitet werden», den Beschluss, Rumpf «für so lange als Candidat des Predigtamtes stille zu stellen, bis er zu besserer Gesinnung wird zurückgekehrt sein». Gegen diesen Beschluss des Kirchenrates rekurrierte Rumpf an den Kleinen Rat; doch wies dieser am 4. November 1857 diesen Rekurs ab.

Im Jahre 1858 griff der Gesinnungsgenosse von Rumpf, Franz Hörler, ebenfalls Kandidat der Basler Kirche und damals als Lehrer an der Töchterschule wirkend, die Angelegenheit wieder auf, indem er am 18. Oktober im Grossen Rat den Antrag stellte, der Kleine Rat sei einzuladen, eine Revision des auf die Basler Konfession von 1534 Bezug nehmenden, von den Basler Pfarrern zu leistenden Ordinationsgelübdes einzuleiten, in dem Sinne, dass den verschiedenen Richtungen innerhalb der Basler Kirche gebührend Rechnung getragen werde. Der Antrag wurde am 7. Dezember im Grossen Rat behandelt. Die Diskussion darüber dauerte sechs Stunden. Hörler verteidigte seinen Antrag in einer fast zweistündigen Rede; ihm traten vor allem Professor Karl Rudolf Hagenbach und Ratsherr Adolf Christ entgegen; das Resultat war, dass Hörlers Antrag mit 72 gegen 27 Stimmen verworfen wurde.

Nun herrschte eine Zeitlang Ruhe, bis im Januar 1860 der Kampf wieder aufflammte. Den Anlass dazu gaben die Evangelisationspredigten, die der aus Indien zurückgekehrte Basler Missionar Samuel Hebich in verschiedenen Kirchen Basels hielt. Die Predigten waren etwas massiv und derb angriffig, so dass es am 24. Januar in der Leonhardskirche zu einem Tumult kam, als Hebich die Sünden der Christenheit allzu drastisch schilderte. Mehrere Männer stürmten lärmend hinaus, schmet-

terten die Türe hinter sich zu, und in der Kirche erhoben sich Rufe: «Abe mit em! Use mit em! Risse-n-en ab der Kanzle!», so dass der Gottesdienst abgebrochen werden musste.

Darob kam es am 7. Februar im Grossen Rat zu einer erregten Debatte, in dem Oberstleutnant Bachofen den Anzug stellte, «es möchte die Regierung geeignete Massregeln ergreifen, dass die Kanzel in der öffentlichen Kirche nicht ferner missbraucht werde»; er sei nicht gegen die Freiheit der Privatversammlungen; da solle jeder frei und geschützt sein; aber die Kanzel sei etwas Öffentliches; da habe die Regierung darein zu sehen; Hunderte seien schwer geärgert worden, Mütter seien mit ihren Kindern schamroth heimgekommen, etliche seien geisteskrank geworden; solche Predigten dienten zum Gespötte und seien ein Hohn für Basel. Als erster Redner ergiff Ratsherr Christ das Wort; als Präsident der Basler Missionsgesellschaft, die diese Predigten veranstaltet habe, bekenne er sich unumwunden zu dem angegriffenen Mann, auch wenn einige Ausdrücke ungeschickt gewesen seien. Auch der liberale Alt-Ratsherr Minder wandte sich gegen den Anzug von Bachofen: das Kirchenschliessen wäre eine böse Präcedenz. In gleichem Sinne äusserte sich Ratsherr Carl Sarasin: die volle Glaubensfreiheit, wie sie in England und Nordamerika herrsche, sei ein kostbares Besitztum; dieses anzutasten wäre allerdings eine Schande, eine Schmach für Basel. Anderer Meinung war der frühere Kandidat Rumpf: durch Hebich sei das Heiligste zur Komödie gemacht worden; es sei Anstössiges vorgekommen; Hebich sei z. B. auf den Ausdrücken «Vorhaut» und «Beschneidung» förmlich herumgeritten; er habe die Szenen am Jungfernstieg in Hamburg geschildert; er habe gesagt: es müsse einer Tinte gesoffen haben, der nicht so und so glaube. Nun ergriff Professor Karl Rudolf Hagenbach das Wort: er müsse manchen Freunden, so schwer es ihm falle, Bedenken entgegen halten; er sei für kirchliche Ordnung, Mässigung und Nüchternheit; die Vorträge Hebichs seien fast mehr öffentliche Schaustücke als religiöse Versammlungen; auch christlichen Leuten sei das Herz gebrochen; er müsse deshalb für den Anzug stimmen, obschon er lieber gehabt hätte, er wäre nicht gestellt worden; er hätte ihn dann selbst im Kirchenrat gebracht! Nach Hagenbach ergiff der uns schon bekannte Franz Hörler das Wort: Hebich verletze den christlichen Anstand; darum müsse er zur Ordnung gewiesen werden. Unter den übrigen Votanten befand sich auch Ratsherr Peter Merian:

seit dem Tumult in der Leonhardskirche sei das Auftreten Hebichs milder geworden; darum solle gegen ihn nicht eingeschritten werden; sollen wir die Tausende, die ihn hören wollen, bevogten! Darauf ergriff Hagenbach zum zweiten Mal das Wort: er habe in seinem ersten Votum für den Anzug geredet; nach nochmaligem Bedenken und in Folge des Votums von Ratsherr Peter Merian stimme er nun dagegen und behalte sich vor, die Sache im Kirchenrat zur Sprache zu bringen. Nach weitern Voten wurde zur Abstimmung geschritten; das Ergebnis war: für Überweisung des Anzugs wurden 42 Stimmen abgegeben, gegen Überweisung 44; damit war der Anzug verworfen, und Hebich fuhr bis zum 12. Februar mit seinen Predigten fort; im Ganzen sollen es 35 gewesen sein.

Trotz diesem Ausgang fühlte Ratsherr Christ das Bedürfnis, eine Schar von Personen um sich zu sammeln, denen die Erhaltung des alten Glaubensgutes der Basler Kirche ein innerstes Anliegen war. So vereinigten sich noch im Februar 1860 im Hause Christs etwa 40 Männer in der Absicht, sich gegenseitig im biblischen Glauben zu erbauen, von da aus die Zeitereignisse zu besprechen und geboten scheinende Massnahmen zu ergreifen. Diese Vereinigung trug zunächst den Namen «Christliche Gesellschaft».

Aus dieser Gesellschaft ging 1862 die «Gesellschaft für Sonntagsheiligung» hervor, und 1864 war sie wesentlich beteiligt an der Gründung des «Christlichen Vereinshauses» am Nadelberg. Nicht minder wichtig war, dass die «Christliche Gesellschaft», gleichsam als Antwort auf die fünf Vorträge «Über Glauben und Wissen in Sachen der Religion», die Franz Hörler im Winter 1859/1860 gehalten hatte, mehrere apologetische Vorträge veranstaltete. So fanden im Winter 1860/1861 zehn Vorträge «Zur Verantwortung des christlichen Glaubens» von den Professoren Auberlen und Riggenbach, den Pfarrern Gess, Samuel Preiswerk, Ernst Staehelin-Hagenbach und Immanuel Stockmeyer statt. Ihnen folgten 1863 weitere «Apologetische Beiträge», ebenfalls von Basler Theologen dargeboten, und 1865 Vorlesungen des deutschen Theologen Zezschwitz unter dem Titel: «Zur Apologie des Christentums nach Geschichte und Lehre».

Wie wir gehört haben, trug die um Ratsherrn Christ gesammelte Vereinigung zuerst den Namen «Christliche Gesellschaft»; aber es scheint, dass schon in den 1860er Jahren auch der Name «Verein christ-

licher Gemeinschaft» aufkam. Jedenfalls findet sich unter den Papieren von Ratsherrn Christ folgende vom Mai 1866 datierte Notiz: «Der Verein christlicher Gemeinschaft verdankt Missionär Hebich mittelbar seine Entstehung. Als im Anfang des Jahres 1860 nach 24 Predigten der Tumult gegen Hebich stattfand, fühlten wir, dass uns eine Vereinigung der Gläubigen der verschiedenen Vereine und Gesellschaften fehlte und doch Noth thue. Da versammelten sich im Februar 1860 bei mir etwa 40 Männer der verschiedenen Stände und Gesellschaften Basels. Dieser Verein hat keinen bestimmten Thätigkeitszweck; er ist erbaulicher Mittheilung gewidmet, und wenn sich ein Anlass zur Thätigkeit bietet, so wird er ergriffen. So sind die apologetischen Vorlesungen von 1860/61 und 1863 aus demselben hervorgegangen, hat sich die Sonntagsheiligungs-Gesellschaft unabhängig daraus entwickelt, hat sich das Vereinshaus darin vorbereitet, ist Zezschwitz berufen worden, sind die Einrichtungen für die Januar-Gebetswoche daraus hervorgegangen u.s.f.» [1]

Aus den folgenden Jahren hören wir nichts mehr von diesem Verein, und er scheint eingeschlafen zu sein, wohl weil keine Anlässe vorlagen, sich irgendwie zu betätigen.

In den siebziger Jahren dagegen änderte sich die Situation, indem da «der Entscheidungskampf» entbrannte und, wie Paul Burckhardt schreibt, «den Freisinnigen rasch Erfolg um Erfolg verschaffte». 1871 trat Basel dem Theologischen Konkordat bei; das brachte mit sich, dass Pfarrer aus übrigen Konkordatskantonen ohne weiteres auch in Basel wählbar waren, und dass dadurch die Verpflichtung der Pfarrer auf das Basler Bekenntnis unmöglich wurde. Ebenfalls im Jahre 1871 reichte der kirchliche Reformverein die Petition ein, dass das apostolische Glaubensbekenntnis aus der Taufliturgie zu entfernen sei. Diese Angelegenheit zog sich lange hin, und erst am 3. November 1873 folgte die Entscheidung durch den Grossen Rat; danach sollte in der Taufliturgie nicht mehr aufgefordert werden, das Apostolikum zu «bekennen», sondern es sollte gesagt werden «Vernehmet» und nach der Verlesung des Apostolikums gefragt werden: «Wollet ihr nun dieses Kind auferziehen im christlichen Glauben» statt «in diesem Glauben»;

[1] Abgedruckt in der von Johannes Schnell 1884 veröffentlichten Schrift «Adolf Christ», S. 102.

diesen Vorschlag der Regierung hatte kein anderer als Ratsherr Christ im Grossen Rat vertreten müssen; nach dem «Volksblatt für die reformirte Kirche der Schweiz», tat er das «mit gewohntem Geschick, wenn er freilich grundsätzlich sich gegen die Behandlung solcher Angelegenheiten durch den grossen Rat aussprach». «Herr Professor Hagenbach», fährt das Volksblatt fort, «verbreitete sich namentlich über die Bedeutung des Symbolums», die er eine geschichtlich monumentale nannte, im Gegensatz zu der bloss archäologischen; die neue Formel wurde mit 95 gegen 5 Stimmen angenommen; eine dieser 5 Stimmen war diejenige von Pfarrer Johann Jakob Riggenbach zu St. Leonhard; nach seiner Meinung sollte an der bestehenden Liturgie nichts geändert werden und «die Leitung der Kirche nur bekenntnistreuen Händen anvertraut werden». Als die Entscheidung gegen seine Überzeugung ausfiel, reichte er seine Demission ein.

Am 28. Juni 1874 wurde zu seinem Nachfolger als erster freisinniger Pfarrer in Basel der Rorschacher Pfarrer Alfred Altherr gewählt; sein Gegenkandidat war Eduard Preiswerk, der jüngste Sohn des ehemaliden Antistes Samuel Preiswerk, gewesen.

Unter dem Eindruck dieser Ereignisse traten noch im Juni 1874 drei Freunde zusammen, der Bandfabrikant Johann Jakob Linder-Hopf, Louis Jäger, der Nachfolger Christian Friedrich Spittlers im Werk der Christentumsgesellschaft, und der Spitalpfarrer Rudolf Anstein, und beschlossen, «eine Vereinigung der Christen zur Bildung einer Gemeinde innerhalb der bestehenden Verhältnisse» ins Leben zu rufen. Nachdem sie noch fünf weitere Personen zugezogen hatten, liessen sie am 15. Juli an einen Kreis von etwa hundert Gesinnungsgenossen das Zirkular «Ein Wort zur Vereinigung» ausgehen und beriefen diese auf den 18. Oktober zu einer Versammlung zusammen. An dieser Versammlung wurde die Gründung eines Vereins beschlossen, und in einer weitern Versammlung vom 10. November wurde diesem der Name «Verein christlicher Gemeinschaft (V.C.G.)» gegeben.

Dieser Beschluss legt die Frage nahe, ob diese neue Gründung in irgendeiner Beziehung zu der 1860 um Ratsherrn Christ herum gesammelten «Christlichen Gesellschaft» und 1866 von ihm «Verein christlicher Gemeinschaft» genannten Vereinigung stehe. In den Protokollen der neuen Gründung findet sich keine Andeutung einer solchen Beziehung. Dagegen schreibt Herr Pfarrer Hans Anstein in seiner 1909

erschienenen Schrift «Fünfzig Jahre Stadt-Mission in Basel» klipp und klar, dass «aus jener ‹Christlichen Gesellschaft›, die sich bei Herrn Ratsherrn Christ in freier Weise zusammenfand, um die Bedürfnisse der Zeit zu besprechen, im Jahre 1874 der ‹Verein christlicher Gemeinschaft› (V.C.G.) hervorgegangen sei»; nun ist Herr Pfarrer Hans Anstein nicht irgendein Berichterstatter, sondern der Sohn von Pfarrer Rudolf Anstein, einem der Gründer des V.C.G. und dessen ersten Präsidenten; es wird also wohl ein Zusammenhang zwischen den beiden Gesellschaften vorliegen, doch wahrscheinlich nur so, dass ehemalige Mitglieder der ältern, wohl schon etwa nach 1866 bereits eingegangenen Gesellschaft, zu den Gründern und Mitgliedern der neuen Gesellschaft gehörten. Unter diesen befand sich auch Ratsherr Christ, doch zunächst in eher zurückhaltender Einstellung, wie das Votum zeigt, das er in der Gründungsversammlung vom 18. Oktober 1874 abgegeben hat: «Herr Rathsherr Christ erinnert an die vor 20 Jahren in Basel bestehenden Zusammenkünfte, die sich dann später aufgelöst haben, freut sich der neuen Anregung, ist aber über Art und Weise der Ausführung noch nicht mit sich im Klaren.»

In der genannten Versammlung vom 10. November, in der der Name «Verein christlicher Gemeinschaft» beschlossen wurde, wurde auch festgelegt, dass jede zweite Woche eine allgemeine Versammlung stattfinden solle, und in den Zwischenwochen sollte der Verein in kleinen Kreisen tagen, die je von einem Mitglied der Kommission geleitet werden sollten.

Im Jahre 1875 zählte der Verein 170 Mitglieder und zerfiel in elf Kreise. Die Leiter dieser Kreise waren: 1. Pfarrer Rudolf Anstein, 2. Sensal Theodor Hermann-Matzinger, 3. Kaufmann Heinrich Herrmann-Kündig, 4. Bandfabrikant Johann Jakob Linder-Hopf, 5. Kaufmann Theophil La Roche-Burckhardt, 6. Kaufmann Theodor Sarasin-Bischoff, der zweite Redaktor des «Christlichen Volksboten», 7. Kaufmann Adolf Vischer-Sarasin, 8. Pfarrer Wilhelm Ecklin-Reymond, 9. der schon genannte Louis Jäger im Fälkli, 10. Kaufmann Georg Pfisterer-Singeisen, 11. Baumeister Johann Müller-Stähelin. Dem siebenten Kreis gehörte als Mitglied Herr Ratsherr Christ an.

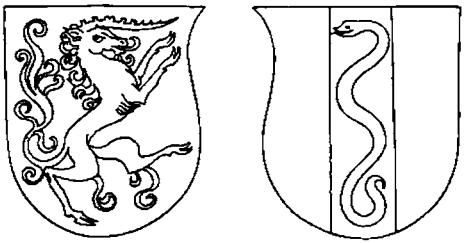
«Die innerlich bewegenden Gedanken und Prinzipien» des Vereins aber wurden folgendermassen formuliert: «Wir wollen ein fester Kern sein innerhalb der bestehenden kirchlichen Verhältnisse, wollen ein-

ander stärken zum Festhalten am ganzen ungeschwächten Worte Gottes, wollen bekennen den von den Aposteln verkündigten Jesus, den ewigen, wahrhaftigen Sohn Gottes, den für uns Gekreuzigten, den wahrhaft Auferstandenen! Diesem unserm Herrn wollen wir zur Ehre wandeln. Wir wollen untereinander Stand und Stellung nicht geltend machen, alles Richten aus unserm Kreis verbannen, Jeder den Andern in seinem Charakter und seiner Eigenthümlichkeit tragen, und Jeglicher dem Ganzen dienen mit seiner Gabe! Hiezu kommen wir an den Dienstag Abenden theils in grössern, theils in kleinern Zusammenkünften zusammen. In den grössern wollen wir besonders zu einem Blick in unsre Zeit durch Besprechung von Zeitfragen, zum Verständnis von Stücken unsers allerheiligsten Glaubens und zur Erkenntnis der seligen Christenhoffnung einander dienen. In den kleinern Kreisen wünschen wir uns vorwiegend aus Gottes Wort zu stärken und in gemeinsamem Gebet uns ausrüsten zu lassen mit Kräften von oben für die kommenden Versuchungs- und Leidenszeiten ... Möge durch [unsere Vereinigung] das Christenvolk in unsrer Stadt gesammelt und gestärkt werden!»

Heute bietet der V.C.G. ein anderes Bild. In den 1930er Jahren sind die kleinern Kreise eingegangen, und die Zahl der Mitglieder hat sich, obschon nun auch die Frauen die Mitgliedschaft erwerben können, auf 42 reduziert. Trotzdem stellt der V.C.G. ohne Zweifel noch immer eine wertvolle Zelle im christlichen Leben unserer Stadt dar.

Basel, im März 1975.

Der Lektor:
Ernst Staehelin



JAHRESBERICHT

DES
FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL
FÜR DAS JAHR 1975

Mit einem historischen Exkurs über die Aufenthalte des Kaisers Alexander I. von Russland in Schaffhausen und in Basel im Januar 1814

Trotz den unruhigen Zeitumständen ging das Leben und Wirken des Frey-Grynäischen Institutes seinen üblichen Gang, und es kann nur das Folgende erwähnt werden:

Mit der Universitätsbibliothek war 1974 vereinbart worden, dass diejenigen Bücher des Instituts, die die Universitätsbibliothek nicht besitzt, an diese als Depositum übergeführt werden sollen. Im Berichtsjahre wurde nun begonnen, dieser Vereinbarung nachzukommen; dabei zeigte sich, dass nur wenige Bücher der Universitätsbibliothek übergeben werden müssen.

Bis zum Berichtsjahre war die Zentralheizung des Hauses mit Kohlen geheizt worden; nun hatte das Kuratorium die Güte, eine Ölheizung einrichten zu lassen.

Im Archiv der Christentumsgesellschaft, das zum Teil auf der Universitätsbibliothek, zum Teil auf dem Staatsarchiv aufbewahrt wird, befinden sich mehrere hundert Briefe, die aus Schaffhausen stammen. Deshalb gelangte der Präsident des Historischen Vereins des Kantons Schaffhausen an den Lektor mit der Bitte, auf Grund dieses Aktenmaterials im besagten Verein einen Vortrag über «Die Beziehungen Schaffhausens zur Christentumsgesellschaft» zu halten. Der Lektor sagte zu und machte sich mit Eifer an das Studium dieser Briefe; dabei stiess er auf manches interessante Schriftstück, u. a. einen ausführlichen Bericht über den Besuch Schaffhausens durch Kaiser Alexander I. von Russland. Das führt ihn dazu, diesem kurzen Jahresbericht einen historischen Exkurs über «die Aufenthalte Kaiser Alexanders I. von Russland in Schaffhausen und in Basel» folgen zu lassen.

Am 15. Dezember 1814 wurde im Hauptquartier der Alliierten zu Freiburg im Breisgau der Entscheid getroffen, mit der unter dem Kommando des Fürsten von Schwarzenberg stehenden Armee am 21. Dezember bei Basel, Laufenburg und Schaffhausen über den Rhein zu gehen und durch die Schweiz den Kampf zur Niederringung Napoleons zu unter-

nehmen. Kaiser Alexander von Russland war als Zögling Caesar Laharpes gegen diesen Einmarsch in die Schweiz gewesen, aber er befand sich am 15. Dezember noch in Karlsruhe zum Besuch der Verwandten seiner Gemahlin, und als er am 22. Dezember in Freiburg eintraf, und ihm Metternich mitteilte, dass der Einmarsch durch die Schweiz bereits begonnen habe, war er sehr betroffen und sagte: «Je vous déclare que vous m'avez fait un mal irréparable.»

Am 3. Januar 1814 schrieb Alexander von Freiburg aus einen ausführlichen Brief an seinen «theuren, verehrungswürdigen Freund» Laharpe, schilderte darin, wie er hintergangen worden sei, und versprach, dafür besorgt zu sein, dass bei der Neuordnung der schweizerischen Verhältnisse die Kantone Aargau und Waadt selbständige Kantone bleiben und nicht mehr an Bern zurückfallen, wie von konservativen Kreisen verlangt wurde. Am Schluss des Briefes gibt Alexander der Hoffnung Ausdruck, von Laharpe besucht zu werden, und meldet, dass er in 4 bis 5 Tagen seine gegenwärtig in Schaffhausen weilende Schwester, die Grossfürstin Katharina Paulowna, verwitwete Herzogin von Oldenburg, die spätere Königin von Württemberg, besuchen werde; dort werde er bis zum 10. Januar verweilen und dann noch einige Tage in Basel zubringen.

In der Tat traf Alexander am 7. Januar 1814 zu einem dreitägigen Besuch in Schaffhausen ein. Am 12. Januar schildert der Vorsteher der Schaffhauser Christentumsgesellschaft, Alexander Beck zum Apfelbaum, seinem Freunde Christian Friedrich Spittler in Basel, das ganze Ereignis folgendermassen: «Du wirst ohne Zweifel aus den öffentlichen Blättern vernommen haben, dass am letzten Freitag der Russische Kaiser allhier eingetroffen ist, dass sich die Schaffhauser zum Empfang dieses so hohen Gastes alle Mühe werden gegeben haben, das wirst Du Dir leicht vorstellen, auch dass Dein guter Freund und Bruder Beck, wenn man Canonen braucht, auch dabei thätig seyn musste, daran wirst Du auch nicht zweifeln. Kurz, Kaiser Alexander kam am Freytag Nachts 11 Uhr bey uns an, und die Strassen waren prächtig beleuchtet; erst Samstag Morgens aber früh fieng der Donner der Canonen an nebst dem feyerlichen Geläute aller Glokken. Samstag Mittags fuhr der Kaiser nach dem Zürcher Laufen und kehrte im Schloss ein; den Wirth beschenkte er mit einer goldenen Tabatière; er ging bis nahe zum Fall hin; von da fahrte er über

den Rhein mit seiner Schwester Paulina und besuchte das Schlösschen Wörth, in welchem die Camera Obscura errichtet ist; den Mahler daselbst beschenkte er mit einem goldenen Ring mit Brillanten; nachher liess er sich wieder hinüber führen und war gegen jedermann leutselig und herablassend; am Sonntag fuhr er wieder an den Rheinfall auf der Schaffhauser Seite; bei seiner Retour kehrte er in Neuhausen mit seiner Schwester bei einem Bauern ein, forderte Milch, Käse etc. und hielt sich bey diesen Leuten auf, erkundigte sich nach ihren Umständen, und nachdem er und seine Schwester beim Weggehen den Bauer und die Bäurin umarmt hatten, gaben sie ihnen einige Geldstüke und reisten weiters; nachher wurde der Bauer in den Gasthof zur Krone gerufen, alwo er vom Kaiser noch 50 Ducaten erhielt; der Schiffer Gelzer, welcher den Kaiser geführt hatte, erhielt auch 50 Ducaten; am Dienstag Morgens beschenkte er den Wirth und seine Frau zur Krone mit 100 Ducaten, das Gesinde im Haus mit 50 Ducaten, den Herrn Schalch, welcher immer mit ihm in Laufen oder anderswohin fuhr, auch mit 50 Ducaten, die 2 Herren Dragoner Officier, welche beym Empfang des Kaisers an den Grenzen neben der Chaise ritten, beschenkte er mit goldenen Dosen und Ringen. Auch empfing das hiesige Blinden-Institut 59 Ducaten vom Kaiser und 28 Ducaten von der Fürstin. Dieses letztere Geschenk bewog mich vorzüglich, Dir zu schreiben, weil es sich vermuten lässt, dass er an andere Institute mehr Geschenke würde gemacht haben, wenn er Kenntnis davon würde erhalten haben. Allein mir und vielen Andern kam nie zu Sinn, sich beim Kaiser von Russland zu recommandieren. Und so möchte ich die löbliche Bibel-Anstalt und andere löbliche Anstalten in Basel darauf aufmerksam machen, bei Gelegenheit sich dem Kaiser Alexander zu empfehlen.»

Dienstag, den 11. Januar, verliess Alexander Schaffhausen, um sich nach Lörrach, dem damaligen Hauptquartier, zu begeben und Donnerstag, den 13. Januar, dem Neujahrstage des russischen Kalenders, wie er am Neujahrstage des vorhergehenden Jahres den Njemen, den Grenzfluss zwischen Russland und Deutschland, überschritten hatte, nun an der Spitze seiner prächtigen Garde zusammen mit seinen fürstlichen Kollegen, dem Kaiser von Österreich und dem König von Preussen, feierlich über die Basler Rheinbrücke den Rhein zu überschreiten.

Als Quartier während seines Basler Aufenthaltes diente dem russischen

Kaiser der Segerhof am Blumenrain, das damals modernste der vornehmen Basler Häuser. Aus dem Erleben und Treiben des Zaren in diesen Basler Tagen sei das Folgende festgehalten.

Einmal trafen sich im Vorzimmer seines Quartiers eine Deputation von Bern und eine solche vom Aargau; die Berner suchten ihn für die Wiederherstellung des alten Kantons Bern zu gewinnen, die Aargauer im Gegenteil für die Beibehaltung der durch die Helvetik geschaffenen Unabhängigkeit des Kantons Aargau; ein Mitglied der Aargauer Deputation berichtet über dieses Zusammentreffen: «man begrüsste sich so freundlich, als es zwischen politischen Gegnern nur immer gehen mochte; die Berner Deputierten erhielten, als früher angemeldet, den Eintritt ins Audienzzimmer Seiner Majestät vor den aargauischen; nach etwa einer halben Stunde verliessen jene von Bern die kaiserlichen Zimmer rasch und mit ernster Miene.» Die Aargauer Deputation aber erhielt die bestimmte Zusicherung, dass der Zar auf die Fortexistenz des Kantons Aargau hinwirken werde.

Über eine andere Episode berichtet Daniel Burckhardt im «Volksboten»: «Das Schlafzimmer Alexanders lag gegen die enge Petersgasse hinaus; da lag gerade gegenüber die Wohnung armer Leute; deren vierjähriges Kind war auf einen am Fenster stehenden Stuhl geklettert und erblickte nun plötzlich, nur einige Meter von ihm getrennt, am offenen Fenster des gegenüberliegenden Segerhofs den Kaiser. Sofort warf es dem schönen fremden Herrn nach Art guter Kinder ein Kusshändchen zu; es war fortan nicht mehr vom Fenster wegzubringen, und so entstand zwischen Kaiser und Kind nur durch die Kusshändchen und dankbares Zunicken ein Freundschaftsverhältnis. Einmal liess der Kaiser das Kind hinüberholen, nahm's wie ein gütiger Onkel auf die Knie und plauderte mit ihm. Beim Abschied schenkte er ihm fünfzig Dukaten und setzte den gleichen Betrag als Jahresrente aus.»

In seinem Gefolge und Tross führte Alexander eine vollständige Kirchenausrüstung samt Popen, Diakonen, Küstern und geistlichen Sängern mit; am 23. Januar feierte er mit dieser Begleitung im Seidenhof eine feierliche Messe nach dem Ritus der russisch-orthodoxen Kirche, um den endgültigen Sieg über Napoleon zu erflehen. Wie die beiwohnenden Basler berichten, war der ganze phantastische Glanz der Kirche des Ostens über den nach uralten Formen gehaltenen Bittgottesdienst aus-

gegossen. Altar und Priestergewänder starrten von Gold und Edelsteinen, und die den Raum erfüllenden blauen Weihrauchwölklein halfen mit, die Sinne in eine weltferne Traumstimmung einzuhüllen und den sich vor dem Sakrament bald tief verneigenden, bald auf die Knie niederwerfenden Kaiser wie einen Engel oder Heiligen erscheinen zu lassen.

Zum Schlusse erhebt sich noch die Frage, ob Spittler den Rat des Schaffhauser Freundes Alexander Beck befolgt hat, den Kaiser für eines oder mehrere seiner zahlreichen Werke zu interessieren. Leider wissen wir darüber nichts. Wohl aber ist ein Brief erhalten, in dem Spittler dem Kaiser von den von ihm für die durchziehenden Truppen herausgegebenen Traktätlein Kenntnis gibt. Der Brief lautet folgendermassen:

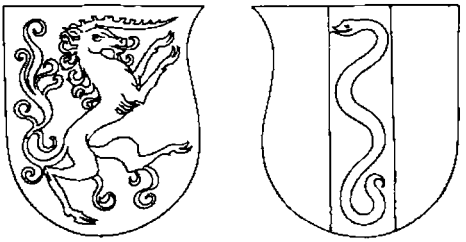
«Das erhabene Beispiel, mit welchem Ew. Kaiserliche Majestät unserm in Beziehung auf Religion so gleichgültigen Zeitalter dadurch voranleuchteten, dass Allerhöchstdieselben bei den glorreichen Siegen Ihrer gerechten Sache Gott öffentlich die Ehre gaben, erfüllt jedes religiöse Gemüth mit Ehrfurcht und Bewunderung, sowie auch die Thatsache, dass Ew. Kaiserliche Majestät mitten unter dem Geräusch der Waffen den Instituten, welche die Ehre Gottes verbreiten und das Heil der Menschen befördern [gemeint ist vor allem die russische Bibelgesellschaft], so huldreiche Aufmerksamkeit zu schenken geruhen.

Von diesen Gesinnungen beseelt, glaubt die 'Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntnis' [gemeint ist die Christentumsgesellschaft] die glücklichen Ereignisse, welche Ew. Kaiserliche Majestät in ihre Mitte geführt, benützen zu dürfen, um Allerhöchstdenselben ihre reinste Verehrung zu bezeugen. Sie kann es sich daher unmöglich versagen, einige Früchte ihrer Bemühungen, welche soeben die Presse verlassen, Ew. kaiserlichen Majestät in tiefster Ehrfurcht zu Füssen zu legen.

Mögen Allerhöchst dieselben diese schwachen Beweise einer wahrhaft herzlichen Huldigung liebreich aufzunehmen geruhen! Der Herr, unser Gott, wolle die Fülle Seiner Gnaden und Segnungen über Ew. Kaiserliche Majestät ausgiessen und Allerhöchstdieselben mit Seinem allmächtigen Arm beschützen, damit die heldenmüthigen Siege zur Befreiung der Völker ein glückliches Ende gewinnen!»

Basel, den 1. März 1976

Der Lektor: Ernst Staehelin



JAHRESBERICHT

DES
FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL
FÜR DAS JAHR 1976

Mit einem historischen Exkurs über die Gründung einer schweizerischen Predigergesellschaft in Basel

Im Berichtsjahr wurde die 1974 mit der Universitätsbibliothek getroffene Vereinbarung weitergeführt, aber noch nicht vollendet, dass die Bücher der Institutsbibliothek, die auf der Universitätsbibliothek nicht vorhanden sind, als Depositum an diese überzuführen seien, doch so, dass der Institutsbibliothek so viele Bände zurückgegeben werden sollen, dass in ihr keine grossen Lücken entstehen.

Nachdem im Jahre 1973 im Bereich des Leonhard-Kirch-Platzes und des Heuberges ein erstes «Hasenfest», d. h. ein Bazar zugunsten des am «Hasenberg» geplanten Altersheims der Leonhards-Gemeinde stattgefunden hatte, fand im September 1976 ein zweites «Hasenfest» statt und zog wiederum auch das «Frey-Grynaeum» während dreier Tage in seinen Bannkreis.

Im gleichen Monat September 1976 fand in Luzern die 100. Tagung der «Schweizerischen Predigergesellschaft» statt. Zu diesem Anlass hatte Herr Pfarrer Hans Rudolf von Grebel den Auftrag erhalten, eine Geschichte der Predigergesellschaft auszuarbeiten. Dabei stellte er fest, dass die Schweizerische Predigergesellschaft aus der Zürcher «Asketischen Gesellschaft» hervorgegangen sei und im August 1839 ihre erste Tagung abgehalten habe. Doch fand er allerhand Spuren, dass schon früher in Basel eine schweizerische Predigergesellschaft existiert haben müsse. Zur Abklärung dieses Umstandes wandte er sich an den Basler Kirchenrat, dieser gab die Frage weiter an den Lektor des Frey-Grynaeischen Institutes, und dessen Nachforschungen ergaben das Folgende:

Seit 1805 existierte in Basel für die Pfarrer von Stadt und Land eine theologische Lesegesellschaft, und diese versammelte sich jährlich ein- oder zweimal im «Bubendörferbad» zu einer Sitzung.

Im Jahre 1826 machte nun der damals 25 Jahre alte Professor Karl Rudolf Hagenbach den Vorschlag, eine Predigergesellschaft unter den

schweizerischen Predigern zu errichten. Der Vorschlag wurde einer Kommission übergeben, und im Oktober 1827 wurde auf Grund ihrer Beratungen beschlossen, folgendes Flugblatt in fünfhundert Exemplaren an die schweizerischen protestantischen Pfarrer ausgehen zu lassen:

«Einladung zu einem schweizerischen Prediger-Verein. Seit einer Reihe von Jahren besteht unter den Geistlichen des Kantons Basel eine theologische Lesegesellschaft. In der Mitte des Kantons versammelten sich jährlich einmal alle Mitglieder des Vereins, zunächst um die litterarischen Angelegenheiten zu ordnen; bald aber erschien solche Zusammenkunft als geeignet, auch dem weitern Zwecke gegenseitiger Mittheilungen zu dienen. Hie und da erfreuten Mitglieder die Gesellschaft durch schriftliche Ausarbeitungen, welche der freundschaftlich belehrenden Unterhaltung und dem Austausche der Gedanken neuen Stoff unterlegten. So geschah es, dass die Gesellschaft jährlich zwei allgemeine Zusammenkünfte zu halten beschloss, und der neu hinzugekommene Versammlungstag die Bestimmung erhielt, dem Anhören, Besprechen und Mittheilen theologischer und überhaupt in das Fach des Predigers einschlagender Gegenstände ganz gewidmet zu seyn.

Da uns nun diese halbjährlichen Zusammenkünfte allerseits mannigfachen Nutzen und Ermunterung gewährten, so entstand bei unserer Gesellschaft durch die Betrachtung: dass bei den so vielen, entweder im Allgemeinen, oder in einzelnen Zweigen, das Gemeinnützige bezweckenden schweizerischen Gesellschaften, doch immer noch eine allgemeine schweizerische Prediger-Gesellschaft fehle, der Wunsch, dass ein solch christlich-brüderliches Annähern und Zusammentreten der Geistlichen im weitern Umfange unseres Vaterlandes verwirklicht zu sehen, und der Gedanke ward zum Beschlusse, unsern miteidgenössischen Brüdern den anmassungslosen Vorschlag zu thun: sich jährlich, an einem zu bestimmenden Orte, zu versammeln, um als Bürger eines Vaterlandes, und Diener einer vaterländischen Kirche, durch wechselseitige Mittheilungen theologischer und pastoral-praktischer Art, die Gemeinschaft und lebendige Einheit des heiligen Strebens, das unser Beruf und unsre Zeit uns nahe legt, zu fördern. Gegenwärtige Ankündigung, die nur als Anfrage gelten will, kann keine nähern Bestimmungen in sich aufnehmen. Diese werden erst als Ergebnis eines

weitern Austausches der Ideen mit unsern Mitarbeitern an der vaterländischen Kirche sich aufstellen lassen.

Auf einfachem Wege dürfte es indess zum Ziele führen, wenn in jedem Kanton diejenigen Amtsbrüder, welche diesem Gedanken ihren Beifall schenken, ihn vorerst unter sich näher besprechen, und dann ihre Ansichten und Vorschläge, zur Mittheilung in grösserm Kreise bringen wollten.

Um nun einen Ausgangspunkt dafür zu finden, laden wir unsere lieben Amtsbrüder anderer Kantone ein, an unserer nächsten Frühlingssitzung, welche in der ersten Woche des Mai des kommenden Jahres gehalten werden soll, Theil zu nehmen.

Sollte jedoch eine andere Zeit und ein anderer Ort zu einer ersten Zusammenkunft in Vorschlag gebracht werden, so werden die Glieder unserer Gesellschaft mit aller Bereitwilligkeit sich auch dazu vereinigen:

Der Herr der Gemeine, in dessen Dienst wir stehen, und dessen Ehre zu fördern allein uns anliegt, segne auch dieses, im Blicke auf Ihn begonnene Unternehmen und gebe, dass daraus Früchte hervorgehen Ihm zu Lobe und uns und unsern Gemeinden zum Heile!

Basel, im Oktober 1827

Die Mitglieder der theologischen Lesegesellschaft des Kantons Basel, und in deren Namen die Commission:

Von Brunn, Pfr. bei St. Martin.
David, Alt-Pfarrer.
Kraus, Helfer bei St. Leonhard.
Hagenbach, Prof. d. Theol.
Kündig, Helfer bei St. Peter.
Von Brunn, Dec. u. Pfr. in Liestal.
Huber, Pfr. in Benken.
Brukner, Pfr. in Binningen.
Preiswerk, Waisen-Prediger.»

Am 7. Mai 1828 fand im Bubendörferbad die Tagung statt, die die erste einer schweizerischen Predigergesellschaft hätte werden sollen. Es wurden zwei Referate gehalten, erstens eines von Pfarrer Johann Hoch in Buus über «die Bestimmung der Betstunden», und zweitens

eines von Candidat Lukas Burkart über «Die englischen Kleinkinderschulen». Anwesend waren etwa dreissig Basler Pfarrer aus Stadt und Land; dagegen aus der übrigen Schweiz nur der Berner Pfarrer Brusch aus Eriswyl, und er wohl nur, weil er mit der Baslerin Anna Margaretha Bernoulli verheiratet war; zwar war auch ein Zürcher Pfarrer gekommen und als Gast bei Hagenbach abgestiegen; doch war er unwohl geworden; und so konnte weder er noch Hagenbach an der Tagung teilnehmen.

Am 13. Mai 1828 schrieb Hagenbach über diese verunglückte erste Basler Tagung einer schweizerischen Predigergesellschaft an den Berner Pfarrer Baggesen:

«Dass Sie und Ihre Herren Amtsbrüder bei den bevorstehenden grossen Dingen, die da kommen sollen [gemeint ist das am 1. Juni 1828 stattfindende dreihundertjährige Jubiläum der Berner Reformation] nicht würden Zeit finden, einer in doppelter Hinsicht im weiten Feld liegenden schweizerischen Predigergesellschaft beiwohnen zu können, dachte ich mir gleich. Sie haben auch in der Tat nichts versäumt, da ausser Herrn Pfr. Brusch von Eriswyl kein auswärtiger Prediger der Versammlung beigewohnt hat. Ich hatte zwar einen einzigen Gast aus dem Kanton Zürich, allein dieser war unwohl, und so konnten wir beide nicht hingehen. Kurz, für diesmal blieb es eben bei einer ganz gewöhnlichen Kantonalversammlung. Ob sich sonst noch etwas wird gestalten lassen, muss die Folge lehren.»

Die Folge lehrte, dass die Basler theologische Lesegesellschaft in der Angelegenheit nichts mehr von sich aus unternahm, sondern sich 1839 der von der Zürcher Asketischen Gesellschaft gegründeten Schweizerischen Predigergesellschaft anschloss.

Basel, im Januar 1977

Der Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts: Ernst Staehelin

JAHRESBERICHT

DES
FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL
FÜR DAS JAHR 1977

Mit einem historischen Exkurs über die wichtigen Basler Erdbeben

Im wesentlichen trug das Leben im Frey-Grynaeum denselben Charakter wie in den Vorjahren: zum Beispiel erschien an allen Wochentagen am frühen Morgen eine Zeitungsverträgerin, um die mehreren Tausend Zeitungen zu holen, die für sie am Abend vorher in einem Schopf bereitgestellt worden waren, um in der Innerstadt vertragen zu werden. Ferner wurden im Laufe des Jahres zahlreiche Säcke mit Kleidungsstücken im Frey-Grynaeum abgegeben, um in die Zentralstelle des Roten Kreuzes in Basel weiterspediert zu werden. Ferner versammelte sich jeweilen am Donnerstag abend das sogenannte Marburger Bibelkränzchen im Hause. Weiterhin erschien jeden Samstag um 12 Uhr Herr Richard Wagner, um, wie er es seit 30 Jahren getan hat, Personen, die als Flüchtlinge nach Basel kamen, zu beraten. Ein besonderes Anliegen der Leitung des Frey-Grynäischen Instituts war es auch, mit den Gruppen der neuen Erweckungsbewegung, der Mädchengruppe «Steppenblüte» und der Jungmännergruppe «Christusträger», in gebender und nehmender Verbindung zu stehen. Neben diesen Besuchern des Instituts fand sich auch noch eine andere Kategorie ein, nämlich Gruppen von Personen, die sich vor allem für das Haus und besonders die Bibliothek interessierten. Dahin gehören Besuche des Lyzeum-Clubs, ein Besuch der Krankenschwestern des Kantonsspitals sowie der Besuch einer Gruppe von Pfarrern und Lehrern aus dem Wiesental. Schliesslich soll auch der Studenten und Studentinnen gedacht werden, die im Hause wohnten und ihren Studien oblagen; besonders gefragt ist gegenwärtig die russische Sprache. Ja, eine Studentin feierte sogar im Hause mit etwa dreissig Gästen ihre Hochzeit mit einem Studenten der Medizin.

Schliesslich erhielt der Lektor aus wissenschaftlichen auswärtigen Instituten auch mehrere Anfragen nach einem allfälligen Vorhanden-

sein wichtiger Dokumente entweder im Frey-Grynaeum oder im Staatsarchiv oder der Universitätsbibliothek. Eine dieser Anfragen stammte vom «Bureau de Recherches Géologiques et Minières» in Orléans und war von einem Herrn J. Vogt gezeichnet. Das Schreiben lautete: «Sehr geehrter Herr Professor. Einem Rate des Staatsarchivars folgend erlaube ich mir, Ihnen einen die Suche einer Predigt betreffenden Brief zu senden. Mit bestem Dank und vorzüglicher Hochachtung. J. Vogt.» In dem beiliegenden Brief stand das folgende: «Sie hätten auf ihrem Bureau erfahren, dass in Basel im Jahre 1650 der Antistes Theodor Zwinger eine lange Predigt über ein über Basel und seine Regio hereingebrochenes Erdbeben gehalten habe. Vermutlich sei diese Predigt gedruckt worden und irgendwo erhalten geblieben; wenn das der Fall sei, so wäre das Institut in Orléans sehr dankbar, wenn es eine Photokopie der Predigt des Antistes erhalten dürfte.»

Nun machte sich der Lektor sofort an die Suche der Predigt, und fand sie in der Tat bald auf der Universitätsbibliothek, liess sie photographieren und nach Orléans senden.

Er würde sie gerne in diesem Jahresbericht vollständig abdrucken. Aber weil sie 75 Seiten umfasst, müssen wir uns mit einigen Auszügen begnügen.

Das Titelblatt des Druckes lautet:

«Christliche Wahrnungs- und Busspredigt von dem Erdbidem als einem grossen Werck und Zornzeichen Gottes des Allerhöchsten, gehalten an Sonntag dem 15. September Anno 1650 in dem Münster zu Basel aus Anlass der erschrecklichen Erdbidmen, mit welchen Gott der Herr sowohl im Monat Majo als im Monat September neben vielen anderen Orten und Stätten loblicher Eidgenossenschaft sampt den benachbarten auch die Statt Basel heimgesucht und erschrecket hat. Auff gottseliger Leuten Begeren mit etwas mehrerer Aussführung in den Truck gegeben durch Theodor Zwinger Doktor. Getruckt zu Basel durch Hans Jacob Genath.»

In seiner Predigt will der Antistes zeigen, dass die Erdbidem ein grosses und schreckliches Werk Gottes seien und zuerst will er in diesem Sinn vom eben erlebten Erdbeben von 1650 reden. Dann sagt er, dass er nicht aller Erdbidmen gedenken wolle, welche in den Chronicken und Historien gemeldet würden, sondern nur die Grössesten

und Weltkundigen. So geht er zunächst über zu einem Basler Erdbeben von 1021: «Anno Christi 1021, dem 12 Maji an dem Freytag hat sich zu Basel erzeigt ein erschrecklicher Erdbidem, durch welchen das Münster zerrütet ward und etliche Gebäwe davon in den anstossenden Rhein gefallen. Und hat hierauff Keyser Heinrich dieses Namens der II. dise Kirchen erneweret und dieselbige 14 Schritt weiter hindersich von dem Gestaad des Rheins gerucket und zur Bevestigung derselben die Pfaltz mit starcken Mauren aufführen und erbauwen lassen.»

Anno 1346 sind widerumb an St. Catharinae Abend in der Statt etliche Gebäwe, auch ein Stück von dem Münster, sonderlich aber die Pfaltz durch das Erdbidem in den Rhein gesuncken und verfallen.

Der grösseste und erschröckliste Erdbidem hat sich begeben zehen Jahr hernach, Anno 1356, den 8. October am Luxentag gegen Abend, der sich auch viel mal in selbigem Jahr erzeiget hat, in welchem die Statt an Thürmen, Häusern, Kirchen, Ringmauern jämerlich zerfallen, auch zu gutem Theil das Münster, welches hernach von Johane Senno, dem Bischoff zu Basel widerumb erneweret ward. In disem Einfall sind bey 300 Personen todt geblieben. Der Erdbidem ist umb 10 Uhren zu Nacht widerumb kommen und hat die Statt zum zehenden Mal erschüttet. Ist auch hierauss ein Feuerbrunst entstanden, deren ausz Forcht des Erdbidens Niemand wehren dorfte, welche etliche Tage gewähret und was noch von dem Erdbidem uberig gelassen worden verzehret, also dass Aeneas Sylvius schreibet, dass in der Statt nicht über 100 Häuser gantz und auffrecht geblieben.

Es sind auch durch diesen schrecklichen Erdbiden dazumal auff die 60 Schlösser in der nächst-gelegenen Nachbaurschafft zu grund gerichtet worden. Man hat auch dises Erdbidems beynahe ein gantzes Jahr durchaus alle tage wahrgenommen. Aus welchem starcken Anlass dazumalen eine Christliche Obrigkeit aus gottseligem Eyfer ein Laid- und Busswesen angestellt, alle öffentlichen Unzuchten, den Pracht in Kleidungen und Gezierten, die Täntze, das Spielen, dann die Füllerei ... abgestellet hat. Und ist auch Gutthätigkeit gegen den Armen nicht vergessen worden, indem Haus-arme Leute mit Röcken, welche Lux-Röcke sind genennet worden und notwendiger Kleidung sind begabet worden, welche löbliche Übung noch bisz auff heutigen Tag gebraucht wird.

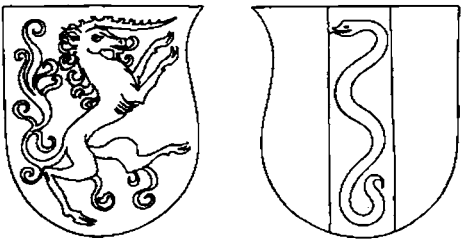
Beschlusz:

Haben also bisz daher mit Gottes beystand angehört und vernommen, beydes Was wir insgemein von dem Erdbidem halten und urtheilen und demnach: Wie wir in sonderheit den jüngsten uns zugeschickten Erdbidem recht wahrnemmen und betrachten sollen . . .

Wie das Erdrich nach seinem Beben widerumb still wird, also wird auch Gottes Zorn sich widerumb setzen und stillen. Wie ein Vatter sein gezuckte Ruten widerumb an sich zichet, so wird auch Gott die auszgezuckte Rute seiner Zorn-zeichen und Straffen wenden und zurückzichen. Gottes Gnade Gottes Trost, Gottes hülff und Segen wird bey uns seyn und verbleiben unser Leben lang, bisz wir endlichen mit Loth aus dem Sodom dieser zergänglichen, unbeständigen Welt, welche voller Eytelkeit und Jamers ist, und der zerstörlichen Hütten unsers Leibs werden auszgeführet, auffgenommen und versetzet werden in das ewige Vatterland zu einem unzergänglichen, unbefleckten, unverwelcklichen Erbe, welches in dem Himmel uns auffbehalten wird, durch Jesum Christum, welchem sampt dem ewigen Gott und Vatter und dem Heiligen Geist, dem dreyeinigen Gott seye Lob, Ehr und Preiz gesagt von nun an bisz in alle ewigkeit. Amen.

Basel, im Herbst 1978

Der Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts: Ernst Staehelin



JAHRESBERICHT

DES

FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL

FÜR DIE JAHRE 1978 UND 1979

In den Jahren 1978 und 1979 setzten sich die täglichen Vorgänge im Institut wie in den vorhergehenden Jahren fort. Jeden Samstag steht das Haus für die Flüchtlingsberatungsstelle offen; es dient als Sammlungsstelle des Roten Kreuzes; regelmässig findet sich in ihm auch ein Marburger Bibelkreis zum Bibelstudium ein. Zudem beleben neben dem Lektor und seiner Gattin zwei Hausgenossen sowie immer wieder einkehrende Gäste das Haus.

Das wichtigste Ereignis war der 90. Geburtstag des Lektors am 3. Oktober 1979. Dieser Tag wurde festlich und würdig begangen. Universität und Theologische Fakultät veranstalteten einen Empfang im Wildt'schen Haus zu Ehren des Jubilars, an welchem Vertreter der Universität, auswärtige Gäste, Freunde und Verwandte zur Gratulation erschienen. Reden und Hausmusik erfreuten den Jubilar. Der Rektor der Universität Basel, Prof. Dr. Christoph Tamm, hielt eine Ansprache und überbrachte dem Lektor ein bemerkenswertes Geschenk, den Abguss der Rückseite einer alten Universitätsmonstranz, welche Papst Pius II. 1460 anlässlich der Gründung der Universität der Stadt Basel geschenkt hatte.

Aus der Rede des Rektors sei folgender Abschnitt festgehalten: «Im Namen der Universität Basel möchte ich Ihnen, sehr verehrter, lieber Herr Kollege Staehelin, für all das, was Sie für uns während so vieler Jahre selbstlos geleistet haben, den allerherzlichsten Dank aussprechen. Als Zeichen unserer Dankbarkeit darf ich Ihnen ein Geschenk überreichen. Es handelt sich um eine kunstvolle Abformung einer runden Platte, auf welcher der Stifter unserer Universität, Papst Pius II., knieend abgebildet ist, mit seinem Wappen, darüber die Tiara und eine Inschrift. Es ist eine der wenigen aus der Zeit stammenden Abbildungen von Aeneas Piccolomini. Alle anderen gehören mehr oder weniger dem Reich der Phantasie an. Diese Platte bildete die Rückseite

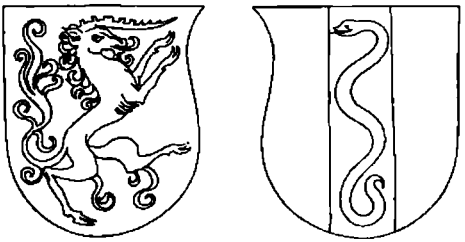
der Universitätsmonstranz, auf deren Vorderseite das Lamm Gottes (Agnus Dei) abgebildet war. Beide Teile bildeten eine Kapsel, in welcher das vom Papst selbst geweihte Osterlamm aus Wachs eingesetzt war. Letzteres ist abhanden gekommen. Einige in der Kapsel enthaltene Reliquien werden jetzt in der Basilika von Mariastein aufbewahrt. Die Inschrift zeigt, dass die Monstranz ein Geschenk von Papst Pius II. an die Stadt Basel war. Sie dürfte die Arbeit eines Baslers, und nicht wie früher angenommen eines italienischen Goldschmieds sein. Heute befindet sie sich im Schloss Berlin-Charlottenburg. Sie gehörte dem Münsterschatz an und ist nach der Kantonsteilung in Liestal 1834 versteigert worden, nachdem sich der damalige Antistes Hieronimus Falkeisen, Hauptpfarrer am Basler Münster, vergeblich für ihr Verbleiben in der Stadt Basel eingesetzt hatte.»

Die lateinische Inschrift auf der Rückseite der Universitätsmonstranz lautet in deutscher Übersetzung: «Der höchste Priester, der fromme Pius II., hatte dieses Lamm Gottes selber geweiht. Dir, berühmtes Basel, schickt er es als hohe Auszeichnung und aus der alten Freundschaft heraus, in der er Dich in seinem gütigen Herzen beschlossen hält, hat er grosse Gnaden noch hinzugefügt: Wer zu diesem Gotteshaus eilt, seine Schuld bekennt, der wird erlöst werden und in die Gärten des Himmels eingehen. Diese Gaben verleiht Dir, Basel, Pius II., 1460.»

Zur gleichen Zeit schenkte Pius II. der Stadt eine Reliquie der 10 000 Märtyrer aus dem Kloster Delle Tre Fontane mit einem Beizettel, der sich jetzt auch in Mariastein befindet. Die beiden Geschenke wurden 1460 vom päpstlichen Kammerherrn Domprobst Werner von Flachslanden aus Mantua nach Basel gebracht und in einer vom Basler Domkapitel bestellten Monstranz aufbewahrt.

Basel, im März 1980

Der Lektor des Frey-Grynaeischen Institutes: Ernst Staehelin



JAHRESBERICHT

DES
FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL
FÜR DIE JAHRE 1981 UND 1982

Vorwort der Präsidenten des Kuratoriums

Das Kuratorium des Frey-Grynaeischen Institutes freut sich, dass im Jahre des 300. Geburtstages des hochherzigen Stifters Johann Ludwig Frey das Frey-Grynaeische Institut innerlich und äusserlich neu gestärkt seine wichtige Funktion für die Universität und die Stadt Basel erfüllen kann. Die umfassende Renovation des Hauses wurde glücklich vollendet, und das schöne Gebäude präsentiert sich wieder in vollem Glanze. Unser besonderer Dank geht an den Architekten, Herrn Georges Weber, der mit grosser Einfühlungsgabe die Arbeiten leitete und auch den Beweis erbrachte, dass mit relativ bescheidenen Mitteln ein historisches Gebäude umfassend renoviert werden kann. Trotz wirtschaftlich schwieriger Zeit ist es gelungen, die Renovationskosten durch Spenden zu decken, so dass es nicht notwendig wurde, Mittel durch Verkauf von wertvollen Bibliotheksbeständen zu beschaffen. Wir danken herzlich dem Regierungsrat des Kantons Basel-Stadt, dass er uns aus den Mitteln des Lotterie-Fonds einen namhaften Beitrag gewährte. Grosszügig hat uns ferner die Christoph Merian-Stiftung unterstützt und damit sicherlich im Sinne ihres Stifters gehandelt. Auch die Freiwillige Akademische Gesellschaft hat sich unserer Bitte um einen Beitrag nicht verschlossen. E. E. Zunft zu Rebleuten sind wir für Ihre Unterstützung zu Dank verpflichtet. Zahlreiche Firmen haben unserem Gesuch um Hilfe grosszügig entsprochen. Wir danken herzlichst der Basler Handels-Gesellschaft AG, der DANZAS AG, der CIBA-GEIGY AG, der SANDOZ AG, der F. HOFFMANN-LA ROCHE & CO. AG, der Basler Versicherungs-Gesellschaft, der Jubiläumsstiftung der Versicherungsgesellschaften «Zürich»/Vita/Alpina, der Schweizerischen National-Versicherungs-Gesellschaft und der Genossenschaft Migros Basel für ihre Beitragsleistungen. Die Spender haben geholfen, eine ehrwürdige, für das Leben Basels und der Uni-

versität wichtige Institution zu erhalten. Die Beiträge dienten nicht nur der Erhaltung eines wertvollen historischen Gebäudes im Zentrum von Basel, sondern auch – und wohl in erster Linie – der Erhaltung eines geistigen Zentrums, das weit über die Stadt Basel hinausstrahlt.

Das Kuratorium schätzt sich glücklich, in der Person von Herrn Prof. Dr. Jan Milič Lochman, z.Zt. Rektor der Universität Basel, einen Nachfolger für unseren verehrten Herrn Prof. Dr. Ernst Staehelin sel. gewonnen zu haben. Wie jeder frühere Lektor wird auch Herr Professor Lochman auf seine Weise den Sinn und Zweck der Stiftung mit Leben und Geist erfüllen. Wir wissen, dass er aus dem Frey-Grynaeischen Institut ein Zentrum der theologischen Besinnung, der Forschung, der Begegnung und des ökumenischen Wirkens machen wird. Wir danken Herrn Professor Lochman dafür, dass er freudig die nicht leichte Aufgabe des Lektors übernommen hat. Mit seinen Söhnen hat er tatkräftig neben seinem Amt als Rektor die grosse mühselige Arbeit der Wiedereinrichtung der wertvollen Bibliothek übernommen. Wir wünschen ihm und seiner Familie eine glückliche und segensvolle Zeit im Institut.

Mein Dank gilt endlich auch meinen beiden Mitkuratoren, Herrn Nationalrat Dr. David Linder und Herrn Prof. Dr. Andreas Staehelin, die mit Tatkraft und Freude geholfen haben, dass die Renovation bewältigt und auch finanziert werden konnte.

Das Kuratorium darf mit Zuversicht in die Zukunft blicken. Wir sind überzeugt, dass unser Einsatz einer wertvollen, wichtigen und segensreichen Institution gilt.

Frank Vischer

Jahresbericht des Lektors für die Jahre 1981/82

Im Jahre 1980 ist ein wichtiges Kapitel in der Geschichte des Frey-Grynaeischen Instituts zu Ende gegangen. Am 11. September ist der Lektor, Prof. Dr. Ernst Staehelin, der bereits einige Monate vorher aus Altersgründen das Haus verlassen hatte, gestorben. Ernst Staehelin hat sich um das Institut ausserordentlich verdient gemacht. Nicht nur hat er eine umfassende Geschichte des Frey-Grynaeischen Instituts verfasst und darin den Stiftern und seinen bisherigen Vorgängern ein bleibendes Denkmal gesetzt; auch durch sein aktuelles Wirken im Amt des Lektors ist es ihm – zusammen mit seiner Frau Meieli Staehelin, geb. Kutter – vorzüglich gelungen, dem Willen der Stifter, in konzentrierter theologischer Arbeit und im unermüdlichen Bewähren des Geistes ökumenischer Gastfreundschaft, zu entsprechen.

Im Sommer wurde durch die Kuratoren des Instituts Prof. Dr. Jan Milič Lochman zum 8. Lektor des Instituts berufen. Der neue Lektor zog mit seiner Familie am 2. April 1981 in das trefflich renovierte Haus des Instituts ein. Im Wintersemester 1981/82 hielt er seine erste Übung im Rahmen des Lektorats, und zwar ein Seminar über Calvin's Institution. Damit knüpfte er an die gute Tradition des Hauses an, dessen Lektoren sich immer wieder mit den Klassikern der Reformation beschäftigten. Leider konnte das Seminar wegen der hohen Anzahl der Teilnehmer nicht im Hause selbst gehalten werden. Dies war erst im Sommersemester mit einer englischen Arbeitsgemeinschaft über die Zehn Gebote mit 21 Teilnehmern möglich. Doch auch abgesehen von diesen Lehrveranstaltungen kamen Studentengruppen und Einzelne bei besonderen Anlässen oder zu persönlichen Konsultationen ins Institut.

Eine grosse Aufgabe war das Aufstellen und Ordnen der grossartigen Bibliotheca Freyana. Während der Renovationsarbeiten befand sie sich

in der Universitätsbibliothek (wo die wertvollsten Teile aus Sicherheitsgründen als Depositum ständig aufbewahrt sind). In fast dreihundert Kisten kehrte sie ins Haus zurück und musste neu aufgestellt werden. Mit Hilfe von Studentengruppen und unter ständiger Mitarbeit von Tomas Lochman ist dies im Laufe von einigen Wochen geschehen, so dass sie den interessierten Gelehrten nicht nur aus Basel, sondern auch aus anderen Ländern wieder dienen kann. Dabei wurden die alten Basler Drucke, etwa die Ausgaben des griechischen Neuen Testaments aus dem 16. Jahrhundert, besonders gefragt. Gegenwärtig ist eine gründliche Revision des Bestands der Bibliothek im Vergleich mit dem Katalog im Gange, die vom Assistenten des Lektors, Erich Laubscher und von Tomas Lochman durchgeführt wird.

Unter den Zielsetzungen, welche der Stifter des Instituts seinem Haus und den künftigen Lektoren ans Herz legte, befindet sich ein Punkt, welcher sie anweist, «pacem et concordiam Christianorum», «Frieden und Eintracht unter den Christen», zu fördern. Nach den Erfahrungen des ersten Jahres erscheint diese weitsichtige Bestimmung des Stifters als besonders aktuell. Im Einklang mit seinen ökumenischen Interessen versucht der Lektor – wie sein Vorgänger – diesem Auftrag gerecht zu werden. Immer wieder konnte er in diesem Sinne Gruppen von ökumenisch engagierten Menschen willkommen heissen. So tagte die Ökumenische Kommission des Schweizerischen Kirchenbundes wiederholt im Frey-Grynaeum. Gruppen von schweizerischen und ausländischen Pfarrern und kirchlichen Mitarbeitern, evangelisch und katholisch, trafen sich dort. Im Anschluss an die Eröffnung des Konziljubiläums weilte der Bischof von Basel, Dr. Anton Hänggi, unter uns, wie vor ihm wiederholt der besondere Freund des Hauses, Pfarrer Peter Rotach mit seiner Frau. Die Stiftungsräte der Christentumsgesellschaft und auch der neuen Berta Hess-Cohn Stiftung fanden hier ihre Tagungsstätte. Dass sich auch die theologische Fakultät und andere Universitätsgruppen im Frey-Grynaeum gelegentlich trafen, ist selbstverständlich. Im Rektoratsjahr des Lektors wurden auch internationale Besucher im Haus empfangen, zum Beispiel das «Internationale Komitee für Geschichte des Sports» und andere.

Ausdrücklich sei vermerkt, dass seit der Renovation des Hauses Herr Richard Wagner an jedem Samstag seine Beratungsstunden für Flücht-

linge im Frey-Grynaeum wieder abhält: ein eindrückliches Beispiel stillen, treuen, wahrhaft menschenfreundlichen Einsatzes von über 40 Jahren.

Bei all solchen Anlässen – und im Alltag des Lebens – lernt man das alte, ruhige, doch zentral gelegene Gelehrtenhaus sehr zu schätzen. Es ist ein Heim von einmalig einladendem Charakter. Immer wieder entdeckt die Familie des Lektors am Tor und im Vorgarten Besucher und Passanten, die sich an der Schönheit der Anlage sichtlich freuen, sich nach der Zielsetzung des Instituts erkundigen und Interesse zeigen. Kein Zweifel: nicht nur die theologische Fakultät und die Universität, sondern auch die Stadt haben im Frey-Grynaeum ein Zentrum, von welchem geradezu anschaulich etwas vom vorbildlich frommen, weisen und tatkräftigen Geist unserer Vorgänger in die heutige Wirklichkeit verpflichtend und ermutigend hinausstrahlt. Denjenigen, die uns diese Möglichkeit Jahrhunderte hindurch erhalten haben – so dem gegenwärtigen Kuratorium, dessen Präsidenten Prof. Dr. Frank Vischer, dem Quästor Dr. David Linder und dem Beisitzer Prof. Dr. Andreas Staehelin – sind wir aufrichtig dankbar. Vor allem haben wir viele Gründe, des Stifters Johann Ludwig Frey dankbar zu gedenken und zwar desto mehr, weil gerade sein 300. Geburtstag naht. Einer Vergegenwärtigung seines vorbildlichen Lebenswerkes soll deshalb im Rahmen unseres Berichts der folgende Gedenkbeitrag gewidmet sein. Er stützt sich, wie könnte es anders sein, auf die umfassenden Forschungen des siebten Lektors unseres Instituts, Ernst Staehelin.

Johann Ludwig Frey: Sein Leben und Vermächtnis

Ein Basler Lebenslauf

Johann Ludwig Frey wurde am 16. November 1682 als das älteste Kind des gleichnamigen Vaters und der Mutter Maria Magdalena, geborene Gernler, zur Welt gebracht. Sein Vater war ein angesehener Kaufmann, Meister der Webernzunft, und Ratsherr. Obwohl die Familie schnell wuchs (Frey hatte noch 13 Geschwister), wurde dem Ältesten die beste Basler Erziehung zuteil. Nach der Absolvierung des Gymnasiums studierte er an der philosophischen Fakultät der Universität, die er mit einer uns erhaltenen Magister-Dissertation «De natura mentis humanae» erfolgreich abschloss. Darin zeigt er sich als Anhänger der neuen Philosophie von Descartes mit scharfer Abgrenzung der alten «tenebrosa Aristotelica philosophia» gegenüber. Nicht bloss unter dem Einfluss seiner frommen Eltern (die Mutter war die Tochter von Antistes), sondern aus eigener Entscheidung wählte er Theologie als die Disziplin seines Lebens. Sein geschätzter Lehrer war der Basler Vertreter «vernünftiger Orthodoxie», Samuel Werenfels. Freys besonderes Interesse galt den orientalischen Sprachen: neben dem Hebräischen erwarb er sich erstaunliche Kenntnisse des Arabischen, des Chaldäischen und des «Talmudischen». Auf diesem Gebiet liegt auch seine Abschlussarbeit für sein kirchliches Examen, nämlich eine interessante Abhandlung über das Christusbild Mohammeds. Danach wurde er in das Ministerium der Basler Kirche aufgenommen.

Wie es damals bei vielen Studenten üblich war, brach Frey nach dem Examen zu seinem «iter literarium» auf, um fremde Gelehrte kennenzulernen. Der Weg führte ihn über Zürich nach Genf (wo er vor allem den anderen Schweizer Vertreter der «vernünftigen Orthodoxie», J.-A. Turretini schätzte), dann nach Paris und nach Holland. Bereits von

Paris aus bewarb er sich auf Drängen seiner Verwandten in Basel (als 22jähriger!) zum ersten mal um eine vakante Professur in seiner Heimatstadt, und versuchte es gleich nach seiner Rückkehr noch zweimal, umsonst. Es handelte sich nach der Sitte der Zeit um verschiedene Professuren, wofür er jedoch dank seiner umfassenden allgemeinen Bildung (für welche seine reiche Bibliothek bis heute stilles Zeugnis ablegt) durchaus qualifiziert war. Aber erst nach einer Privatdozentur und ausserordentlichen Professur (welche er 1710 für zwei Jahre mit dem neu errichteten Pfarramt in Kleinhüningen verband) konnte er an seiner alma mater voll Fuss fassen: er wurde zum Ordinarius für Geschichte gewählt und durfte zugleich als Extraordinarius für Theologie wirken. Erst 1737, nachdem die theologische Fakultät (welche damals drei Ordinariate hatte) in kurzer Zeit nacheinander zwei ihrer Lehrer verlor, wechselte Frey voll und endgültig in seine theologische Fakultät über, und zwar auf den für ihn wohl passendsten Lehrstuhl für Altes Testament. Er blieb ihm treu, auch nachdem der an sich höher eingestufte Lehrstuhl für Neues Testament vakant wurde.

Die nun folgende Zeit war wohl einer der glücklichsten Lebensabschnitte Freys, zugleich eine der «Sternstunden» der Basler theologischen Fakultät. Drei tüchtige Kollegen standen nebeneinander: der grosse Lehrer Samuel Werenfels, Frey – und bald auch der «andere Stifter» unseres Instituts, Johannes Grynaeus, mit welchem Frey innige Freundschaft verband. (Ein gediegenes Holzschränkchen, das sich bis heute im Frey-Grynaeum befindet, und welches die drei Freunde aus eigenen Mitteln zur Aufbewahrung von Fakultätsdokumenten gestiftet haben, ist ein bleibendes Denkmal dieser glücklichen Zeit).

Leider zerbrach das Triumvirat recht bald: 1740 starb der Patriarch Werenfels, 1744 leider auch noch der mit Abstand Jüngste, Johannes Grynaeus. Frey indessen wuchs zu einer der massgebendsten Persönlichkeiten der Universität. Zweimal wurde ihm ehrenvoll das Amt des Rektors angetragen – er lehnte jedoch, wohl aus aufrichtiger Bescheidenheit, beide Male ab. Dagegen diente er seiner alma mater als «bibliothecarius ordinarius primus» und in anderen Funktionen. Als er (seine Gesundheit war schon seit 1722 angeschlagen) nach kürzerem akuten Leiden «seine Seele dem Schöpfer übergeben und also sanft und selig in dem Herrn entschlafen ist» (wie es in der Abdankungspredigt

von Andreas Zwinger zu seinem Tode am 28. Februar 1759 steht), trauerte um ihn die ganze Universität und viele in der Basler Kirche und Stadt. Er wurde in der Leonhardskirche begraben, in einem Grab, welches für ihn längst bestimmt war, das er jedoch zur Bestattung von Johannes Grynaeus zur Verfügung stellte. Bis heute kann man in der Kirche das Epitaph lesen mit folgender Charakteristik: Vir eruditionis incomparabilis, historicus, theologus summus, linguarum orientalium thesaurus, de Academia, Ecclesia et bonis literis post fata etiam per Institutum Freyio-Grynaeanum optime meritus.

Es ist nicht leicht, der Vielfalt eines so reichen Lebenswerkes in kurzer Würdigung gerecht zu werden. Ich beschränke mich auf drei Hinweise: zu Freys theologischem Profil; zu seiner kirchlich-ökumenischen Tätigkeit; zu seiner Stiftungstat.

Theologe

Die Stärke von Johann Ludwig Frey liegt nicht im Bereich theologischer Publikationen. Er faszinierte vor allem als Lehrer, dem ein intensiver Verkehr mit den Studenten wichtig war, und der auch deswegen besonders geschätzt wurde. Seine literarische Produktion ist weniger ergiebig. In einem relativ schmalen Konvolut im Besitz des Frey-Grynaeums sind fast alle seine Arbeiten erfasst. Und auch im Blick auf den Inhalt ist Ernst Staehelin zuzustimmen: Es handle sich, «obwohl Frey ohne Zweifel über eine grosse Gelehrsamkeit verfügte, nicht um bedeutende und originelle Leistungen».

Immerhin: mit diesem Vorbehalt lässt das publizierte Lebenswerk – vor allem die recht interessante Schrift «De officio doctoris Christiani» (eine Grundlage für fünf theologische Disputationen aus dem Jahre 1711) – sein theologisches Profil recht klar sichtbar werden. Wurde für Frey Samuel Werenfels zum massgebenden theologischen Lehrer, so ist zu erwarten, dass er in seiner zentralen theologischen Position der «vernünftigen Orthodoxie» zuneigt. Wie ihre Bezeichnung signalisiert, stellt diese theologische Schule einen Übergang dar zwischen der protestantischen Hochorthodoxie (welche in Basel etwa durch Amandus Polanus eindrücklich repräsentiert wurde) und zwischen der späteren

rationalistischen Theologie der Aufklärungszeit. Beide Extreme sollen vermieden werden: rigoroser Fundamentalismus wie auch uferloser Rationalismus. In solchem «Dazwischen» bewegt sich die Denkart von Frey. Dies zeigt bereits seine Vorentscheidung in der Frage nach der Auslegung der Schrift: sie ist und bleibt die letzte Autorität; doch keine Auslegung ist anzuerkennen, deren Ergebnisse uns in Widerspruch zu evidenten Erkenntnissen unserer Vernunft stürzen. Es wurden uns durch den Schöpfer doch die beiden «Lichter» gegeben: das «lumen revelationis» wie das «lumen naturale». Ihr Einklang ist unbedingt zu suchen – was allerdings zugleich gegen das rationalistische Extrem (repräsentiert etwa durch die Deisten) zu betonen ist: es ist reine Hybris, falls sich unsere Vernunft zum letzten Massstab des Glaubens erheben will.

Ein besonders starker (und zugleich zukunftsträchtiger) Zug des Freyschen Denkens ist seine entschlossen *praktische Orientierung.* Ihm ist jedes Verweilen im theoretischen Bereich und jede sich verselbständigende Spekulation fremd. Da formuliert er recht kategorisch: «Doctrina Christiana doctrina perfectionis est, ostendens, quibus modis summam in hac et praecipue altera vita perfectionem consequi posset homo.» Der Heilsintention Gottes geht es um die Vervollkommnung des Menschen; dies ist auch das Ziel der Heiligen Schrift. Darum kommt dem Theologen, will er ein wahrer doctor Christianus sein, die Aufgabe zu, «das menschliche Leben aufs Wirksamste zu reformieren und es durch Tugenden zu schmücken». Das Leben Jesu ist ihm dazu das schönste Vorbild. Alle seine Verheissungen sind «ad praxin piae vitae» ausgerichtet; darauf sollen auch unsere dogmatischen Bemühungen hinzielen.

Kirchenmann

Das «praxisorientierte Christentum» Freys ist nicht mit antidogmatischem Praktizismus – etwa im Sinne der späteren Aufklärung – zu verwechseln. Das zeigt sich in seiner konkreten *kirchlich-ökumenischen* Tätigkeit recht eindeutig. Frey nahm engagiert am konkreten Leben und an fälligen Entscheidungen seiner Basler Kirche teil. Er

wirkte dabei vermittelnd, scheute jedoch klare Entscheidungen in strittigen Fällen keineswegs. An zwei Beispielen möchte ich dies belegen.

Seit 1705 wurde das reformierte Basel durch eine neue geistliche Strömung beunruhigt: In Stadt und Land wurden Tendenzen zum separatistischen Pietismus spürbar. Aus an sich verständlichem Protest gegen die etwas erstarrte offizielle Kirche versammelten sich Gruppen von aufgeweckten Menschen in besonderen Konventikeln, vernachlässigten den üblichen Gottesdienst und weigerten sich zum Teil, den militärischen Verpflichtungen nachzugehen. Politische und kirchliche Obrigkeit wurde alarmiert. Wie sollte man sich solchen Tendenzen gegenüber verhalten? Viele rieten zur radikalen Lösung durch Gewaltmassnahmen. Als jedoch Frey und seine Freunde um Stellungnahme gebeten wurden, so klang ihr Rat anders: Die ursprüngliche Intention der Separatisten sei in ihrem relativen Recht anzuerkennen. Darum sei zu differenzieren und geduldig zu verfahren. Für fällige Gegenmassnahmen seien nur diejenigen Mittel zulässig, die dem Geiste des Evangeliums und den Grundsätzen der Reformation entsprechen: also Belehren und geistlicher Widerspruch, keineswegs Gewalt.

Die Toleranz, welche aus solchem Ratschlag spricht, gilt für Frey keineswegs unbeschränkt. Er weiss zu unterscheiden zwischen den Fundamentalwahrheiten des Glaubens und denjenigen, welche sich eher auf Randgebiete beziehen. Wird das Wesen des christlichen Glaubens getroffen, so ist dies in der Kirche nicht zu tolerieren; hier ist eine klare Stellung zu beziehen. Dieser andere Aspekt des kirchenpolitischen Verhaltens Freys wird durch seine Haltung im anderen strittigen Fall, wo er um Rat gebeten wurde, und der die Basler Öffentlichkeit für Jahrzehnte in Atem hielt, dem «Wettstein-Handel», illustriert.

Johann Jakob Wettstein war ein begabter, scharfsinniger, aber auch ehrgeiziger und eigenwilliger Theologe. Er war mit Frey verwandt, auch sein Schüler, ging jedoch eigene Wege. Als Diakon der Leonhardsgemeinde erweckte er durch seine Predigten gewisse Unruhe unter den rechtgläubigen Baslern, weil er es wagte, nicht nur in peripheren Fragen, sondern auch im Bezug auf die Gottheit Christi recht unbestimmt, ja zweideutig zu lehren. Darüber hinaus machte er sich durch seine textkritischen Arbeiten über das Neue Testament, die er bei

seinen Verwandten in Amsterdam publizierte, bei den Theologen recht verdächtig, und zwar nicht nur bei den Baslern, sondern auch in anderen helvetischen evangelischen Ständen. Die Basler kirchlichen (und zum Teil auch politischen) Behörden – darunter auch seine Lehrer, vor allem Frey – fühlten sich herausgefordert. Wettstein wurde als Diakon der Basler Kirche abgesetzt. Er begab sich nach Amsterdam, behielt jedoch seine alte alma mater weiterhin im wachen Auge: Es gab jahrelang wenige Berufungsverfahren, bei welchen er seine Kandidatur nicht angemeldet hätte, wenn auch – wegen der beharrlichen Weigerung theologischer Kreise – ohne Erfolg.

Nachdem Wettstein eine Professur am Kollegium der Remonstranten in Amsterdam zugesprochen wurde, rechnete er mit seinen Basler Opponenten ab und wandte sich dabei vor allem gegen seinen Vetter und Lehrer Frey. Eine der letzten Schriften Freys war deshalb eine Apologie gegen dessen Angriffe, die er an den holländischen Freund Wettsteins, Jakob Krighout, richtete.

Der beharrliche Widerstand gegen Wettstein zeigt den Ernst der Freyschen vernünftigen Orthodoxie. Dass dies keine grundsätzliche Engstirnigkeit war, bewies er immer wieder, besonders in seiner ökumenischen Aufgeschlossenheit. Frey hatte viel Verständnis für Glaubensbrüder, vor allem unter den bedrängten Christen. Schön kommt dies etwa an seinem Verhalten den böhmischen Protestanten gegenüber zur Geltung. Als der Prediger Vaclav Blanicky in der Schweiz nach Unterstützung für seine böhmische Exilantengemeinde suchte, fand er in Frey einen hilfsbereiten Fürsprecher. Frey bekannte sich zum tschechischen Reformator Jan Hus und wusste sich dessen Jüngern als reformierter Theologie besonders nahe. Es ist auch ihm zu verdanken, dass Blanicky's Kollekte in der evangelischen Schweiz recht erfolgreich wurde. Er zögerte auch nicht, die Erben der ursprünglichen hussistischen Reformation im Vergleich mit den «unechten» (d. h. der Herrnhuter Mission) eindeutig zu bevorzugen.

Der Stifter

Ein bleibendes Denkmal setzte sich Frey durch seine vorbildliche Stiftung: durch Begründung des Frey-Grynaeischen Instituts. Wie kam es

dazu? In der Oratio funebris vom 18. 4. 1760 schilderte der erste Lektor des Instituts aus persönlicher Kenntnis die Überlegungen Freys. Zusammen mit seinem jüngeren Freund Grynaeus litt er unter dem geringen Niveau der philologischen und theologischen Bildung der Studenten. Dies war zum Teil strukturell bedingt: die theologische Fakultät hatte nur drei Professoren. Darum beschlossen die Freunde, aus eigenen Mitteln – sie waren beide recht vermögend und ledig – ein Lektorat, eigentlich eine zusätzliche Professur, zu schaffen, mit dem Auftrag, an den zu wählenden «wahrhaftig gottesfürchtigen, eifrigen und wohlgelehrten» Lektor vor allem drei Anforderungen zu stellen: a) die göttliche Wahrheit der Heiligen Schrift zu erweisen; b) ihre echte Auslegung zu pflegen und c) Frieden und Eintracht unter den Christen zu fördern. Einen geeigneten Rahmen für solche Bemühungen sollte die reiche Bibliothek der beiden Freunde, vor allem die grosse, mit Sorgfalt und Leidenschaft gesammelte Bibliothek Freys, bilden.

Zum ersten Lektor bestimmte noch Frey selbst Jakob Christoph Beck. Ursprünglich sollte dem Institut das eigene Haus Freys am Leonhardsgraben als Domizil dienen. Aber dieses Gebäude erschien dem ersten Lektor nicht besonders geeignet. Darum schlug er vor, das Haus zu verkaufen und dafür sein eigenes Haus am Oberen Heuberg zu erwerben. Die Inspektoren (Kuratoren) der Stiftung waren einverstanden und so wurde das schöne Haus «zu den Drey Mönchen» für Jahrhunderte der Sitz des Frey-Grynaeischen Instituts.

Sieben Lektoren, alle zugleich Professoren der theologischen Fakultät, waren im Sinne der Stiftungsurkunde im Hause tätig. Die Tafel am Eingang in die Bibliothek erinnert heute an sie: Jakob Christoph Beck (1759–1785); Johann Rudolf Buxtorf (1785–1831); Karl Rudolf Hagenbach (1831–1874); Emil Kautzsch (1874–1880); Rudolf Stähelin (1880–1900); Paul Wernle (1901–1936); Ernst Staehelin (1936–1980). Alle bemühten sich – zusammen mit vielen verständnisvollen und opferbereiten Stiftungsräten – auf ihre je eigene Art, der Zielsetzung des Stifters zu entsprechen. Akzente konnten dabei wechseln. Doch für alle blieb das Vermächtnis des Stifters wegweisend:

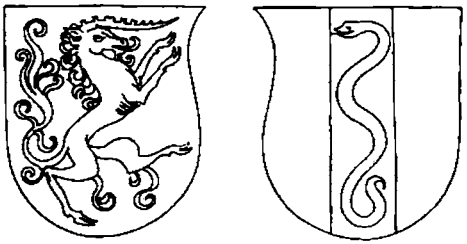
Das Vermächtnis eines *Basler Theologen,* dessen Herz für das biblische Fundament der christlichen Kirche schlägt, dabei jedoch für die vernünftigen Anliegen der Kultur seiner Zeit aufgeschlossen ist:

eines *Kirchenmannes,* der seinem konkreten Standort Treue hält, dabei jedoch in ökumenischer Aufgeschlossenheit nach Christen und Mitmenschen aus anderen Bereichen Ausschau hält; eines *Universitätslehrers,* dessen Gelehrsamkeit Frömmigkeit nicht ausschliesst – und umgekehrt; und eines in praktischer Bewährung hilfsbereiten Christen, der es wagt, über seine privaten Interessen hinaus zugunsten seiner Mitmenschen langfristige Initiativen – wie es eben die Stiftung unseres Instituts war – zu unternehmen.

Dieses Vermächtnis zu ehren und im Wandel der Zeit weiterzuführen – dies ist die bleibende Aufgabe und unverbrauchte Chance des Hauses, der Stiftungsräte und der Lektoren des Frey-Grynaeischen Instituts.

Basel, im Herbst 1982

Der Lektor des Frey-Grynaeischen Institutes:
Jan Milič Lochman



JAHRESBERICHT

DES
FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL
FÜR DIE JAHRE 1983 UND 1984

Bericht des Lektors

Die Jahre, über welche hier zu berichten ist, bedeuteten für das Frey-Grynaeum – nach der kurzen Periode des Umbaus – den Neuanfang in der traditionellen Arbeitsweise. Die ehrwürdige Bibliothek steht nun im alten Glanz und dient auch den Forschern, vor allem denjenigen, welche sich mit der Basler Theologiegeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts beschäftigen. Es ist erfreulich, dass das Interesse für diese Geschichte wächst, und zwar vor allem in den USA: immer wieder konnten wir amerikanische Doktoranden im Hause willkommen heissen. Die Bücherbestände unserer Bibliothek konnten übrigens erweitert werden durch ein grosszügiges Legat, das die Witwe seines Freundes, des bekannten Orientalisten Prof. Dr. Rudolf Mach aus Princeton, dem Lektor zur Verfügung gestellt hat. Die meisten wertvollen Bücher dieser Rudolf-Mach-Bibliothek stehen verständlicherweise im Theologischen und im Orientalischen Seminar. Der allgemeinere Teil – vor allem die neueren Ausgaben philosophischer und theologischer Klassiker – wurde in unserem Institut aufgestellt und ist bereits katalogisiert.

Der Lektor des Instituts hat die Aufgabe, eine seiner Lehrveranstaltungen im Semester im Rahmen des Frey-Grynaeischen Lektorats abzuhalten. Im Wintersemester 1982/83 war dies das Seminar über «Theologische Themen in der Philosophie von Karl Jaspers», 1983/84 die Vorlesung «Das Unservater – Zur Theologie des Herrengebetes». Diese Lehrveranstaltungen konnten nicht im Hause gehalten werden, wie dies früher üblich war, weil die Zahl der Teilnehmer unsere Raumkapazität weit übersteigt. Dagegen konnte in den beiden Sommersemestern die Englische Arbeitsgemeinschaft, die sich meistens mit den Themen der ökumenischen Theologie beschäftigt, im Institut stattfinden: zur Genugtuung von Studierenden, welche die menschenfreundlichen Räume des Instituts immer mehr schätzen.

Besonders geeignet sind die Räumlichkeiten des Frey-Grynaeums für kleinere Kreise und Beratungen. Sie werden in diesem Sinne gerne benutzt. Man kann sagen, dass das Institut im Laufe der Zeit zu einer bescheidenen, doch sinnvollen «ökumenischen Begegnungsstätte» geworden ist. Einige Beispiele: die Ökumenische Kommission des Schweizerischen Evang. Kirchenbundes tagte hier; der Stiftungsrat der Christentumsgesellschaft, die Berta Cohn-Hess Stiftung, die Arbeitsgruppe Beinwil hielten ihre Sitzungen regelmässig im Hause. Daneben stand das Institut vor allem der Universität und der Theologischen Fakultät zu einer ganzen Reihe von Beratungen zur Verfügung, besonders dann, wenn eine stille und vertrauliche Atmosphäre erwünscht war. Aber auch für besondere wissenschaftliche Anliegen war das Haus offen: wiederholt konnte Prof. Dr. Herbert Cahn mit einem Kreis von interessierten Studierenden auf deren Wunsch hier ein «Numismatisches Wochenende» abhalten. Dass immer wieder auch ausländische Wissenschaftler oder Ökumeniker das Institut besuchen – darunter oft ganze Pfarrer- und Theologengruppen zu Beratungen über ökumenische und theologische Probleme (so etwa der Pfarrerkreis aus dem Dekanat Lörrach) –, versteht sich bei der ökumenischen Tätigkeit des Lektors von selbst.

Der Zeitabschnitt, über den wir berichten, war jedoch vor allem dadurch gekennzeichnet, dass es die Zeit war, in welcher der Lektor zugleich als Rektor und Prorektor der Universität tätig war. Dadurch ergaben sich enge Kontakte zwischen dem Frey-Grynaeum und dem Kollegiengebäude, für den Lektor konkret mit den Kollegen im Rektorat und mit den Mitarbeitern der Verwaltung. Sie fanden – neben den oben erwähnten Beratungen – gelegentlich auch im feierlicheren Rahmen ihren Ausdruck. Es war dem Lektor und seiner Frau eine besondere Freude, im erweiterten Kreise des Rektorats den 60. Geburtstag seiner beiden Vorgänger feiern zu dürfen. Und unvergessen bleibt die Abschiedsfeier für den verdienten Adjunkten des Rektors, Dr. Adrien Veillon, zu der die ganze Verwaltung der Universität gerne eingeladen wurde. Dabei erwies sich auch der schöne Vorgarten – der immer wieder Bewunderung von Besuchern und Passanten hervorruft – als ein besonders ansprechender Rahmen. Der besonderen Verbindung zwischen Lektorat und Rektorat möchte ich die kleine Betrachtung wid-

men, die ich – darin meinem Vorgänger Ernst Staehelin folgend – diesem Bericht anschliesse.

Doch zunächst ist es mir ein wirkliches Bedürfnis, den aufrichtigen Dank denjenigen auszusprechen, die den erfreulichen Dienst ermöglichen und mittragen. Denjenigen, die durch ihre grosszügigen Zuwendungen die Renovation des Hauses ermöglicht haben, hat der Präsident des Kuratoriums im letzten Bericht unseres Instituts ausdrücklich und eindrücklich gedankt. Ich schliesse mich dem Dank aus Überzeugung und Erfahrung an. Ich möchte jedoch darüber hinaus den Kuratoren selbst von Herzen danken: dem Präsidenten, Prof. Dr. Frank Vischer; dem Kassier Dr. David Linder; und Prof. Dr. Andreas Staehelin. In ihrer treuen, fröhlichen und wirksamen Hilfsbereitschaft sind sie für mich der glaubwürdige Beweis, dass der gute Geist, in welchem das Frey-Grynaeum 1747 gegründet wurde, weiterhin lebt und Früchte trägt.

Basel, im Sommer 1984

Der Lektor des Frey-Grynaeischen Institutes
Jan Milič Lochman

Der Lektor als Rektor

Es gibt wohl kein anderes Haus in Basel, in welchem so viele Rektoren der Universität gelebt und gewirkt haben, wie das Frey-Grynaeum. Alle bisherigen Lektoren bekleideten für längere oder kürzere Zeit das Amt des *vir magnificus*. In der alten Zeit, als es nur wenige Professoren gab, nicht bloss einmal, sondern bis zu fünfmal. Und noch in unserem Jahrhundert war der einzige Gelehrte, der dreimal zum Rektor gewählt wurde, der Lektor unseres Instituts. Hier die genaue Übersicht:

Jakob Christoph Beck (Lektor 1759–1785) war Rektor der Jahre 1750, 1758, 1766, 1777.

Johann Rudolf Buxtorf (Lektor 1785–1831) war Rektor 1788, 1801, 1813, 1817, 1821.

Karl Rudolf Hagenbach (Lektor 1831–1874) war Rektor 1832, 1840, 1849, 1862.

Emil Kautzsch (Lektor 1874–1880) war Rektor 1879.

Rudolf Stähelin (Lektor 1880–1900) war Rektor 1883.

Paul Wernle (Lektor 1901–1936) war Rektor 1916.

Ernst Staehelin (Lektor 1936–1980) war Rektor 1933, 1939, 1960.

Diese einzigartig enge Beziehung zwischen Lektorat und Rektorat ist sicher nicht im Sinne eines mechanischen Kausalzusammenhanges zu verstehen, vielleicht aber als ein Zeugnis davon, dass sich das «Hinterland», die geistige Atmosphäre des Hauses, fürs Ausüben des anspruchsvollen Universitätsamtes als besonders hilfreich erweist. Dies war jedenfalls meine Erfahrung. Sie gibt mir den Anlass, die Miszellen des diesjährigen Berichtes nicht, so wie üblich, mit den Aufgaben des Lektors, sondern des Rektors zu verknüpfen.

Es gehört zu diesen Aufgaben die Verpflichtung, sich im Namen der Universität immer wieder an die breitere Öffentlichkeit zu wenden: in

der Stadt, aber auch bei nationalen und internationalen Anlässen. Dies ist nicht leicht, weil man sich auf ungewohnte Kontexte einlassen und auf nicht so bekannte Gebiete begeben muss. Doch dies ist zugleich die sinnvolle Chance, auf den organischen Zusammenhang des geistigen Erbes – aus welchem die Idee der Universität lebt – hinzuweisen. Ich habe mich als Rektor gerne bemüht, diese Chance zu ergreifen. In diesem Sinne sind die folgenden drei Beiträge, die sich mit Anlässen von drei verschiedenen Schwesternfakultäten befassen, als kleine Beispiele solcher Versuche zu verstehen.

Grusswort an den Parthenonkongress am 4. April 1982

Dass wir am heutigen Tag in Basel den Parthenonkongress eröffnen können, ist für uns gewissermassen ein Geburtstagsgeschenk, denn am heutigen Tag feiert unsere Universität ihren Geburtstag. Am 4. April 1460 wurde sie gegründet.

Erlauben Sie mir deshalb, unseren Anlass unter ein Wort zu stellen, welches mit dem Ursprung unserer Universität aufs engste zusammenhängt. Sie werden in den folgenden Tagen wohl immer wieder daran vorbeigehen – es steht, im Stein gemeisselt, beim Haupteingang unseres Kollegiengebäudes. Es handelt sich um einen Satz aus der Stiftungsbulle des Papstes Pius II.: «MORTALIS HOMO EX DONO DEI PER ASSIDUUM STUDIUM ADIPISCI VALET SCIENTIAE MARGARITAM...». Das Wort meint die Hohe Schule, bietet eine bis heute bleibende Vision der Universität als Stätte von Zielsetzungen, die über das Pragmatisch-Nutzbare hinausstrebt, um sich der Frage nach der letzten Bestimmung des Menschseins zu stellen. Man kann es jedoch auf jede menschliche forschende Bemühung beziehen. Gilt es nicht auch von Ihrem Kongress? Man nehme nur die beiden Schlüsselworte: ASSIDUUM STUDIUM: Wieviel beharrliche Arbeit wurde von Ihnen in die Vorbereitung unseres Symposiums investiert – ich denke nur an Herrn Berger und seine Mitarbeiter hier in Basel. Und die SCIENTIAE MARGARITA: ihre wissenschaftliche Arbeit gilt dem Parthenon, dieser wahren Perle europäischer Kultur. Im weiteren Sinne geht es um den Dienst am kostbaren antiken Erbe; um dessen womöglich präzise

Erforschung; aber auch um dessen Vergegenwärtigung und lebendige Präsenz unter uns heute. Ein solches Programm lässt das Herz gerade unserer Universität von ihrem Ursprung her hoch schlagen, spricht uns über die Grenzen der Fakultäten hinaus an, *ist* ein Geburtstagsgeschenk.

Es fällt doch auf: die fruchtbarsten Epochen der Basler Universität wurden durch Ringen um Bewahren des antiken Erbes gekennzeichnet; nicht ausschliesslich, es ging hier immer wieder auch um das biblische Erbe; neben Athen galt es Jerusalem gerecht zu werden, neben den griechischen Denkern den Propheten und Aposteln. Doch ging es in den grossen Zeiten unserer Hochschule – und man kann sagen: auch dieser Stadt – sehr oft gerade darum, die spannungsreiche Einheit des abendländischen Geistes zu bewähren. Ich denke an das Zeitalter der Reformation und des Humanismus: mit Recht wurde Basel – durch Männer wie Oekolampad und Erasmus geprägt – immer wieder als «Humanistenstadt» angesprochen. Aber auch etwa im späten 19. Jahrhundert: Burckhardt, Bachofen, Nietzsche – alle haben sich um forschende Wiederentdeckung der Antike verdient gemacht. Und so bis in die heutige Zeit: Ich war bereits als Basler Student und dann als Lehrer immer wieder beeindruckt, wie ernst hier um glaubwürdige Vermittlung des geistigen Erbes der Antike und des Christentums gerungen wurde: ohne billige Abstriche an der ausgeprägten Identität unterschiedlicher Erscheinungen, ohne vordergründige Verwischungen von Divergenzen, doch in dialogischer Bemühung um gegenseitigen Bezug in der Tiefe des Menschseins. Die Namen wie Karl Jaspers, Oscar Cullmann, Karl Schefold stehen – mit manchen anderen – für solche Bemühungen, der letzte mit seiner bewegenden, uns alle hier gerade heute treffenden Hoffnung, «dass damit der göttliche Grund sichtbar wird, den Anaxagoras im Nous geahnt und Pheidias im Parthenon sichtbar gemacht hat». Kein Zweifel, meine Damen und Herren: Sie sind mit diesem Kongress, mit Ihrem Programm, in Basel auf einem geistig verwandten, geradezu heimatlichen Boden.

Wenn ich nun über diese Feststellung hinaus von meinem eigenen Standpunkt aus – dem eines evangelischen Theologen – in einigen Sätzen andeuten darf, was mich aus Ihren Vorbereitungen und Zielsetzungen im breiteren geistesgeschichtlichen Kontext besonders an-

spricht, so ist es die Erfahrung von der Verwundbarkeit *und* der Erneuerungskraft des geistigen Erbes. *Beides* wird doch durch Ihre Akropolisarbeit höchst anschaulich belegt. *Verletzbarkeit:* Wieviele Schläge hat dieses eminente europäische Denkmal in seiner bewegten Geschichte erlitten. Im Altertum. Im Mittelalter. Aber auch in neuerer Zeit – in unserer Gegenwart vielleicht nicht so durch direkte Anschläge und Attacken, bewusste Zerstörungsaktionen, sondern mehr indirekt, durch schädigende Umwelteinwirkungen unseres modernen Lebensstils. Am Geschick Parthenons wird es sichtbar. Es ist das schönste Werk menschlicher Hände offenbar ein verletzliches Werk. Es ist nicht automatisch «zeitlos», beständig, «aere perennius». Es muss geschützt, gepflegt, bewahrt werden, gegen Missgunst – und auch gegen die vermeintliche Gunst – der Zeit. So leicht geht Unersetzliches verloren. Es ist fällig, es ist nötig, sich dafür einzusetzen. ASSIDUUM STUDIUM im Dienste der MARGARITA SCIENTIAE, der Perle der Kultur, wird zur Forderung der Zeit.

Doch kann man, Gott sei Dank, auch das andere erleben: die *Erneuerungskraft* der Kultur und des Geistes. Die so offensichtlich verletzbaren Werte sind lebensfähig und trotz allem: zukunftsträchtig – dort, wo sie Menschen finden, die sich ihnen öffnen. Dann zündet der Funke – um das Bild aus dem grossartigen Brief Platons zu gebrauchen –, stiftet Licht und Wärme. Was wären wir in unserer technokratischen Zivilisation und Lebensweise ohne das Feuer der Propheten und das Licht der Evangelisten, aber auch ohne die Tiefe der grossen Philosophen – und die Schönheit des Parthenons! Dies sind keine Luxusgüter für eine Elite, dies ist das Brot des Lebens für alle, denen es um Menschlichkeit im wahren Sinne des Wortes geht. Denn der Mensch lebt nicht bloss vom Handfesten, «Patentversicherten», sondern vom quantitativ Unverrechenbaren, Verletzbaren, doch für schöpferisches Leben Unerlässlichen. Die Humanisten sprachen in diesem Zusammenhang vom Wahren, Guten und Schönen; die Apostel von Glaube, Liebe, Hoffnung. Davon lebt der Mensch, und zwar sowohl in seinen persönlichen Beziehungen wie auch im Aufbau seiner gemeinsamen Kultur und Zivilisation.

Diesen Bereich des Menschlichen gilt es zu schützen und zu fördern. Darum: *assiduum studium* im Ausblick zur *margarita scientiae,* zur

lebenserneuernden Perle der Wissenschaft, der Kultur des Geistes.

Wir eröffnen Ihren Kongress am Palmsonntag. Palmsonntag heisst in meiner Muttersprache, der tschechischen, «Květná neděle», der «Blütensonntag». Ich hoffe, dies könnte ein gutes Vorzeichen für Ihre Tagung werden. Ich wünsche Ihnen – im Auftrag der Regierung des Kantons Basel-Stadt und im Namen der Universität – herzlich, dass Ihr Kongress eine neue Blütezeit der Parthenonforschung inaugurieren wird; dass Ihrem assiduum studium dieser Tage manche schöne Perle der Wissenschaft entspringt.

Ansprache zur Eröffnung des Schweizerisch-Deutschen Rheumatologenkongresses am 5. Oktober 1982

Ich möchte die Teilnehmer des Kongresses im Namen der Universität herzlich begrüssen. Sie sind uns gerne gesehene Gäste. Vor zwei Jahren haben Sie sich in Konstanz getroffen, heute in Basel. Diese Reihenfolge gibt mir zu denken. Sie haben mit der Wahl ihrer letzten Tagungsorte eine reiche «Kongress-Tradition» im Rücken. Konstanz und Basel: das waren doch die beiden Konzilsstädte des 15. Jahrhunderts. In diesem Jahre haben wir in unserer Stadt den 550. Jahrestag der Eröffnung des Basler Konzils gefeiert.

Die beiden Reformversammlungen waren Kongresse von europäischer Ausstrahlung. Ich darf dies biographisch illustrieren. Ich bin vom Ursprung her ein tschechischer Theologe, stamme also aus einem Bereich, welcher vom schweizerisch-deutschen Grenzgebiet recht weit entfernt ist. Doch von Kind auf waren mir die beiden Namen, Konstanz und Basel, wohl bekannt: dies waren die Städte auch unserer Geschichte – ich denke an Jan Hus in Konstanz und die grosse hussitische Abordnung in Basel. Darin wird die geistesgeschichtliche Schicksalsgemeinschaft Europas grenzüberschreitend sichtbar.

Mit dem Basler Konzil hängt auch die Gründung unserer Universität 1460 zusammen. Wir sind eine traditionsbewusste Hochschule, versuchen gerne, den Schatz geschichtlicher Erfahrung zu bewahren und womöglich zu mehren. Vielleicht ist es nicht fehl am Platz, aus diesem Schatz zur Eröffnung Ihres Kongresses an ein Stichwort zu erinnern.

Seit Jahrhunderten sammelt sich unsere Universität unter dem einen Wappenwort, wie es auf dem Rektoratssiegel steht: ein offenes Buch, offensichtlich die Bibel, und darauf vier lateinische Worte: PIE – IUSTE – SOBRIE – SAPIENTER. Es handelt sich um die vier klassischen Tugenden – Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Nüchternheit, Weisheit –, welche hier zugleich als vier anzustrebende Merkmale für die vier Fakultäten verstanden werden.

Es interessiert uns bei unserem Anlass vor allem, was der Medizinischen Fakultät als ihre «spezifische Tugend» zugeordnet wird: *sobrietas,* Nüchternheit. Die ironische Vermutung, dass damit bereits damals die Explosion von Gesundheitswesenkosten ins Visier gefasst wäre und die Mediziner also in diesem Sinne zur Ernüchterung aufgerufen würden, ist natürlich ein Anachronismus (wenn auch ein aktueller). In ursprünglicher Bedeutung nimmt das Wort sobrie vielmehr die alte Überlieferung antiker Weisheit auf, nach welcher ein gesunder Lebenswandel im Vermeiden von Exzessen, im Gleichgewicht der Kräfte, bestehe: eine bleibende Weisheit!

Doch das Wort weist noch tiefer. Es reflektiert die Einsicht in die Endlichkeit des menschlichen Daseins, nüchternes Wissen um die Anfälligkeit und Gefährdung des Menschen, und zwar in mitleidender Zuwendung zum Mitmenschen in seiner je eigener Not. Solche Nüchternheit ist das Charisma der Medizin, ihr Dienst auch an andere Wissenschaften. Dort wo Angehörige anderer Fakultäten gelegentlich im Flug von Gedanken in ideologischen oder technokratischen Konstruktionen ihre babylonischen Türme bauen, weiss der Mediziner um die menschliche Bedingung – sollte darum jedenfalls von seinem Alltag her wissen –, wendet sich ihr zu, überhöht und überfordert den Menschen nicht. Wir brauchen – ich spreche aus meiner Erfahrung im Rektorat – diese sobrietas der Medizin auch im Alltag der Universität immer wieder, wir brauchen nüchterne Ärzte in unserem Kreis.

Doch ist auch in die andere Richtung zu blicken: ich bin überzeugt, dass die anderen Akzente in den vier Worten auch umgekehrt für die Mediziner in ihrem Alltag sich als hilfreich erweisen könnten. So sicher auch das theologische PIE, nicht im Sinne vordergründiger Frömmlerei, wohl aber des Wissens um die letzte, unverfügbare Dimension des Menschseins sub specie aeternitatis, unter dem Gesichtspunkt der

Ewigkeit. Wir haben den Menschen – auch und gerade den Kranken – nie voll im Griff und sollten ihn auch nie voll in den Griff bekommen wollen. Es wäre eine gottlose, eine entmenschlichende Versuchung, das Unverfügbare des Menschseins nicht mehr positiv zu respektieren.

In diesem Anliegen treffen sich unsere Fakultäten, in «Ehrfurcht vor dem Leben» (wie der Theologe und Arzt Albert Schweitzer zu formulieren pflegte): das PIE und das SOBRIE erweisen sich nicht als Gegensätze, sondern als komplementäre Verhaltensweisen. Beide gehören zur UNIVERSITAS LITERARUM, und mehr: zum Reichtum eines menschenwürdigen Lebens. Wo eines fehlt, also: eine Nüchternheit ohne Ehrfurcht oder eine Frömmigkeit ohne nüchternes Wissen – da ist der Mensch, da wird die Universität gefährdet.

Ich wünsche Ihnen von Herzen, dass Ihre Tagung guten und fruchtbaren Verlauf nimmt: in nüchterner Forschung und in Ehrfurcht vor dem Geheimnis des Lebens.

Grusswort an die Jahresversammlung der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft am 9. Oktober 1982

Die Mitglieder und Gäste der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft treffen sich in diesem Jahr auf dem Boden der Universität Basel. Wir freuen uns darüber: sie sind gerade hier keine Fremdlinge, sondern wirkliche Hausgenossen in unserem Hause der Wissenschaften.

Ich begrüsse Sie in diesem Hause nicht nur als derzeitiger Rektor, sondern als ein Universitätsangehöriger von ganz bestimmter Couleur: als Mitglied der Theologischen Fakultät. Diese Tatsache lässt zunächst eine bestimmte Distanz vermuten. Wenn ich an symbolische Momente denke, in welchen unsere gemeinsame alma mater in Erscheinung tritt – ich meine etwa den Zug der Dozenten an unserem ehrwürdigen Dies academicus –, wie sieht es aus? An der Spitze des Zuges eine Handvoll Theologen. Am Schluss eine stattliche Zahl von Naturwissenschaftlern (und dazwischen helle Scharen von Medizinern, Juristen, Angehörigen der Philosophisch-Historischen Fakultät). Das heisst: wir sind weit

voneinander entfernt. Wir sehen *Sie* überhaupt nicht und für Sie sind nur die Rücken der Theologen aus der Ferne sichtbar.

Dies ist eine etwas kuriose Symbolik, doch wenn man an unsere gemeinsame Geschichte denkt, so entspricht dies leider auf weiten Strecken dem überwiegenden Sachverhalt. Die moderne Naturwissenschaft ging (aus ernstzunehmenden Gründen, nämlich um sich aus bevormundender Umklammerung durch Kirche und Theologie zu befreien) meistens auf Distanz zu Theologen. Und unter den Theologen überwog in ihrer Reaktion auf Sturm und Drang moderner Naturwissenschaft eine misstrauische Abwehrhaltung – hie und da aus begründeter Sorge angesichts der reduktionistischen Konsequenzen einer materialistisch verfestigten Wissenschaft, noch öfters jedoch aus kleingläubiger Verunsicherung und Ratlosigkeit. Auch hier wurde jedenfalls eine spürbare Distanz vorherrschend. Es gibt mir zu denken, dass selbst im grossartigen opus magnum der Theologie unseres Jahrhunderts, der Kirchlichen Dogmatik Karl Barths – also dem Werk, von welchem man durchaus sagen kann, dass ihm (fast) nichts Menschliches fremd sei – gerade in puncto Naturwissenschaft eine schmerzliche Lücke klafft.

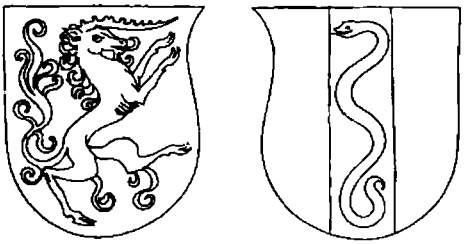
Es ist offenbar ein langer Weg – von der ersten zur letzten Fakultät (nach traditioneller Zählung). Muss das so sein? Ich bin überzeugt, dass es nicht so sein muss und dass es so nicht bleiben soll. Um jene Symbolik noch einmal aufzunehmen: Wie wäre es, wenn der Geist der Universität nicht bloss am Dozentenzug des Dies academicus in Erscheinung treten würde (also als die Reihe der nacheinander folgenden Fakultäten), sondern – wie es unser gemeinsamer Ursprung gebietet – als UNIVERSITAS SCIENTIARUM, ein *Kreis* der Wissenschaften, also eine einander zugewandte Gemeinschaft, wo man einander ins Gesicht (und nicht, wenn überhaupt, in den Rücken) sieht, dem Hausgenossen zuhört, mit ihm spricht. Übrigens: im Kreis würde die erste an die letzte Fakultät anschliessen: die Naturwissenschaftler würden zu Nachbarn der Theologen.

Ich weiss nicht, ob Sie eine solche Aussicht, eine solche Nachbarschaft erschrecken würde. Für mich möchte ich sagen: uns würde sie freuen. Und warum im Konditional sprechen? Mich freut sie – und ich sage es aus meinen bisherigen Erfahrungen im Rektorat. Denn dies alles ist offensichtlich kein leerer Traum. Um für Theologie zu sprechen: das

Thema der Natur, das vernachlässigte Thema, rückt in den letzten Jahren ins Zentrum des Interesses: in der Dogmatik – die Theologie der Schöpfung. In der Ethik: die Ehrfurcht vor dem Leben. Da brauchen wir Naturwissenschaftler, als Korrektur und Wegweisung.

Und ist es nicht so, dass auch von der anderen Seite her, von den Naturforschern heute im Vergleich mit der weltanschaulich dogmatisierten Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts viel mehr Verständnis für andere, zum Teil auch ungewohnte, zunächst befremdende Stimmen der anderen Fakultäten, darunter auch der theologischen, zu verspüren ist, besonders klar im Zusammenhang mit ganz brisanten ethischen Fragen in unserem Umgang mit der Natur und mit dem Menschen. Ich nenne hier in Basel nur den einen Namen als Beispiel: den Namen Adolf Portmanns.

Dies macht den Dialog im Rahmen der Universität möglich und nötig. Und zugleich: dies macht gerade die traditionsreichen Universitäten, wie es die Universität Basel ist, zum sehr zeitgemässen, spannenden und potentiell fruchtbaren Unternehmen. In solchem Rahmen ist ein Grusswort eines Theologen an die Naturwissenschaftler mehr als ein Kuriosum; und seine guten Wünsche für die Tagung der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft sind viel mehr als Akt der Höflichkeit.



JAHRESBERICHT

DES
FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL
FÜR DIE JAHRE 1985 UND 1986

Mit einem Rechenschaftsbericht
über eine ökumenische Weltreise

Bericht des Lektors

Unser Frey-Grynaeum, das «stille Gelehrtenheim am Heuberg», war schon immer die Stätte intensiver theologischer und historischer Forschung. Die literarische Produktion, welche in diesem Haus entstanden ist, nimmt sich in unseren Bibliotheken bereits optisch imponierend aus: man denke etwa an die vielen Bände, die wir nur K.R. Hagenbach oder Paul Wernle verdanken. Was liegt da näher, als dass sich der amtierende Lektor im Rahmen seines Lektorates gelegentlich mit den Werken seiner fleissigen Vorgänger befasst? Im Wintersemester 1984/85 habe ich dies mit dem Opus magnum meines unmittelbaren Vorgängers Ernst Staehelin «Die Verkündigung des Reiches Gottes in der Kirche Jesu Christi» (1951–1964) getan. Die sieben stattlichen Bände (neben der «Kirchlichen Dogmatik» Karl Barths der andere «Moby Dick», der «weisse Walfisch», aus der Produktion der Basler Theologischen Fakultät!) sind allerdings im Verlauf des einen Semesters schwer zu bewältigen. Eine anspruchsvolle Arbeitsteilung tat not, um im gut besuchten Seminar die Unzahl von «Zeugnissen aus allen Jahrhunderten und Konfessionen» zu sichten und ihr zentrales Thema, das Reich Gottes, aus- und aufzuarbeiten. Doch, so schien es, haben die meisten Studenten die Anstrengung weder gescheut noch bereut: wir verdankten dem Reichtum der Staehelinschen Bände manche unerwartete und bleibende Anregung.

Nicht weniger sinnvoll erwies sich im Rahmen des Lektorats die Beschäftigung mit dem Werk Karl Barths, welchem wir uns – in Barths Jubiläumsjahr – sowohl im WS 1985/86 (Der junge Karl Barth im Kontext der Dialektischen Theologie) wie auch im SS 1986 (im Proseminar über seine theologisch-politischen Schriften) dankbar zuwandten.

Frey-Grynaeum ist nicht bloss ein «stilles Gelehrtenheim», sondern auch ein bescheidenes «ökumenisches Zentrum». Es bietet mit seiner ehrwürdigen Bibliothek und mit seinen schönen Räumen die Basis für manche Aktivitäten. Immer wieder fanden hier Sitzungen kirchlicher oder akademischer Gremien statt, daneben aber auch kleinere festliche Anlässe. Zwei seien hier erwähnt. Es war dem Kuratorium unserer Stiftung (Prof. Dr. Frank Vischer, Dr. David Linder, Prof. Dr. Andreas Staehelin) und dem Lektor eine ausgesprochene Freude, am 28.9.1984 den Vertretern derjenigen Institutionen, welche dem Haus im Zusammenhang mit der notwendigen Renovation 1980/81 grosszügig beigestanden haben, in einer kleinen Feier herzlichen Dank auszusprechen und ihnen die renovierten Räumlichkeiten vorzustellen. Es war uns besondere Ehre, bei dieser Gelegenheit auch den neuen Vorsteher des Erziehungsdepartements, Herrn Regierungsrat Prof. Dr. H.R. Striebel, im Hause willkommen zu heissen. – Am 10.12.1984 lud die Frau des Lektors die Gattinnen und die Schwester der ehemaligen Rektoren der Universität zu einem bescheidenen, doch besonders fröhlichen Abendessen und Zusammensein ein.

Was das Äussere der Frey-Grynaeischen Anlage betrifft, so ist Erfreuliches zu berichten: die beiden historischen jüdischen Grabsteine aus den Jahren 1271 und 1403, die sich seit Jahrhunderten, gut sichtbar und geschützt, im Vorhof des Hauses befinden und viel Aufmerksamkeit der Vorbeigehenden auf sich ziehen, konnten wir fachmännisch restaurieren lassen. Für die Beratung und tatkräftige Hilfe sind wir Herrn Theodor A. Beck und Frau Katja Guth-Dreyfus zum Dank verpflichtet.

Im Sommersemester 1985 ruhten die Aktivitäten im Frey-Grynaeum während der Abwesenheit des Lektors, wenn auch nicht ganz: seine Familie sorgte für das Haus und die nötigsten Aufgaben. Über die Tätigkeit des Lektors in diesem Zeitabschnitt informiert die folgende «Rechenschaft über eine Weltreise». Man kann sich wohl fragen, ob solch eine Rechenschaft den Rahmen des Institutsberichts nicht sprengt. Gehören «Weltreisen» zum Aufgabenkreis des Lektorats? Sicher nicht im allgemeinen. Doch zeigt das Stichwort «ökumenisch unterwegs» eine mögliche – und meiner Überzeugung nach wirkliche – Verbindung: Was mich an der Zielsetzung des Frey-

Grynaeums immer wieder besonders anspricht, ist der Akzent, der in einer erstaunlichen Weitsichtigkeit bereits in der Stiftungsurkunde vom 1. März 1747 gesetzt wird: es gelte, in diesem Hause «den Frieden und die Eintracht der Christen» zu fördern. Fern vom Hause war ich dem Geiste des Hauses keineswegs fern.

Für viel Verständnis und ermutigende Hilfsbereitschaft gilt vor allem dem Kuratorium und auch anderen Freunden des Hauses mein aufrichtiger Dank.

Basel, im Frühjahr 1986

Der Lektor des Frey-Grynaeischen Institutes:
Jan Milič Lochman

Ökumenisch unterwegs: Rechenschaft über eine Weltreise

Ein Freisemester?

Dozenten unserer Basler Universität haben kein verbrieftes Anrecht auf Freisemester. Die Regel, nach welcher für einen akademischen Lehrer und Forscher nach sechs Semestern ein «Sabbatical» folgt (in welchem er von seiner normalen Lehrtätigkeit entbunden ist) – vor allem in den USA, aber auch in manchen anderen Ländern, etwa in der Bundesrepublik gültig –, gilt in Basel nicht. Nur in ausserordentlichen und speziell begründeten Fällen wird durch die zuständigen Behörden ein Freisemester bewilligt, relativ häufig an der Philosophisch-Historischen Fakultät, selten an der kleinsten der Fakultäten, der Theologischen. Doch fünfjährige Tätigkeit im Rektorat ist auch im Falle des Theologen solch ein «begründeter Fall». Ich habe davon dankbar Gebrauch gemacht. Ein Freisemester ist sinnvoll, wenn die Möglichkeit gegeben und ergriffen wird, Kräfte und Gedanken wieder konzentriert auf das eigene Fachgebiet zu sammeln, neue literarische oder Forschungsprojekte auszuarbeiten, oder auch auswärtigen akademischen Verpflichtungen nachzugehen. Alle diese Gesichtspunkte waren mir während meines Sabbaticals wichtig. Im Folgenden möchte ich vor allem über den dritten berichten.

Ich habe während meiner Rektoratszeit eine Reihe von Auslandseinladungen erhalten. Fast in allen Fällen habe ich um Aufschub gebeten. Zwar gilt die uralte Bestimmung, nach welcher ein Basler Rektor in seinem Amtsjahr die Stadtmauern nicht überschreiten sollte, nicht mehr. Es ist jedoch klar, dass seine Präsenz in Stadt und Haus wünschenswert ist, dass er sich also bezüglich Auslandsreisen eine gewisse Askese auferlegen sollte. Das Freisemester bietet dann

Gelegenheit, das «Versäumte» nachzuholen und den Pendenzenberg in dieser Hinsicht abzubauen. In drei Etappen habe ich dies versucht.

Akademische Vorlesungsreihen

Zu den traditionsreichen Einrichtungen anglosächsischer Universitäten gehören die «*Lectures*», akademische Vorlesungsreihen, zu welchen alljährlich Vortragende aus anderen Universitäten eingeladen werden. Jede Hochschule, die etwas «auf sich hält», bemüht sich um solche «Lectures». Sie werden ihr durch Donationen vermögender Stifter ermöglicht. Sie tragen deshalb oft die Namen solcher Donatoren oder der Personen, welche die Stifter besonders ehren wollten. Im theologischen oder naturphilosophischen Bereich besonders berühmt sind zum Beispiel die «Gifford-Lectures», wie sie in jedem Jahr auf einer der vier klassischen schottischen Universitäten veranstaltet werden.

Ich hatte in den letzten Jahrzehnten immer das Privileg erhalten, zu solchen «Lectures» vor allem an die Hochschulen in den USA eingeladen zu werden – von den «Noble-Lectures» der Harvard Universität 1971 bis zu den «Norton-Lectures» am grossen Southern Baptist Seminary in Louisville 1983. In meinem Freisemester stellten drei Einladungen eine besondere Herausforderung dar: die «Cadbury-Lectures» an der Universität Birmingham, England; die «Anderson-Lectures» an der McGill Universität in Montreal, Kanada; und die «Warfield-Lectures» an der Hochschule, mit welcher ich seit Jahrzehnten besonders verbunden bin, am Princeton Theological Seminary. All diese Vorlesungsreihen haben von ihrem Ursprung her und in ihrer Zielsetzung recht unterschiedlichen Charakter.

In *Birmingham* schwebte der frommen Quaker-Familie *Cadbury* (weltbekanntes Schokoladeunternehmen) eine Einrichtung vor, die das Nachdenken über den Fragenkomplex «Christentum und Kultur» fördern würde. Die dortige Universität hat keine theologische Fakultät, sondern nur eine theologische Abteilung im Rahmen der artistischen Fakultät. So hat ein vortragender Theologe keine institutionelle «Hausmacht» im Rücken (obwohl er mit theologischen

Kollegen und Studenten im engen Kontakt steht) – dafür aber Zuhörer aus verschiedenen Fakultäten vor sich. Erfreulich war auch die Beteiligung von Teilnehmern aus der Stadt. Vor allem in den an acht Vorlesungen anknüpfenden «Seminarsitzungen» (unter kundiger Leitung von Professor Hollenweger) gab es darum recht intensive Gespräche.

Die *Anderson-Lectures in Montreal* wurden eher für kirchliche Öffentlichkeit gedacht. Evangelische Theologen an der McGill Universität bilden im dreifachen Sinne eine Minderheit: als ein relativ kleiner Haufen von Theologen an einer grossen Universität; als Protestanten in einer mehrheitlich katholischen Stadt; als Anglophone in einer vorwiegend frankophonen Provinz. Weil man kaum mit grossen Zahlen der Teilnehmer rechnen kann, werden auch evangelische Pfarrer aus der weiteren Umgebung der Stadt eingeladen. Ihnen kommt man dadurch entgegen, dass man alle Vorlesungen (es handelt sich hier nur um drei) auf einen Tag legt, was nicht nur die Redekraft des Vortragenden, sondern auch die Aufmerksamkeit der Zuhörer harter Prüfung aussetzt.

In *Princeton* gerät man in eine wieder andere Konstellation. Eine berühmte Universitätsstadt mit starkem reformierten Hintergrund und eine theologische Hochschule, die bis heute ein weltbekanntes Zentrum einer zugleich bewusst presbyterianisch verankerten und ökumenisch aufgeschlossenen Theologie darstellt. «*Warfield-Lectures*» sollen das reformierte Erbe des Princeton Theological Seminary pflegen und stärken: ihr Name erinnert an den Dogmatiker, der 1887–1921 in Princeton als einer der Koryphäen reformierter Orthodoxie wirkte, die damals diese Schule dominierte.

Die *Wahl der Thematik* für solche drei Anlässe verursachte mir manches Kopfzerbrechen. Einerseits war es klar, dass ich nicht einfach dreimal dasselbe wiederholen durfte: nicht nur deshalb, weil dies offensichtlich den Einladenden gegenüber unfair wäre; auch deshalb, weil die Situationen (wie ich sie gerade skizziert habe) an allen drei Orten so unterschiedlich waren. Andrerseits wollte ich mich in der Vorbereitung nicht so zerstreuen und verzetteln lassen, dass ich drei völlig disparate Themenkreise wählen würde. So ergab sich die Idee, verschiedene Aspekte – den jeweiligen Kontexten angemessen – des einen übergreifenden Themas zu wählen. Ein Thema drängte sich mir

bald auf: die Frage nach der *theologischen Identität* im Umbruch und Wechsel von Raum und Zeit.

Das Thema steht heute im Brennpunkt von Interessen. *Anthropologisch*, als Frage nach unserem authentischen, Gott und uns selbst entsprechenden Menschsein; *theologisch*, im Sinne der Suche nach dem in allem Wandel der Erscheinungen bleibenden, wesentlichen Christsein; und *ökumenisch* als Frage nach dem uns alle – trotz allen gesellschaftlichen, kulturellen und konfessionellen Unterschieden – kirchlich Verbindenden. Dabei ging es mir nicht um abstrakt-allgemeine Behandlung solcher Probleme, sondern um Überlegungen aus einer konkreten, biographisch bedingten Erfahrung: der Erfahrung eines Theologen, der die eine Hälfte seiner Lehrtätigkeit im Osten, die andere im Westen leben musste, leben durfte. Was geschieht, wenn man aus einer eher frostigen Atmosphäre einer (offiziell) marxistisch-atheistischen Gesellschaft in das laue Klima einer westlich-pluralistischen Kultur transplantiert wird? Wie verhält sich die Herausforderung von gestern zu den Herausforderungen von heute (und morgen)? Wie ist unsere theologische und ökumenische Identität zu verstehen und zu vermitteln? Diesen Leitfragen versuchte ich im Zusammenhang mit verschiedenen Problemkreisen – von der Gottesfrage bis zu den Menschenrechten – nachzugehen.

Die *Eindrücke aus den Begegnungen* an den drei Orten waren zugleich *beglückend* und ernüchternd. Die Thematik war allem Anschein nach nicht falsch gewählt. Die Intensität des «Mitgehens» – in Rede und Gegenrede – machte die Anlässe für mich immer wieder spannend und anregend. Ich konnte von Studierenden, Kollegen, aber auch «Menschen aus der Stadt» viel lernen. Darüber hinaus machte mich die Erinnerung an die «Vorgänger» in den Vorlesungsreihen dankbar (aber auch bescheiden): so etwa – neben vielen anderen – in Birmingham die Namen Arnold Toynbee, K.S. Latourette, Joachim Jeremias, Richard R. Niebuhr; in Montreal Reinhold Niebuhr, Josef L. Hromádka, James I. McCord, Eduard Schweizer; in Princeton Karl Barth, Paul Ricœur, Jürgen Moltmann, Lukas Vischer ...

Die Vergangenheit und das Prestige der Vorlesungsreihen ist gross. Doch im Blick auf die Gegenwart gibt es auch *Ernüchterndes* zu berichten. Für viele Studierende scheint der akademische Stellenwert

und die Attraktivität der «Lectures» zu sinken. Sie hatten von ihrem Ursprung her schon immer die Aura des Ausserordentlichen, eines «Extras», um sich. Doch heute herrscht (bereits durch Omnipräsenz der Massenmedien) ein Überangebot an «Extras», wobei das Ausserordentliche meistens mit dem gerade Aktuellen, manchmal Kurzlebigen verbunden wird. Andrerseits wächst heute unter den Studierenden die Ausrichtung auf das im normalen Lehrplan Vorgegebene, für das Berufsziel unmittelbar Nützliche. Gastvorlesungen ausserhalb des Lehrplans haben es nicht leicht (auch bei uns in Basel nicht). Die anspruchsvollen ausserordentlichen Vorlesungsreihen scheinen zwischen Stuhl und Bank zu geraten. Sie fallen lassen will niemand, und zwar nicht bloss aus Prestigegründen, sondern weil sie weiterhin sinnvolle Möglichkeiten bieten. Doch Nachdenken über Erneuerung ihrer Funktion und Massnahmen zur besseren Integration im «normalen Lehrbetrieb» tun not: eine Erkenntnis, die sich mir besonders in Princeton aufdrängte.

Australien

Von Anfang an stand Australien im Mittelpunkt meiner Auslandsverpflichtungen. Ich hatte seit mehr als zehn Jahren eine «standing invitation» an dortige Universitäten. Doch im normalen akademischen Jahr konnte ich sie nicht realisieren. Zu gross sind die Probleme der Koordinierung unserer normalen Ferienzeit mit dem australischen Studienjahr, zu gross auch die Reisedistanz, die einen nur kurzen Aufenthalt kaum zulässt. Das Freisemester machte nun einen achtwöchigen Aufenthalt möglich. So verbrachten wir (mit meiner Frau) im April und Mai einen schönen Herbst in Australien.

Wir konnten die Universitäten und Theologischen Hochschulen in Adelaide, Canberra und Sydney besuchen. Ich hatte auch besonders intensive Begegnungen mit Pfarrergruppen am Rande der Wüste oder in den Grampians-Bergen. Doch unsere Basis war für die grösste Zeit die *Universität Melbourne.* Hier wurde nämlich eine Struktur geschaffen, die es ermöglicht, einmal im Jahr für einige Wochen einen Theologen aus Übersee (oder auch aus anderen australischen

Staaten) zu Gastvorträgen und -seminaren nach Melbourne zu bringen.

Ihnen wird zwar kein Honorar bezahlt, aber freie Wohnung und Gastfreundschaft im Rahmen der Einrichtungen der Universität angeboten und darüber hinaus die Flugkarten für den Vortragenden und seine Frau. Diese Modalitäten wurden, so wurde mir gesagt, auf Anregung des Zürcher Kollegen Eduard Schweizer konzipiert und realisiert, welcher – wie auch der Heidelberger Dietrich Ritschl – Melbourne und Australien wiederholt besucht hat. Das Projekt hat sich eindeutig bewährt. Es entspricht den spezifischen Bedürfnissen australischer Hochschulen und Kirchen: wegen der Distanzen – die bereits im Lande selbst, unter den einzelnen Universitätsstädten, gross, in bezug auf andere Kontinente geradezu unermesslich sind – droht Australien in Isolation zu geraten. Zwar konnten begabte und vermögende Studierende aus den Reihen der Immigranten schon immer in Europa oder in den USA (in letzter Zeit auch an einigen asiatischen Hochschulen) studieren, doch dies blieb immer nur Privileg einer Minderheit. Darum ist regelmässige Präsenz auswärtiger Dozenten in Australien sinnvoll: sie erreicht weitere Kreise und stärkt auch die ökumenische Verbundenheit australischer Kichen.

Für die Gastdozenten bietet solche Struktur gute Chance, rasch und problemlos im Leben der Universität Fuss zu fassen. Dieses Leben spielt sich zwar auch in einzelnen Fakultäten und Fachinstituten ab; eine besondere Rolle kommt jedoch den einzelnen *Colleges* zu. (Unsere Basis war das ursprünglich presbyterianische Ormond College.) Dort leben Studierende verschiedener Fakultäten zusammen. Sie profitieren fachlich von kleinen Tutorien, die für sie da sind, darüber hinaus aber auch menschlich durch die Möglichkeit, im ständigen Kontakt mit Kollegen aus anderen Fakultäten – und durch vielseitige sportliche und kulturelle Aktivitäten, welche in den Colleges eifrig gepflegt werden – die Gefahr einer verengenden «Fachidiotie» zu überwinden. Dem auswärtigen Professor eröffnet dieser «britische Lebensstil» unzählige Kontakte im Alltag. So etwa bei gemeinsamen Mahlzeiten (eine davon ganz informell, die andere formal, mit Talaren und dem lateinischen Kurzgebet) oder auch im Dozentenzimmer («senior common room»). Allerdings herrscht hier – wie vielleicht im überwiegenden Teil australischen Kulturklimas –

gelegentlich eine freundlich-unverbindliche Atmosphäre («benign scepticism of senior common room»), wo man ernsten Diskussionen über theologische (und auch politische) Fragen eher geistreich ausweicht. Diese Atmosphäre meinte mein Freund Wardlaw, wenn er immer wieder Australien als das «am meisten säkularisierte Land der Welt» bezeichnete, trotz der Tatsache, dass statistisch fast 80% der Australier angeben, «selbstverständlich an Gott zu glauben» – der höchste Prozentsatz in den Industrieländern (mit Ausnahme der USA).

Theologen partizipieren voll am Leben der Universität. Zwar besteht in Australien seit 1901 eine recht klare Trennung zwischen Kirche und Staat. Es gibt keine staatlichen theologischen Fakultäten. Doch die Kirchen haben am Rande der Universität eine Reihe von Colleges errichtet und bleiben dadurch in enger Beziehung zur Universität. In Melbourne haben die Theologen eine potentiell fruchtbare und zukunftsträchtige Struktur entwickelt: die «*Vereinigte theologische Fakultät*», in welcher Dozenten und Studierende der meisten protestantischen Kirchen und auch der römisch-katholischen – darunter eine profilierte Gruppe der Jesuiten – eng zusammenarbeiten, und zwar in einem organischen Verbund, der es den Studenten ermöglicht, ohne Probleme bei jedem Dozenten ohne Unterschied der Konfession zu hören. Die Studienprogramme werden gemeinsam ausgearbeitet und durchgeführt. Dies verläuft reibungslos: nur dass ich auch hier den Eindruck hatte (wenn ich mich nicht täusche), dass Zusammenarbeit nicht immer im intensiven Austausch, sondern manchmal im freundlichen Nebeneinander verläuft.

Was die *Studierenden* betrifft, so fiel mir ein Phänomen auf: ihr Durchschnittsalter ist beträchtlich höher als in Europa. Dies hängt damit zusammen, dass bei weitem die meisten auf dem zweiten Bildungsweg ihr Studium bestreiten, also bereits aus dem Berufsleben kommen. Dies hat Vorteile und Nachteile: es sind für den kirchlichen Dienst positiv motivierte Männer und Frauen. Aber gerade die direkte Ausrichtung auf ein angestrebtes Pfarramt hin bedeutet, dass sie – oft haben sie Familien und wollen sobald wie möglich «fertig» sein – stracks auf Studienabschluss zielen. «Intellektuelle Seitensprünge», etwa in der Anteilnahme an gesamtuniversitären Problemen oder am interdisziplinären Austausch, kommen zu kurz.

Dadurch wird auch die intellektuelle Atmosphäre der Fakultät beeinträchtigt. Dabei hat die Fakultät profilierte und ökumenisch bekannte Dozenten: ich erwähne nur etwa Prof. Davis McCaughey (der im australischen kirchlichen und kulturellen Leben eine bedeutende Rolle spielte) und Prof. Harry Wardlaw (in Basel aus seinen Studienaufenthalten als passionierter Theologe gut bekannt).

Die beiden gerade genannten Theologen gehören zu der «*Uniting Church in Australia*», mit welcher ich im besonders engen Kontakt stand. Sie ist nicht die grösste Kirche in Australien: die beiden stärksten Kirchen sind die anglikanische und römisch-katholische. Sie ist auch relativ jung: sie entstand 1977 aus der Union der presbyterianischen, methodistischen und kongregationalistischen Kirche. Ihr Name ist beachtenswert: nicht «vereinigte», sondern «sich vereinigende» Kirche. Der Name will bezeugen: der ökumenische Prozess ist nicht abgeschlossen, und zwar sowohl im Blick auf die Gemeinden der eigenen Kirche, die Zeit brauchen, um wirklich zusammenzuwachsen und ihre neue Identität organisch zu entwikkeln; wie auch in bezug auf andere Kirchen ausserhalb der Union (darunter auch diejenigen presbyterianischen Gemeinden, welche sich der Union nicht angeschlossen haben, sondern weiterhin in einer selbständigen Restkirche verbleiben).

Die australische Union wurde sehr sorgfältig und theologisch verantwortlich vorbereitet. Ihr kommt für ähnliche Versuche in anderen Ländern Modellcharakter zu. Aber sie zeigt auch Probleme, vor welchen die sich vereinigenden Kirchen stehen: Wie verhalten sie sich ihrem konfessionellen Erbe gegenüber? Den Architekten der australischen Union scheint klar zu sein: das alte Erbe darf nicht künstlich abgelegt, sondern muss im neuen ökumenischen Ganzen integriert werden. Sonst laufen die vereinigten Kirchen Gefahr einer konfessionellen und dann auch konfessorischen Unsicherheit und Unverbindlichkeit, wie sie z.B. in der Vereinigten Kirche in Kanada noch nicht ganz überwunden wurde.

Ich konnte als ökumenischer Gast an der Synode dieser Kirche (die nur einmal in drei Jahren stattfindet) teilnehmen. Ich war vom Engagement der Synodalen beeindruckt, besonders im sozialethischen Sinne. Ein Beispiel: in einigen Jahren wird Australien sein «Bicentennial» feiern, 200 Jahre der europäischen Präsenz auf die-

sem Kontinent. Uniting Church hat die Nation und vor allem die kirchliche Öffentlichkeit aufgerufen, dieses Datum nicht triumphalistisch zu feiern, sondern als Anlass zu nehmen, um sich klar erinnern zu lassen, dass die Geschichte des Kontinents viel weiter reicht als jene 200 Jahre; und mahnt sie, im selbstkritischen Bewältigen eigener Geschichte mehr Solidarität mit den ursprünglichen Bewohnern Australiens (der Aborigines, welche heute um ihre «Landrechte» ringen) zu bewähren. So bemühen sich die australischen Kirchen (nicht nur Uniting Church, sondern auch andere, etwa die Anglikaner), in ihrer säkularisierten, aber doch nicht ganz entkirchlichten Gesellschaft ihren prophetischen Auftrag zu erfüllen.

Rückreise: Korea und Japan

Von Anfang an haben wir geplant, bei der Rückreise aus Australien einen Aufenthalt in Japan und Korea einzuschalten. Es lagen dringliche Einladungen aus Kirchen und Universitäten beider Länder vor. Aus beiden hatten wir in Basel eine ganze Gruppe von Doktoranden: es ist einem theologischen Lehrer wichtig, Kirchen und Kulturen, aus welchen seine Studenten kommen, näher kennenzulernen. Und es gab für mich noch einen zusätzlichen Grund: es hat sich so ergeben, dass sowohl in Korea wie in Japan in diesem Jahr meine Dogmatik und Ethik erschienen sind. Verleger und Übersetzer hatten den starken Wunsch, die Bücher in meiner Anwesenheit der Öffentlichkeit vorzustellen.

Die Wochen in Korea und Japan erwiesen sich als viel mehr denn «Anhängsel» an den australischen Aufenthalt. In gewissem Sinne, vor allem was die Intensität der Herausforderung betrifft, bildeten sie Höhepunkte der ganzen Weltreise.

Dies gilt vor allem von *Korea*. Südkorea ist heute in Asien das Land mit der stärksten und spürbarsten Präsenz christlicher Kirchen. Die christliche Bewegung verzeichnete hier ein phänomenales Wachstum. Aus bescheidenen Anfängen missionarischer Arbeit vor gerade 100 Jahren entfaltete sich kirchliches Leben – trotz des Rückschlags, welchen es im kommunistischen Norden erlitt – im Süden mit ein-

zigartiger Dynamik: heute gehört fast ein Drittel der Bevölkerung zu christlichen, vor allem protestantischen Kirchen. Sie prägen auch das äussere Erscheinungsbild der Städte: es fiel mir auf, wie sichtbar die Christen – mit der Bibel und dem Gesangbuch in der Hand – zum Sonntagsstrassenbild in Seoul gehören. Und selbst auf dem Lande sieht man überall Kreuze und Kirchen. Sie stehen dort nicht als Denkmäler oder Mausoleen, sondern als Stätten intensiven und extensiven gottesdienstlichen Lebens, an welchem sich – mit unseren europäischen Verhältnissen kaum zu vergleichen – nicht nur die Älteren, sondern vor allem die jüngeren Erwachsenen (von den Kindern in ihren Sonntagsschulen nicht zu sprechen) eifrig beteiligen. Die stärkste Bewegung geht von evangelikalen und charismatischen Freikirchen aus. Doch es gibt auch dynamische Gemeinden in traditionellen Konfessionen, vor allem in presbyterianischen und methodistischen Kirchen.

Hier wird auch anspruchsvolle *theologische Arbeit* geleistet. Ich konnte eine Reihe von Universitäten mit Gastvorlesungen besuchen, nicht nur in Seoul (Yonsei, Hankuk, Ewha), sondern auch auf dem Lande, vor allem in Taejong und Taegu. Nicht nur die Zahlen der Zuhörer, sondern vor allem die Intensität des Interesses war beeindruckend. Koreanische Kirchen haben einen starken theologischen Nachwuchs, sowohl auf der Ebene der Studierenden wie auch der Dozenten. Viele Professoren haben ausländische Ausbildung und Promotionsabschlüsse. Früher waren sie vorwiegend mit amerikanischen Universitäten verbunden, heute besteht eine starke Tendenz, auch in Europa zu promovieren, an deutschen Hochschulen oder auch: in Basel. Es war eine Freude, an manchen Orten unseren Basler Absolventen zu begegnen und Zeugnisse von ihrer guten Arbeit zu erfahren. Einige, vor allem Dr. Young-Suck Oh und Dr. Ki Hwan Chung, waren meine Dolmetscher.

Welches waren die *Themen* meiner Vorlesungen und der immer regen Diskussionen danach? Die koreanischen Freunde, vor allem der Präsident der Koreanischen Assoziation Theol. Hochschulen, Dr. Chai Yong Choo, haben sie selbst bestimmt. Aus einem Katalog von erwünschten Problemkreisen wurde am meisten das Thema «Heil als Versöhnung und Befreiung» und vor allem «Christliche Theologie und marxistische Herausforderung» gewählt.

Die Attraktivität dieser Themen ergibt sich aus der theologischen und sozialen Situation in Südkorea. In den letzten Jahren haben einige führende koreanische Theologen in bewusster Absetzbewegung von ausländischen Einflüssen eine spezifisch koreanische Theologie entwickelt: die *Minjung-Theologie*. Es handelt sich um eine Form der ökumenischen «*Befreiungstheologie*», die versucht, die Rolle des bedrückten Volkes, Min-jung, ins Zentrum des Heilsgeschehens zu rücken. Dies geschieht durchaus im biblisch-theologischen Zusammenhang (mit Nachdruck auf das Exodusgeschehen), tendiert jedoch hie und da dazu, dem leidenden Volk geradezu Heilsqualität zuzusprechen. Darüber wird nun unter den koreanischen Theologen selbst und natürlich mit Gästen leidenschaftlich gestritten.

Eine solche Debatte werde ich nicht so bald vergessen: Nach meiner Vorlesung reagierte ein profilierter, junger Befreiungstheologe mit Zustimmung und Widerspruch: dass ich das Heil als *Befreiung* interpretiere, begrüsste er; dass ich jedoch zugleich das Versöhnungsmotiv hervorhebe, lehnte er ab. Von *Versöhnung* werden wir, so sagte er, in der Zukunft vielleicht noch sprechen (nämlich nach der sozialen Revolution), nun gilt es jedoch, eindeutig und ausschliesslich Befreiung des leidenden Volkes zu verkündigen und dafür zu kämpfen.

Dem konnte ich nicht zustimmen. Zwar ist es durchaus verständlich, ja geboten, wenn in einer konkreten Situation ein bestimmtes Motiv des Evangeliums in den Vordergrund gestellt wird, in Korea eben das der Befreiung. Und es ist auch durchaus selbstkritisch anzuerkennen, dass es eine «verdächtige» Versöhnungspredigt gibt, die nur oberflächlich zu heilen versucht, indem sie die Konflikte und Gegensätze im Leben der Kirche und Gesellschaft nicht ernst nimmt, sondern eher vertuscht. Misstrauen dagegen kann ich verstehen. (Etwas von solchem Misstrauen spürte ich in Korea dem kurz vorher erlebten Auftreten des Papstes gegenüber: er betonte, so wurde mir berichtet, stark das Versöhnungsmotiv. Wenn dies jedoch ausgerechnet in Kwang-ju geschah, wo vor einigen Jahren ein Aufstand, an welchem viele Christen beteiligt waren, blutig niedergeschlagen wurde, ohne dass dessen Ursachen beseitigt wurden, so geriet seine Botschaft – vor allem für die Befreiungstheologen – in Verdacht einer beschwichtigenden «Versöhnungsideologie».)

Doch gibt es biblisch das – alles andere als beschwichtigende – rettende Motiv der Versöhnung, welches im Kreuze Jesu verankert ist und darum Konflikte und deren ungerechte Ursachen nicht ignoriert und nicht scheut, sondern austrägt – und auf Befreiung hin zu überwinden sucht. Dieses Zeugnis kann Theologie nicht zurückstellen oder auf Zukunft verschieben, und zwar auch im Interesse der Befreiung nicht: ohne Versöhnung wird Befreiung flach und kurzatmig verstanden und ideologisiert – oft mit fanatischen Auswirkungen. Es ist die Aufgabe der Theologie in ihrer Kultur, auf beide Gefahren hinzuweisen und ihnen entgegenzuwirken: Versöhnung ohne Befreiung ist leer. Aber auch: Befreiung ohne Versöhnung wird blind.

Was die erstaunliche Attraktivität des Themas *Marxismus* für die jüngere Generation der Theologen (und anderer Studierender) ausmacht, so kann man zunächst darauf hinweisen, dass Marxismus für Jahrzehnte (mit Hinweis auf das totalitäre Regime in Nordkorea) geradezu tabuisiert wurde. Aber es gibt tiefere Gründe: in der *sozialen Situation.* Südkorea ist wirtschaftspolitisch ein «Schwellenland», mit allen Problemen eines raschen sozialen Wandels von einer Entwicklungs- zur Industriegesellschaft. Die wirtschaftliche Dynamik ist beeindruckend. Zugleich verschärfen sich die Gegensätze zwischen den Schichten der Bevölkerung und wachsen Ansprüche. Vor allem an den Universitäten wird sich die junge Generation der sozialen Widersprüchlichkeit und der Konflikte hell bewusst. Sie protestiert. Bei verschiedenen Anlässen haben meine Frau und ich Tränengas eingeatmet: die Polizei dringt auf die Universitätsgelände nicht ein, versucht jedoch die Unruhen vor den Toren mit unerhörtem Aufwand an Tränengas einzudämmen. Mit Repression kann man soziale Problematik nicht lösen. Doch scheint mir die Lage nicht auswegslos zu sein. Es dünkt mich, dass – im Vergleich mit meinem ersten Besuch vor sechs Jahren – die politische Struktur sich etwas in demokratischer Richtung entwickelt hat: es gibt regierungskritische Gruppierungen im Parlament und auch ausserparlamentarisch wird auf demokratische Veränderung hingearbeitet.

Es war unter diesen Umständen nicht leicht, Studierende zu einer differenzierten Haltung dem Marxismus gegenüber anzuleiten: die ökonomiekritischen und sozialanalytischen Einsichten dieser Theorie offen und kritisch zu diskutieren, dabei aber auch notorische

Versuchungen ideologischer Verabsolutierungen illusionslos zu bedenken und ihnen aus theologischen und sozialpolitischen Gründen entgegenzutreten. In solchem Versuch um differenzierende Behandlung der heiklen Problematik kamen mir ernüchternde Erfahrungen mit dem Marxismus in Osteuropa zugute. Jedenfalls war eine offene und konstruktive Diskussion über diese spannungsbeladenen Probleme bei allen Anlässen möglich.

Eindrücke aus der intensiven Zeit in Südkorea verstärken meine Überzeugung, dass diesem Land im Blick auf Entwicklungen in Asien – und darüber hinaus in anderen Entwicklungsländern – eine Schlüsselstellung zukommt. Es ist kein Zufall, es kann providentiell sein, dass es gerade hier eine relativ starke Präsenz der Christen gibt. Sie verdienen – in der explosiven Lage ihrer Gesellschaft – unsere besondere Solidarität.

Im anderen asiatischen Land, in *Japan*, wurden wir mit anderen Eindrücken und Erfahrungen konfrontiert. Wirtschaftlich: ein hochentwickeltes Industrieland. Politisch: eine junge, aber funktionierende Demokratie. Vor allem kirchlich: ein Land, in welchem die Christen trotz einer relativ langen Präsenz bisher nur eine verschwindende Minderheit darstellen: kaum mehr als 1%. Vielleicht könnte man das Paradox wagen: in Korea finden wir in einem noch relativ armen Land reiche christliche Gemeinden; in Japan in einem reichen Land relativ arme christliche Gemeinden.

Und sie leiden dazu noch unter starken Spannungen: in keinem anderen Land wurden z.B. nach 1968 Konflikte in christlichen Kirchen – zwischen traditionellen und sozial-revolutionären Gruppen – so hart ausgetragen wie in Japan. Wenn ich nur an die diejenige Kirche denke, mit welcher ich im engsten Kontakt stand, die Vereinigte Kirche Christi (Kyodan): sie ist an diesen Kämpfen fast zerbrochen. Heute sind die schärfsten Spannungen überwunden. Doch die Narben bleiben. Ich habe sie etwa am Misstrauen zwischen einigen Pfarrern aus der 68er-Generation und ihren ehemaligen theologischen Lehrern erfahren.

Trotz dieser numerisch schwachen Position der Christen im vorwiegend buddhistischen und schintoistischen Land ist die Präsenz der Kirche im kulturellen Leben Japans unvergleichlich stärker, als es die Zahlen vermuten lassen. Dies hat vor allem zwei Gründe. Einmal

und vor allem: christliche Missionen und Kirchen sind im *Erziehungs-* und *Bildungswesen*, besonders auch auf den höchsten Stufen, eine geistige Macht, die ihresgleichen sucht. Einige der renommiertesten Universitäten in Japan sind christliche Gründungen. Ich denke nur an diejenigen, die ich besuchen konnte: International Christian University, die (jesuitische) Sophia University in Tokyo und an die Doshisha-Universität in Kyoto. An allen studieren Japaner ohne jede religiöse Vorbedingung, überall sind Christen in der Minderheit, doch die christliche Orientierung ist zu spüren und wird auch von den Nichtchristen mit Respekt zur Kenntnis genommen. Dies strahlt dann in die Öffentlichkeit hinaus.

Ausstrahlend ist auch die Wirkung *christlicher Publizistik.* Japan hat eine Reihe von florierenden christlichen Verlagen: im Vergleich mit der Schweiz, in welcher unsere Verleger ums Überleben kämpfen müssen, eine spürbar günstigere Situation. Und auch nichtchristliche Verlage sind für theologische Literatur offen: das bei uns in Basel geschriebene Werk von Prof. Hideo Ohki über Karl Barth wurde trotz hoher Auflage schnell ausverkauft.

Kein Zweifel: auch *theologisch* ist Japan wahrhaftig kein Entwicklungsland. Es hat eine starke eigenständige theologische Produktion. Und es ist erstaunlich gut ökumenisch orientiert, und zwar im wahrhaft weltweiten Horizont. Viel von unserem Betrieb im deutschsprachigen Raum mutet im Vergleich mit Japanern geradezu provinziell an. Nicht nur amerikanische oder deutsche Theologie wird zur Kenntnis genommen, sondern auch Entwicklungen in anderen, zum Teil weit entfernten Ländern werden verfolgt. Dies hat sich auch an Themenwünschen der Japaner für die Thematik meiner Vorlesungen ausgewirkt. Ich musste nicht nur über den ethischen Ansatz von Barth und Bonhoeffer sprechen (es gibt in Japan aktive Karl-Barth- und Dietrich-Bonhoeffer-Gesellschaften), sondern auch über Josef Hromádka und das theologische Profil der tschechischen Reformation. Als ob die japanische Theologen bei jeder passenden Gelegenheit versuchen möchten, ihren ökumenischen Horizont zu erweitern und die kleinen noch bestehenden Lücken zu schliessen. Ich denke, dass sie uns darin zum Vorbild werden sollten.

Eine ausgedehnte Auslandsreise bedeutet nicht nur eine kaum zu überschätzende Bereicherung durch neue Herausforderungen und Eindrücke, sie wirft auch ein «Rücklicht» auf Erfahrungen und Akzente eigener Arbeit zu Hause. Sie drängt zu Fragen nach deren Wert und Stellenwert. Was ist – geprüft und gesichtet in der klärenden Perspektive des grösseren Abstandes – aus unseren Erfahrungen und in unserer Arbeit relevant? Womit können wir ökumenisch dienen? In meinem Fall wurde ich auf Grund meiner Lebensgeschichte immer in zweierlei Hinsicht befragt: als tschechischer Theologe nach meinen Erfahrungen aus Osteuropa, als Schweizer Dozent nach meinem Engagement in westlichen Verhältnissen.

Das Interesse an *osteuropäischen* Einsichten war fast überall stärker. Wohl nicht bloss deshalb, weil solche Erfahrungen ökumenisch relativ selten, «exotischer» sind und deshalb eher Neugier erwecken; sondern vor allem deshalb, weil Theologie und Kirche in Osteuropa durch einen harten sozialen und kulturellen Wandel hindurchgehen mussten und im Feuer frontal mit der Frage nach dem wirklich tragenden Grund ihrer Existenz konfrontiert wurden. Solche Erfahrungen sind ökumenisch relevant. *Theologisch*: im Zeugnis, dass die Kirche in ungünstigen Umständen nur *dann* bestehen kann, wenn sie den biblischen Kern ihrer Botschaft nicht preisgibt; dass sie dann aber trotz aller Missgunst der Welt bestehen *kann*. Und *sozial*: dass sich die Kirche zwar für grössere Gerechtigkeit in ihrer jeweiligen Gesellschaft einsetzen soll, dass sie sich an diese Verpflichtung auch durch fremde Stimmen, etwa des Marxismus, durchaus erinnern lassen kann, dass sie dabei jedoch ihre Erwartung auf keine ideologischen Muster (auch eben nicht die marxistischen) setzen, sondern den Ausblick zum Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit offen halten soll – ermutigend und warnend.

Und die Erfahrungen aus dem *Westen*? Sie waren nicht so intensiv gefragt, doch sie fehlten nicht. Die *Schweiz* wird fast überall als ein wohltuendes, beneidenswertes, attraktives Land betrachtet, wenn auch oft aus recht vordergründigen Motiven: wegen ihres Rufs als ein besonders schönes, stabiles, wohlhabendes Land. Sogar Folkloristisches wird geschätzt: Es war amüsant, von einem koreanischen Kol-

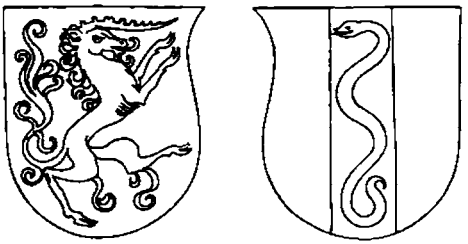
legen zu hören, dass er sich jede Woche einmal mit etwa sechzig Studierenden trifft, um schweizerische Volkslieder (Jodeln inklusive) zu üben! Wenn aber die tieferen Fragen aufgeworfen werden, etwa die nach unserem Dienst, danach, was wir aus unserem beneidenswerten Zu- und Wohlstand im Verhältnis zu anderen machen, so stehen wir nicht mehr so glänzend da. Eine «Insel der Seligen» im Ozean der Weltprobleme könnte man auf den ersten Blick beneiden, auf den zweiten aber auch bedauern, wenn nicht gar verachten, nämlich dann, wenn sie nur um sich selbst kreisen würde. Was zuletzt zählt, sind *solidarische* «Schritte ins Offene».

Das zeigt sich konkret: Wenn im kirchlichen Kontext der Name Schweiz, oder noch konkreter: der Name *Basel* fällt, so sind es vor allem zwei Grössen, deren Dienst als besonders hilfreich und relevant anerkannt wird. Zunächst die Mission: die *Basler Mission*, die vor allem eben in Korea bedeutende Initiativen entwickelt; aber auch die Schweizerische Ostasienmission, die seit Jahrzehnten in Japan fruchtbar tätig ist (wie ich mich darüber konkret aus der Arbeit unserer Basler Doktoranden Max und Verena Burkholter in Kyoto überzeugen konnte). Und die andere Basler Institution: unsere *Universität*, vor allem ihre theologische Fakultät. Unser Ruf ist besser, als wir es verdienen. Die erstaunliche Hochschätzung des Namens Basel geht vor allem auf das weltweit anerkannte und für Nahe und Ferne richtungsweisende Werk unserer Vorgänger, vor allem Karl Barths, zurück. Doch auch auf bescheidener Ebene ist Positives zu berichten: ich bin überall auf Personen oder Spuren unserer ehemaligen Studierenden, vor allem der Doktoranden, gestossen. Sie leisten gute, hilfreiche Arbeit und sind unserer Universität ausserordentlich treu.

Dies bedeutet für unsere Tätigkeit und deren Prioritäten im ökumenischen Horizont: Beachtung und Betonung *ökumenischer* Aspekte in unserem Lehrbetrieb und die Arbeit mit ausländischen Doktoranden sind echte Prioritäten. Solche Arbeit kann uns im Alltag gelegentlich zunächst als Belastung vorkommen: sie kostet Dozenten viel Zeit und Hilfswerke viel Geld (denn die meisten Studenten, vor allem aus der Dritten Welt, sind auf Stipendien angewiesen). Doch wenn man Ergebnisse konkret erfahren darf, so zeigt sich in diesem Rückspiegel: der Aufwand lohnt sich. Übrigens: nicht bloss für Mission und Theologie, sondern auch für die Stadt:

Wir leiden hie und da in Basel an Profilängsten: Werden wir nicht unaufhaltsam zur Provinz? Hier, in der Arbeit der Mission und der Universität, ist *Gegengift gegen Provinzialismus.*

Solche Bemühung entspricht jedenfalls der Zielsetzung, die auch dem Stifter des Frey-Grynaeischen Instituts vorschwebte: «*pacem et concordiam Christianorum*» – im wahrhaft ökumenischen, also weltweiten Horizont – zu fördern.



JAHRESBERICHT

DES
FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL
FÜR DIE JAHRE 1987 UND 1988

Mit Beiträgen zum Andenken an
Prof. Dr. theol. Ernst Staehelin,
Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts
von 1936 bis 1980,
aus Anlass seines 100. Geburtstages am
3. Oktober 1989

Das Frey-Grynaeische Institut ist eine Stiftung der Basler Theologieprofessoren Johann Ludwig Frey (1682–1759) und Johannes Grynaeus (1705–1744); die Stiftungsurkunde trägt das Datum des 1. März 1747.

Seit 1762 befindet sich das Institut in der Liegenschaft Heuberg 33.

Kuratorium: Prof. Dr. iur. Frank Vischer, Präsident
Dr. iur. David Linder, Kassier
Prof. Dr. phil. Andreas Staehelin, Beisitzer

Lektor: Prof. Dr. theol. Jan Milič Lochman
Heuberg 33
CH–4051 Basel

Bericht des Lektors

Seit 1942/43 erscheinen die Jahresberichte der Frey-Grynaeischen Stiftung. Zunächst als knappe Rechenschaftsberichte des Lektors über seine Tätigkeit im Hause, später mit «Miszellen», den kleinen Kostproben aus seiner Forschungsarbeit. In den letzten Jahren erscheinen sie nicht alljährlich, sondern im Abstand von zwei Jahren, dafür im erweiterten Umfang. Der vorliegende Jahresbericht schlägt einen bisher ungewohnten Weg ein: er ist in seinem Hauptteil als eine kleine Gedenkschrift konzipiert, welche die Kuratoren und der Lektor der Stiftung dem Andenken an Prof. Dr. Ernst Staehelin, den sechsten Lektor des Frey-Grynaeum, anlässlich seines 100. Geburtstags widmen. Dem Hauptteil sei in kurzer Fassung der traditionelle Lektoratsbericht vorgeschaltet.

Von der Begründung der Stiftung im Jahre 1747 an steht das Lektorat in enger Verbindung zur Universität, vor allem zu ihrer Theologischen Fakultät. Darum taucht im Lehrangebot der Universität bis heute eine Lehrveranstaltung des Lektors mit dem Vermerk «Im Rahmen des Frey-Grynaeischen Lektorats» auf. Ich versuche, in solchen Lehrveranstaltungen die Themen zu behandeln, die der Tradition des Hauses womöglich entsprechen. So wurde zum Beispiel im Wintersemester 1986/87 ein Seminar der «Institutio» Calvins gewidmet, wobei die Arbeiten ehemaliger Lektoren (vor allem Paul Wernles), die sich mit Calvin befassten, beigezogen wurden. Und im Wintersemester 1987/88 lautete das Thema: Schöpfung als Gabe und Aufgabe – die Thematik, welche in unserer Stadt im Ausblick auf die Ökumenische Versammlung «Friede, Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung» besonders aktuell wurde.

Leider ist es wegen der beschränkten Platzmöglichkeit ausgeschlossen, solche Seminare im Hause abzuhalten. Dies ist nur bei

weniger besuchten Spezialveranstaltungen möglich. Trotzdem werden die Teilnehmer gruppenweise ins Haus eingeladen – Gelegenheiten, welche sehr geschätzt werden. Denn die Räumlichkeiten des Frey-Grynaeums sprechen die Studierenden an: man merkt dies bei den Arbeitsgemeinschaften sehr bald. Die eindrücklichen Räume der Bibliothek helfen eine Atmosphäre zu schaffen, die sich für kreatives Arbeiten als sehr förderlich erweist.

Dies gilt übrigens nicht nur für Lehrveranstaltungen. Immer wieder erfährt man Ähnliches bei anderen Anlässen, welche im Hause stattfinden, ob es sich um Arbeitssitzungen der ökumenischen oder universitären Gremien handelt, oder um Besuche von gelegentlichen organisierten oder spontanen Gruppen. Kein Wunder, dass auch Massenmedien die Räumlichkeiten des Instituts zu entdecken scheinen, so etwa anlässlich einer Fernsehsendung über die Basler Universität oder der verschiedenen Interviews mit dem Lektor. Bis heute repräsentiert das Frey-Grynaeum offensichtlich etwas vom altehrwürdigen, dabei lebendigen und zukunftsträchtigen «Geist von Basel».

Das Basler Erbe zu pflegen war eines der Lebensanliegen von Ernst Staehelin. Er hat sich um das Institut besonders verdient gemacht. Er wurde zum Historiographen des Hauses, indem er in seiner Schrift «Johann Ludwig Frey, Johannes Grynaeus und das Frey-Grynaeische Institut in Basel» (1947) den Stiftern und seinen Vorgängern ein ansprechendes und für alle seine Nachfolger orientierendes Denkmal gesetzt hat. Und er hat selber mit seiner Familie die Atmosphäre des Hauses durch seine Präsenz und Arbeit jahrzehntelang (nach dem zweiten Lektor, Johann Rudolf Buxtorf, welcher 46 Jahre am Heuberg verblieb, die längste Zeit) nachhaltig geprägt. Darüber in persönlichen Erinnerungen ein dankbares Zeugnis abzulegen, dies ist das besondere Anliegen der Kuratoren und des Lektors in diesem Heft.

Basel, den 7. Juni 1989

Jan Milič Lochman, Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts

Zum Andenken an Prof. Dr. theol. Ernst Staehelin, Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts von 1936 bis 1980, aus Anlass seines 100. Geburtstags am 3. Oktober 1989

Einleitung

von Frank Vischer

Am 3. Oktober 1989 gedenken wir des hundertsten Geburtstages von Prof. Ernst Staehelin, dem langjährigen Lektor des Frey-Grynaeums. Die drei Kuratoren und der Lektor des Instituts möchten in diesem Jahresbericht mit ihren persönlichen Erinnerungen Ernst Staehelins als Lektor und als Theologe gedenken und ihm ihren Dank abstatten.

In der Stiftungsurkunde vom 1. März 1747 bestimmte Johann Ludwig Frey, dass dem Institutum «3 angesehene, verständige und gewissenhafte Männer zu Executores und Superinspectores» bestellt werden sollen, «welche nach ihnen andere taugliche Personen ernennen werden». Die Aufgaben der Kuratoren ist die Wahl des Lektors, die Sorge um «die Capitalien, Behausung und Bibliothec». Sie sollen deshalb jährlich wenigstens einmal in dem Haus zusammenkommen, die Bibliothek und übriges in Augenschein nehmen, sehen, wie die Kapitalien angelegt sind, den Lektor ernennen und dessen Amtsführung überprüfen. Die Tätigkeit der Kuratoren soll nicht unentgeltlich sein. Sie sollen anstatt eigentlichen Honorars «den Zins von eintausend Pfund zugewiesen haben und unter sich teilen». An jeder Jahressitzung händigt der die Vermögensverwaltung besorgende Kurator, zur Zeit David Linder, seinen Mitkuratoren (aber nicht dem Lektor) ein Couvert, enthaltend Fr. 25.–, aus. Ich hatte manchmal den Eindruck, dass der sehr

sparsame Lektor Ernst Staehelin dieser «Ausschüttung» mit einem Anhauch von Neid zuschaute.

Ich habe zum ersten Mal 1965 als Nachfolger von Prof. Carl Ludwig, dem Regierungsrat und Professor für Straf- und Presserecht, dessen menschliche Qualitäten in dem im Auftrag des Bundesrates nach dem Krieg erstellten «Flüchtlingsbericht» hell hervorscheinen, an der Sitzung des Instituts teilnehmen dürfen. Präsident war Jacob Wackernagel, der zweite Kurator mein Onkel Prof. John Staehelin, der Psychiater. Meine erste Sitzung im Jahre 1965 fiel deshalb aus dem gewohnten Rahmen, weil sehr lebhaft über die Nachfolge der Herren J. Wackernagel und J. Staehelin diskutiert wurde. Das Erwartungsprofil für die Kuratoren wurde so hoch angesetzt, dass mir als frischgewähltem und zum Präsidenten designiertem Mitglied fast bange wurde. Die cooptierten Andreas Staehelin und David Linder nahmen bereits 1966 ihr Amt ein.

Die Sitzung fand wie alle folgenden im Arbeitszimmer des Lektors statt, mit den Bücherwänden, der eher unbequemen Sitzgruppe und dem Schreibtisch mit einem mir sehr praktisch erscheinenden Gestell, auf dem ein alter, schwerer Folioband aufgeschlagen war, der, wie das angefangene Manuskript andeutete, gerade vom Lektor bearbeitet wurde.

Die Sitzungen verliefen während der Lektorenzeit von Ernst Staehelin fast rituell. Nach den Regularia hielt Ernst Staehelin den drei Kuratoren eine eigens für diesen Anlass präparierte Vorlesung über ein theologisches oder kirchengeschichtliches Thema, die jeweils später im Jahresbericht abgedruckt wurde. Die Lektion wurde vom Manuskript in der eintönigen, allen Studenten bekannten und oft nachgeahmten, etwas nasalen Stimme abgelesen. Manchmal sah der Lektor von seinen Papieren auf und extemporierte höchst persönliche Anmerkungen. Wenn etwa die Vorlesung den Basler Pietismus des 18. und 19. Jahrhunderts, ein dem Lektor besonders am Herzen liegendes Forschungsgebiet, oder die Persönlichkeit von Gelehrten betraf, waren sie nicht ohne Ironie und markierten bei theologischen Fragen auch einen geistigen Abstand des Lektors vom Gegenstand. Nach der Vorlesung verabschiedeten sich die Kuratoren mit Ernst und Würde. Ein anschliessendes heiteres Zusammensein gar unter Beizug der Gattinnen hat sich (zur

Freude der Kuratoren) erst unter dem heutigen Lektor J. M. Lochman eingebürgert.

Aus den vielen Begegnungen mit Ernst Staehelin, der mir von Anfang an das vetterliche Du anbot, ergab sich eine lebhafte Beziehung, die allerdings stets Distanz in persönlichen Dingen hielt. Obwohl ich mit den Söhnen Gaudenz und Balthasar und mit der Tochter Wibrandis befreundet war, wurde Familiäres kaum erwähnt. Das entsprach sicherlich gut altbaslerischer Gepflogenheit und war im Fall von Ernst Staehelin wohl überdies auf sein Bestreben zurückzuführen, möglichst in seinem strengen täglichen Arbeitsrhythmus durch nichts gestört zu werden. Andererseits übten auch wir Kuratoren uns in Zurückhaltung, was die private Sphäre im Haus des Instituts betraf. Wieviele Personen oder gar welche vorübergehend oder auf Dauer im Hause Unterschlupf fanden, wussten wir nie genau und wollten es auch nicht wissen. Wir wussten aber, dass im Hintergrund die Gattin unermüdlich für das Wohl der Armen, der Flüchtlinge und der Verfolgten tätig war und dass vor allem während des Krieges durch sie das Haus zu einem Hort der Zuflucht wurde. In den jährlichen Berichten über die Tätigkeit als Lektor fand die von Nächstenliebe bestimmte Arbeit von Meieli Staehelin meist nur beiläufig Erwähnung.

Die Persönlichkeit und die geistige Ausstrahlung des jeweiligen Lektors bestimmen das Ansehen und die Bedeutung des Frey-Grynaeums. Ernst Staehelin hat in seiner langen «Amtszeit» dem Institut die Prägung eines Gelehrtenhortes gegeben. Das Institut wurde aber auch, vor allem dank der Tätigkeit seiner Frau, besonders während der Kriegszeit, ausgeweitet zu einem Ort, wo der Verfolgte Hilfe, Schutz und oft auch Unterschlupf fand, wo Begegnungen über alle Grenzen hinweg stattfanden.

Die Stiftungsurkunde verlangt vom Lektor die Ausrichtung seiner Tätigkeit auf drei Punkte: auf die demonstratio veritatis divinitatisque sacrae scripturae, auf die expositio genuina sacrae scripturae und auf die pax et concordia Christianorum. Auch soll der Lektor «von Zeit zu Zeit eine Dissertation oder Orationem oder etwas dergleichen halten oder sonsten etwas über besagte Materien durch den Truck publicieren». Ernst Staehelin hat die Anforderungen der Stiftungsurkunde vorbildlich erfüllt. Selbstverständlich liegt es in der Freiheit des Lektors, in seiner Arbeit Schwerpunkte

zu setzen. Wenn ich mir als Nicht-Theologe ein Urteil anmassen darf, so standen für Ernst Staehelin die beiden ersten Punkte im Vordergrund. Dem im dritten Punkt angesprochenen ökumenischen Gedanken stand er wohl eher etwas skeptisch gegenüber.

Am meisten hat mich das durch Ernst Staehelin vorgelebte Gelehrtendasein beeindruckt, das durch eine fast unerbittliche Arbeitsdisziplin, die jede Ablenkung vermied, geprägt war und ganz im Dienst der demonstratio veritatis divinitatisque scripturae stand.

Erinnerung an Professor D. Ernst Staehelin, Lektor und Bewohner des Frey-Grynaeischen Instituts

von David Linder

Mein Ururgrossvater, Johannes Linder-Merian, war zu Beginn der Trennungswirren des Kantons Basel Pfarrer in Ziefen; er war ein resoluter Gegner der Kantonstrennung, die noch in der Volksabstimmung vom 28. Februar 1831 mit grosser Mehrheit abgelehnt worden war. Er führte die anschliessenden Unruhen auf die subversive, aufwieglerische Tätigkeit unter Führung der Zürcher Radikalen zurück und erreichte es, dass sich die Dorfbevölkerung von Ziefen auch nach dem Einrücken eidgenössischer Truppen strikte weigerte, einer Kantonstrennung zuzustimmen. Sogenannte Freischärler der Landschaft Basel überfielen das renitente Dorf mehrfach, das Pfarrhaus wurde dreimal geplündert. Nachdem am 4. August 1833 mehrere Schüsse in die Pfarrhaustür abgegeben wurden, flüchtete der streitbare Pfarrherr in einem Bottenwagen versteckt in die Stadt. Schon vorher hatten die meisten städtischen Pfarrer ihre Landgemeinde verlassen. Die frommen Flüchtlinge fanden in der Stadt kein oder nur ein kärgliches Auskommen, da der neue Kanton Basel-Land jegliche Zahlung an die vertriebenen Pfarrherren verbot (die Ziefener Dorfbevölkerung schmuggelte gleichwohl Lebensmittel an ihren verehrten Hirten in der Stadt). Die flüchtigen Theologen trösteten sich gegenseitig in regelmässigen Zusammenkünften über ihren seelischen und materiellen Gram. Sie nannten sich Exulanten und empfanden sich – obwohl sie es nicht waren – als Glaubensflüchtlinge. Sie und ihre theologischen Deszendenten kamen in Erinnerung an das ihnen zugefügte Unrecht monatlich à tour de rôle in ihren Stuben zusammen. Diese Gewohnheit wurde zum nostalgischen, mystischen Brauch, zur institutionalisierten

Exulantenzusammenkunft, an welcher zu meiner Gymnasiastenzeit – rund 100 Jahre nach der Kantonstrennung, woraus ersichtlich ist, wie lange das Trauma einer Bevölkerungstrennung anhält – auch Ernst Staehelin und mein Vater regelmässig teilnahmen. Die Männer sassen ernst und trauernd in einem mehr und mehr Zigarrenrauch-vernebelten Raum und lasen sich gegenseitig mit grosser Ergriffenheit ihre Pli-Briefe vor, d.h. gefaltete Briefchen, mit denen sich ihre vom Aufruhr bedrängten Vorfahren ihre Erlebnisse in den Landgemeinden mitteilten. Diese Pli-Briefe wurden, jedenfalls bei uns, wie Reliquien in einer Truhe aufbewahrt. Die Frauen sassen im Nebenraum und strickten; erst nach einer angemessenen Zeit der Besinnung versammelte man sich zum gemeinsamen Tee. Wir Kinder wurden natürlich zu diesen konklaveartigen Zusammenkünften nicht zugelassen. Wir ergötzten uns aber jeweils am gewaltigen, Staehelinschen grauen Schlapphut, der den Grossteil unserer Hutablage in Anspruch nahm und allerlei Schabernack geradezu provozierte. Dieser Schlapphut wurde für Ernst Staehelin zum Markenzeichen par excellence. Ich kann mir noch heute Ernst Staehelin auf der Strasse ohne Schlapphut, der mit den Jahren noch an Grösse zunahm, gar nicht vorstellen. Ich vermute, dass sich Ernst Staehelin seines Hutes wegen um eine Spezialanfertigung zu kümmern hatte. So kannte man Ernst Staehelin schon von weitem. Mit seinem behuteten, markanten und eindrücklichen Profil schritt er in sich gekehrt und scheinbar weltabgewandt durch die Gassen, wie mit dem Herrgott in direktem Gespräch versunken.

So erinnere ich mich noch sehr konkret an diese erste «Bekanntschafts»-Periode, während welcher die Staehelins zunächst noch an der Aescherstrasse wohnten, einige wenige und kaum befahrene Strassenzüge von unserer Behausung entfernt. Diese Nachbarschaft nahm zu unserem Bedauern ein Ende, als Ernst Staehelin im Jahre 1936 zum Lektor des Frey-Grynaeischen Institutes gewählt wurde und ins Institut-Gebäude am Heuberg zog, wo er seine nächsten 44 Jahre verbleiben sollte. Er folgte als Lektor Prof. Paul Wernle nach, an dessen Stelle er bereits im Jahre 1927 vom Regierungsrat auf den Lehrstuhl für neuere Kirchengeschichte und Dogmengeschichte gewählt wurde. In seinen letzten Jahren war Prof. Wernle von der Parkinsonschen Krankheit geplagt und ver-

mochte seine an sich schon bescheidenen Lektoratspflichten kaum mehr zu erfüllen.

Das Haus am Heuberg wurde im Jahre 1936 renoviert, wohl in einer Art und Weise, die heutigen denkmalpflegerischen Ansprüchen nicht mehr genügt haben dürfte. Die Renovation bezahlte zum grossen Teil der Regierungsrat des Kantons Basel-Stadt. Er erwies sich dabei nicht nur als grosszügig, sondern auch als geschäftstüchtig, weil er in Kompensation den Renaissance-Prunktisch des Institutes für das Historische Museum erwerben konnte. Die Estrichräumung stand bereits unter der Einzugsdrohung der initiativen und energischen Meieli Staehelin. Auf Hinweis des Sohnes von Professor Wernle, der damals als Lehrer am Humanistischen Gymnasium wirkte, durfte ich den Wernleschen Zinnsoldatenschatz noch rechtzeitig heben, womit ich zum ersten Mal mit Ehrfurcht und Erstaunen ob der manifesten Mittelalterlichkeit das Dachgeschoss des Institutes betreten durfte.

Meine Bekanntschaft zur Familie Staehelin riss indessen nicht ab; einerseits wurden die Exulanten-Tees weiter zelebriert, andererseits blieben die freundschaftlichen Beziehungen zu meinem Schulkameraden Balthasar Staehelin durchaus intakt; dabei wurden mir die «weltlichen» Bereiche des Institutes geläufig, während das Heiligtum, d.h. die Bibliothek und die in der Hausecke gelegene asketische Studierstube kaum betreten werden durfte. Eine Ausnahme bildeten wichtige Festlichkeiten, wie z.B. das Tauffest von Gaudenz Staehelin, an dem ich dank der Patenschaft meiner Mutter bei Tee und Gugelhopf teilnehmen durfte. Später dann war der Seitenflügel des Institutes Schauplatz eher entheiligender Festivitäten der Pädagogia und Zofingia, quasi konkurrenzierende Aktivitäten zur aktiven und zum Teil hausfüllenden Flüchtlingshilfe von Meieli Staehelin-Kutter während und unmittelbar nach dem 2. Weltkrieg.

Mit meiner Wahl zum Kurator, als Nachfolger von Prof. Jacob Wackernagel, habe ich ab 1966 das Frey-Grynaeische Institut wiederentdeckt, nun vornehmlich in seinem vergeistlichten Teil, der prächtigen Bibliothek und der Studierstube von Ernst Staehelin, in welcher die jährlichen Kuratoriums-Sitzungen stattfanden. Diese waren in mehrfacher Hinsicht eindrücklich und unvergesslich: Ernst Staehelin gab sich als bescheidener und geduldeter Lektor,

verlas seine von Hand in ein 200-jähriges Buch mit gewellten handgeschöpften Seiten wiedergegebenen kurzen Protokolle über die Geschehnisse des vergangenen Jahres und fügte dann jeweils die mit Spannung erwartete, originelle Miszelle aus der Geschichte in und um das Frey-Grynaeische Institut an, welche dann die Pièce de résistance seines gedruckten Jahresberichtes bildete. Natürlich war Ernst Staehelin trotz seiner ostentativ bezeugten Unterwürfigkeit und Demut die Hauptperson dieser Jahressitzungen. Er erfüllte seine Pflichten mit einer sozusagen augenzwinkernden Feierlichkeit; so konnte ich mich bei all seinen gescheiten, profunden und frommen Schriften des leisen Gefühls nicht erwehren, Ernst Staehelin halte zwischen sich und dem Gesagten und Geschriebenen stets eine gewisse Distanz, zuweilen mit einem versteckten Sarkasmus oder auch hinterhältigem Humor durchsetzt.

In der Staehelinschen Jubiläumsschrift zum Frey-Grynaeischen Institut im Jahre 1947 ist im Anhang das Verzeichnis der im Institut hängenden Gemälde aufgeführt, darunter auch das Porträt des Johann Jacob Frey (Urgrossvater des Stifters). Zum Kummer des Lektors und der Kuratoren fand sich das Bild indessen nicht im Hause. Obwohl wir annehmen durften, dass das Verzeichnis im Anhang der Jubiläumsschrift vor deren Druck kontrolliert wurde, dass das Bild also im Jahre 1947 – 11 Jahre nach dem Einzug des Lektors – noch vorhanden war, wusste Herr Staehelin keine Erklärung. Um so grösser war die Freude der Kuratoren, als Ernst Staehelin an der Sitzung vom 25. April 1968 mit einer verstaubten Leinwandrolle erschien, die er hinter den kompakten Bücherreihen der Bibliothek per Zufall gefunden hatte. Ein kleiner Blick zeigte, dass es sich um ein ziemlich defektes Männerporträt handelte. Der Schluss, dass es sich um den vermissten J. J. Frey handelte, lag nahe. Das Kuratorium beschloss daher – angesichts des schmählichen Kassabestandes der Stiftung ein waghalsiger Schritt – das Bild von Herrn Paul Kreuter restaurieren zu lassen, der schon früher für die Instandstellung der Institutsbilder tätig gewesen war. Nach Einholung eines groben Kostenvoranschlages holte ich das Restaurationsobjekt einige Wochen später bei Ernst Staehelin ab. Zu meinem Erstaunen war es keine Rolle mehr, sondern ein auf Karton aufgezogenes, nur in den Umrissen erkennbares Porträt-Bild; Herr Kreuter, ein kleines, ca. 70jähriges, in einem Alchemie-

artigen Atelier tätiges Männchen, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und schrie: «Ein Verbrecher». In der Tat war beim offenbar wenig sachgemässen Aufrollen viel Farbe verloren gegangen. Zudem hatte sich der benützte Fischleim in Leinwand und Farbe hineingefressen, was die beabsichtigte Restaurierung ungemein erschwerte. Der Restaurator rechnete mit einem beträchtlichen Zusatzaufwand, den die Kuratoren nolens volens schluckten. Nach ca. zwei Jahren rief mich Kreuter zu sich und konfrontierte mich mit einem prächtigen, strahlenden Gemälde und verwies triumphierend auf die entdeckte Namensinschrift Philipp Adam Faber. Fern jeder Ähnlichkeit mit dem gelehrten J. J. Frey war auf dem Bild ein räuberhaft dreinblickender Finsterling in der Tracht des 17. Jahrhunderts erschienen. Auch Ernst Staehelin wusste zunächst keine Erklärung, versprach indessen, dem Herrn Faber nachzugeben. Er hielt Wort und legte an der nächstfolgenden Jahressitzung eine Kurzbiographie des Herrn Faber vor, welche als Miszelle im Jahresbericht 1970 (im Jahresbericht 1971 folgten noch weitere Forschungsergebnisse) wiedergegeben wurde. Herr J. J. Frey fehlt dem Institut zwar noch immer an der Wand, doch verfügt es nun über ein markantes Porträt eines eher dubiosen Spekulanten aus dem 17. Jahrhundert, der zwar mit dem Frey-Grynaeum nichts zu tun hat, aber doch bemerkenswerte Hinweise auf dannzumalige Querelen vermittelt.

Erinnerungen an Ernst Staehelin (1889–1980)

von Andreas Staehelin

Meine früheste Erinnerung an Ernst Staehelin ist zweifellos die Einweihung des Kollegienhauses der Universität am 10. Juni 1939, bei der er als Rektor den feierlichen Zug der in den damals neu eingeführten Talar gewandeten Professoren anführte, geschmückt mit der ebenfalls neuen Rektoratskette, schon damals eine durch und durch würdige, ja feierliche Erscheinung. Ich stand als zwölfjähriger Gymnasiast Spalier am Petersgraben und war natürlich in erster Linie darauf erpicht, meinem Vater Prof. Dr. med. John E. Staehelin (1891–1969) Blumen zu überreichen.

Während meines Studiums der Geschichte von 1945 bis 1951 begegnete ich Ernst Staehelin natürlich häufig in der Universitätsbibliothek oder im Staatsarchiv, freilich ohne ihm näher treten zu dürfen. Seine (am Samstag von 8–9 gehaltene!) Vorlesung über den schweizerischen Katholizismus in der Neuzeit, die ich im ersten Studiensemester besuchte, habe ich als materialreich, aber ziemlich trocken in Erinnerung. Mit seinem schon damals umfangreichen Werk, speziell seiner Oekolampad-Edition und seiner Monographie über das Frey-Grynaeische Institut, machte ich mich bei der Abfassung meiner Dissertation über die Basler Geschichte des Staatsmanns und Revolutionärs Peter Ochs bekannt, und als sich mein akademischer Lehrer Edgar Bonjour 1947/48 mit dem Sonderbund und dem Bundesstaat beschäftigte, traten natürlich auch die Forschungen Ernst Staehelins zu diesem Thema in mein Gesichtsfeld, und ich erhielt einen Eindruck von der grossen Spannweite seiner wissenschaftlichen Forschung.

Zuhause war natürlich viel von Ernst Staehelin, seiner Familie und dem Frey-Grynaeum die Rede. Mein Vater und Ernst Staehe-

lin waren nicht nur alte Freunde seit der Zeit ihrer gemeinsamen Zugehörigkeit zum Zofingerverein (in dem Ernst Staehelin als überzeugter Abstinent das Cerevis «Hydor» trug), sondern auch Vettern zweiten Grades (freilich nicht «staehelinisch», sondern meines Vaters Grossmutter Valerie Burckhardt-Thurneysen und Ernst Staehelins Grossmutter Bertha Merian-Thurneysen waren Schwestern). Auch war mein Vater seit 1937 Kurator des Frey-Grynaeischen Instituts, zusammen mit seinen Freunden Prof. Dr. jur. Jacob Wackernagel-Sarasin (1891–1967, Kurator seit 1935) und Prof. Dr. jur. Carl Ludwig-von Sprecher (1889–1967, Kurator seit 1948). Nie kam mein Vater vergnügter nach Hause als von der Jahressitzung des Kuratoriums des Frey-Grynaeischen Instituts, nicht nur wegen des legendären, im Verlaufe der Jahrhunderte allerdings symbolisch gewordenen Honorars, sondern weil ihn das von Jacob Wackernagel feierlich präsidierte, auf hochdeutsch abgehaltene Zeremoniell höchlichst amüsierte. Es wehte in der Tat noch ein Hauch des ancien régime, wenn sich die vier Gelehrten, alle miteinander nahe befreundet und auf Du und Du stehend seit ihrer Zofingerzeit, in Ernst Staehelins ehrwürdiger, mit Büchern prall gefüllten und fast faustisch anmutenden Studierklause gegenseitig bekomplimentierten und sich jeweils einen kleinen Vortrag des Lektors anhörten, stets aber ohne jegliche leibliche Atzung!

In nähere Beziehungen zu Ernst Staehelin trat ich nach meinem Doktorexamen im Dezember 1951. Damals begannen die Vorbereitungen für die Fünfhundertjahrfeier der Universität 1960 zu laufen, und das Jubiläum sollte, entsprechend den Anschauungen jener Zeit, in erster Linie Rückschau, Anlass zu historischer Besinnung sein. Schon seit 1941 gab es die von der Regenz bestellte «Kommission zur Herausgabe der Universitätsmatrikel»; ihr Präsident war Ernst Staehelin. Mit der Edition beauftragt war der Historiker Hans Georg Wackernagel (1895–1967); da er aber den damals noch ungebräuchlichen Weg einer Ausgabe mit biographischen Angaben über die Studenten wählte, schritt die Edition nur langsam voran. Der erste, bis 1529 reichende Band erschien erst 1951, und es entstanden starke Spannungen zwischen der Kommission und dem Herausgeber. Es war für Ernst Staehelin keineswegs leicht, die Wogen zu glätten, und zwischen Wackernagel und ihm entwickelte sich eine gewisse gegenseitige Antipathie. Ganz offensichtlich war

die recht undisziplinierte, zum Teil auch umständliche Arbeitsweise Wackernagels Staehelin ein stetes Ärgernis; für Wackernagel verkörperten sich dagegen in Ernst Staehelin calvinistische Arbeitswut und «christliche Obrigkeit», und er rächte sich dafür mit allerlei pikanten Sittlichkeitsdelikten von Theologiestudenten, die er in die Matrikeledition aufnahm. Erst als Wackernagel ab 1952/53 zwei Assistenten erhielt, die Dres. Hans Sutter (1921–1988) und Marc Sieber, schritt die Arbeit rascher voran; der zweite Band erschien 1956, aber ursprünglich gehegte Hoffnungen, die gesamte Matrikel könne bis zum Jubeljahr 1960 erscheinen, liessen sich nicht erfüllen. (Die Bände III, IV und V, von 1601 bis 1818 reichend, erschienen 1962, 1975 und 1980; Ernst Staehelin hat aber den Abschluss nicht mehr erlebt, da der fünfte Band erst im Januar 1981 ausgeliefert wurde.)

Um so erpichter war man deshalb auf weitere Arbeiten zur Geschichte der Universität, um eine tragfähige Grundlage für eine schon früh in Aussicht genommene Gesamtdarstellung zu besitzen. Wiederum unter dem Präsidium von Ernst Staehelin konstituierte sich am 5. Februar 1952 die «Kommission für die Festschriften zum Jahre 1960», in der neben den beiden Historikern Edgar Bonjour und Werner Kaegi, dem Direktor der Universitätsbibliothek Fritz Husner und dem Staatsarchivar Paul Roth sowie dem Mathematiker und Bernoulli-Forscher Otto Spiess auch die drei oben genannten Freunde und Kuratoren des Frey-Grynaeischen Instituts Carl Ludwig, John E. Staehelin und Jacob Wackernagel sassen. Carl Ludwig, vordem Basler Regierungsrat von 1930–1956, nunmehr persönlicher Ordinarius für Strafrecht, war zudem Rektor der Universität im Jahre 1952. Er war ein Parteifreund des damaligen Vorstehers des Erziehungsdepartements Dr. Peter Zschokke (1898–1986), und zu Zschokke – einer von starken kulturellen und künstlerischen Interessen geprägten, willensstarken Persönlichkeit – hatte auch Ernst Staehelin ein sehr gutes Verhältnis.

Ernst Staehelin hatte auch eine führende Stellung in den Kommissionen, die sowohl seitens der Universität als auch seitens des Erziehungsdepartements für die Vorbereitung des Jubiläums gebildet wurden; früh scheint schon festgestanden zu sein, dass er Rektor im Jubeljahre 1960 sein werde, und so liefen denn alle Fäden des Jubiläums bei ihm zusammen, gewiss nicht zufällig, denn Ernst

Staehelin war, nach einer Formulierung seines Kollegen Fritz Blanke, «kein blosser Aktenmensch, kein Sklave des Schreibtischs, sondern einer von den seltenen Professoren, denen auch die Organisations- und Regierungsgabe geschenkt ist.» Dank seinem guten Einvernehmen mit den Behörden begannen bald auch die staatlichen Kredite zu fliessen. Zu den ersten «Profiteuren» dieser «Jubiläumskonjunktur» zählte ich selbst; schon zwei Monate nach meinem Doktorexamen erhielt ich den Auftrag, die zwischen den bereits vorliegenden Teildarstellungen der Universitätsgeschichte bestehende Lücke zwischen 1632 und 1835 zu schliessen.

So erlebte ich Ernst Staehelin nunmehr als «Chef» (die Aufsicht über meine Arbeit war ihm und meinem Doktorvater Edgar Bonjour anvertraut). Alles verlief denkbar unbürokratisch und meistens mündlich; eine schriftliche Anstellung für meine immerhin vollamtliche Tätigkeit erhielt ich nie, durfte aber jeden Monat meine «Remuneration» (wie die Besoldung nichtbeamteter Personen bei Ernst Staehelin ausnahmslos hiess) bei der Staatskasse beziehen. Ernst Staehelin liess mir völlig freie Hand und intervenierte auch nicht, als ich den mir erteilten Auftrag, eine vorwiegend statistisch-organisationsgeschichtliche Darstellung zu verfassen, ziemlich eigenmächtig ausweitete und ein Werk produzierte, das mehr als das Doppelte des ursprünglich geplanten Umfangs ausmachte. Hatte ich etwas mit ihm zu besprechen, so suchte ich ihn in seiner engen Arbeitskammer auf, die sich mitten im Büchermagazin der Universitätsbibliothek befand (er war «natürlich» auch Mitglied und von 1956–1960 Präsident der Kommission für die Universitätsbibliothek). Dort konnte er sich, ungestört durch Telefonate, konzentriert seiner wissenschaftlichen Arbeit widmen. Ich gewann damals auch Einblick in seine Arbeitsweise, die, lange vor dem Zeitalter der Fotokopie und der Elektronischen Datenverarbeitung, in ihrer Art wohl einmalig und grossartig einfach war. Er arbeitete damals hauptsächlich an seinem monumentalen Werk «Die Verkündigung des Reiches Gottes in der Kirche Jesu Christi», dessen sieben Bände zwischen 1951 und 1964 erschienen. Umgeben von zahlreichen aufgeschlagenen Büchern, häufig grossen Folianten, schrieb er die Texte direkt aus den Originalen ab, fügte sogleich Einleitungs- und Verbindungstexte, Kommentar, Anmerkungen usf. bei, und dieses Manuscript, geschrieben in Staehelins

deutlicher, fast kalligraphischer Handschrift, wanderte dann direkt in die Druckerei. So hielt er es bei allen seinen Werken; er formulierte stets rasch und druckreif, und Exzerpte, Entwürfe, Kürzungen und Überarbeitungen waren bei ihm offenbar die seltene Ausnahme. Nur aus dieser Arbeitsweise, die natürlich eine intensive Kenntnis der Quellen, ein stupendes Gedächtnis und eine im Kopf bereits vorhandene Disposition bis in Einzelheiten hinein voraussetzte, lässt sich der gewaltige Umfang seines Lebenswerkes, das ja stets *neben* seinen unzähligen administrativen Verpflichtungen geleistet werden musste, erklären.

Für die universitätsgeschichtlichen Arbeiten, die er nun ankurbelte, rief Ernst Staehelin eine eigene Reihe ins Leben, die «Studien zur Geschichte der Wissenschaften in Basel», beschaffte bei Peter Zschokke die notwendigen Mittel und ging mit dem guten Beispiel gleich selbst voran: als erster Band dieser Reihe erschien 1955 sein Werk «Amandus Polanus von Polansdorf». Über Polan hatte er schon 1945 einen längeren Aufsatz verfasst; den Anlass dazu hatte wohl der Umstand gegeben, dass sich Polans tagebuchähnliche Aufzeichnungen im Besitz des Frey-Grynaeischen Instituts befinden. Ich war von diesem Werk enttäuscht. Gehofft hatte ich auf eine kritische theologiegeschichtliche Abhandlung über diesen neben Johann Jakob Grynaeus wichtigsten Vertreter der reformierten Frühorthodoxie in Basel, und zwar etwa in der Art des Meisterwerks «Die Basler Kirche und Theologie im Zeitalter der Hochorthodoxie» von Ernst Staehelins Nachfolger Max Geiger (erschienen 1952). Und was legte Staehelin nun vor: eine ausführliche, aber rein annalistische Biographie, einen Teil über Polans Schriften (blosse Inhaltsresumés) und einen Teil über die Lehre, der sich als Abdruck eines Lehrbuchs von Polan herausstellte. Das ganze Werk war vollkommen urteils- und wertfrei geschrieben, und nur gerade im Vorwort deutete Staehelin seine Kritik an Polans Theologie an. Kurz darauf folgte, nach vergleichbarem Muster und als zweiter Band der «Studien zur Geschichte der Wissenschaften in Basel», das – Karl Barth gewidmete! – Werk «Dewettiana», Forschungen und Texte zu Wilhelm Martin Leberecht De Wettes Leben und Werk. Auch dieses Werk schalt ich damals innerlich eine blosse Kompilation, die mir kläglich abzufallen schien etwa im Vergleich mit Werner Kaegis zehn Seiten über De Wette im ersten

Band seiner Jacob Burckhardt-Biographie (1947). Erst im Verlauf langer Jahre als Archivar und Dozent habe ich dann die Art von Staehelins Geschichtsschreibung schätzen gelernt. Er trägt stets ein immenses Material umsichtig zusammen und gliedert es klar. Mit ihren Regesten, ausgewählten Dokumenten, Korrespondentenverzeichnissen usf. nehmen die Werke Ernst Staehelins dem Forscher eine Menge Arbeit ab und schlagen eine erste, häufig sogar sehr breite, Schneise in das Dickicht der Quellen. Gerade wegen ihres häufig rein enumerativen Charakters wegen veralten sie auch nicht, sondern werden im Gegenteil überaus häufig benützt, dienen freilich auch vielen Forschern als Steinbruch.

Nicht ohne die übliche Autorenbangnis lieferte ich das Typoscript meiner eigenen «Geschichte der Universität Basel 1632–1818» im Februar 1956 an Ernst Staehelin und Edgar Bonjour ab. Sie auferlegten mir nur eine einzige, aber bezeichnende Änderung. Im Kapitel über die Theologische Fakultät hatte ich die Kontroverse zwischen Karl Barth und Paul Wernle über Samuel Werenfels ausführlich resümiert, und dies musste nun weitgehend gestrichen werden. Ernst Staehelin lehnte den Historiker Karl Barth rundweg ab, und Bonjour war der Meinung, Karl Barths Aufsatz über «Samuel Werenfels und die Theologie seiner Zeit» sei vor allem ein Reflex auf die damaligen Gegensätze in der Basler Theologischen Fakultät. Eine Monographie über Werenfels ist bis heute ein Desiderat der Basler Kirchengeschichte geblieben! Im übrigen waren meine beiden Mentoren sehr zufrieden, Ernst Staehelin wohl vor allem, weil meine Darstellung termingerecht vorlag und ihr Materialreichtum seiner eigenen Geschichtsauffassung entsprach. Ich erhielt von ihm eine überaus schmeichelhafte Gratulation – einen eigentlichen «Ritterschlag» –, und er versuchte auch sogleich, mich für eine Bearbeitung des Nachlasses von Franz Overbeck zu gewinnen; das Thema lag mir aber damals zu fern, und er hat es dann später mit Unterstützung von Matthäus Gabathuler und Martin Tetz selbst behandelt (Overbeckiana I und II, Studien zur Geschichte der Wissenschaften in Basel Bde. 12/13).

Meine Arbeit erschien 1957 als Doppelband IV/V der «Studien...»; mehr und mehr wurde Ernst Staehelin damals von der Organisation des Jubiläums selbst in Anspruch genommen. Zusammen mit dem legendären Sekretär Jakob Bolli hielt er alle

Fäden in der Hand; die beiden hatten zwar keine Aktenablage, aber «alles im Kopf», und vieles erledigte Ernst Staehelin handschriftlich, ohne Entwurf oder Kopie. «Y mach's lieber sälber» – das war seine Devise in administrativen Belangen. Trotz langwieriger Diskussionen über die Gestaltung des Jubiläums selbst – in der Regenz entstand eine Monsterdebatte über die Frage, ob die Universitäten «hinter dem eisernen Vorhang» einzuladen seien oder nicht, an der sich auch Karl Barth und Karl Jaspers mit höchst interessanten Voten beteiligten – behielt Ernst Staehelin die Festgaben, die zum Jubiläum erscheinen sollten, scharf im Auge, und eine Lieblingsidee von ihm war ein Band mit Professorenporträts; er hegte sie schon 1951.

1957 weilte ich zur beruflichen Weiterbildung in München, und der Schlussteil meiner Darstellung, der kurze aber bedeutsame Zeitraum von 1818 bis 1835, war erst zum Teil geschrieben. Gleichwohl fragte mich Ernst Staehelin im Juni 1957 an, ob ich die Ausarbeitung eines Bandes mit Bildnissen übernehmen wolle. Nach einer Bedenkzeit – ich war der Universitätsgeschichte schon ziemlich satt – sagte ich zu. Die Auswahl von etwa 200 Professoren wurde eine heikle Sache, vor allem bei jenen der jüngsten Vergangenheit, aber mit Ernst Staehelin und anderen Koryphäen im Rücken war es relativ leicht, Widerstände auszuräumen und genügend Mitarbeiter zu finden, welche die Kurzbiographien schrieben. Ernst Staehelin ging wie immer mit dem guten Beispiel voran und übernahm 14 Professoren, von Geiler von Kaysersberg über die Reformatoren Capito, Pellikan, Oekolampad bis hin zu Paul Wernle und Eberhard Vischer. Der Band «Professoren der Universität Basel aus fünf Jahrhunderten, Bildnisse und Würdigungen» erschien 1960 als eine der vier offiziellen Festgaben und war im Nu vergriffen – Ernst Staehelin hatte das richtige Gespür für die Wünschbarkeit eines solchen Bandes bewiesen.

Obschon ich mich dann eigentlich im Auftrag meines alten Lehrers Karl Meuli der Edition der Briefe von Johann Jakob Bachofen zuwenden wollte und mit dieser Aufgabe auch begann, erwies sich die Universitätsgeschichte als eine wahre Hydra, der stets neue Köpfe nachwuchsen und die mich bis zum Juli 1960 nicht mehr freigab. Kurzdarstellungen und Zeitungsartikel waren zu schreiben; vor allem aber wurde, wiederum auf Initiative von Ernst

Staehelin, beschlossen, zum Jubiläum eine grosse Ausstellung über die Geschichte und Entwicklung der Universität zu veranstalten, die im ersten Stock des Kunstmuseums stattfinden sollte. Ich erhielt im Dezember 1958 zunächst den Auftrag, eine Gesamtkonzeption, gewissermassen ein Drehbuch, auszuarbeiten; realisiert wurde die Ausstellung dann unter der Leitung des 1959 pensionierten Direktors der Universitätsbibliothek Fritz Husner, wobei mir diesmal das 19. und 20. Jahrhundert zufielen. Der überwältigende Erfolg der Ausstellung «500 Jahre Universität Basel» war wohl auch darauf zurückzuführen, dass sie als eine der ersten dieser Art in Basel mit Hilfe von Architekt und Graphikern professionell gestaltet wurde, obschon ihr Thema nicht leicht zu visualisieren war.

Die Fünfhundertjahrfeier selbst war für den damals 70jährigen Ernst Staehelin eine gehörige Strapaze, aber gewiss der äussere Höhepunkt seines akademischen Wirkens. Sein Ordinariat wurde ausnahmsweise bis zum April 1961 verlängert. Ich selbst konnte das Thema der Universitätsgeschichte nun endlich abschütteln und mich meinen neuen beruflichen Pflichten als Bibliothekar an der Universitätsbibliothek – in die ich auf den 1. Dezember 1959 eingetreten war – widmen; ich wechselte aber schon auf den 1. April 1961 an das Staatsarchiv über. Auch dort erschien bald einmal Ernst Staehelin: er wollte die der Universität zu ihrer Fünfhundertjahrfeier überreichten Grussadressen nicht in den Tiefen des Universitätsarchivs vergessen lassen, sondern publizierte sie unter dem Titel «Tabulae gratulatoriae» als Band 11 der «Studien zur Geschichte der Wissenschaften in Basel» (1961). Es bleibt mir unvergesslich, wie wir zusammen die Texte kollationierten; mit seinem eigentümlichen, leicht gepressten Organ las er mir in feierlicher Diktion, aber mit heimeligem baseldeutschen Akzent die vorwiegend lateinischen, aber auch französischen, deutschen, englischen, italienischen und spanischen Texte herunter, nicht ohne unsere Arbeit mit allerlei Anekdoten zu würzen. Wenn er der Diskretion seines Gesprächspartners sicher war, konnte er sarkastische Urteile über manche Zeitgenossen fällen. Nachdem wir uns während Jahren feierlich mit «Herr Vetter» angeredet hatten, bot er mir nun das Du an. Im Sommersemester 1961 habilitierte ich mich auch und wurde von Ernst Staehelin, der als nunmehriger Prorektor die

neuen Dozenten nach damaliger Sitte am Dies academicus vorzustellen hatte, zum schwarzen Kaffee ins Frey-Grynaeum geladen; ich durfte dabei dieses zum ersten Mal besichtigen; auch der damals frischgebackene Privatdozent der Physik und heutige Regierungsrat Hansruedi Striebel war dabei.

Ernst Staehelin wirkte damals auch als Vertreter der Geisteswissenschaften und Vizepräsident im Forschungsrat des Nationalfonds. Er stand unter dem Eindruck, den vielen Gesuchen von seiten der Medizin und der Naturwissenschaften ständen zu wenig geisteswissenschaftliche gegenüber und ging dann recht eigentlich auf die Suche nach grösseren Projekten, heute kaum mehr glaublich zu hören! Meinem damaligen Chef, Staatsarchivar Prof. Albert Bruckner, einem durch und durch von riesigen Projekten erfüllten Polyhistor, brauchte er dies nicht zweimal zu sagen! Bruckner übernahm auf Bitte von Ernst Staehelin hin dann auch die Leitung des kirchengeschichtlichen Handbuches «Helvetia Sacra», von dem seither 14 Bände erschienen sind und dessen Redaktion von Anfang an ihren Sitz im Staatsarchiv Basel hatte.

Für wenige Jahre wurden dann meine Kontakte mit Ernst Staehelin spärlicher, bis ich 1966 in das Kuratorium des Frey-Grynaeischen Instituts kooptiert wurde. Seit dem Frühjahr 1961 pensioniert, blieb Ernst Staehelin der Universitätsgeschichte treu, muss aber auch schon bald einmal mit der Erforschung der Christentumsgesellschaft begonnen haben, denn 1965 erschien als Band 16 der «Studien...» seine Monographie über den Basler Philosophieprofessor Friedrich Lachenal (1772–1854), dessen religiöse Tätigkeit in das Umfeld der Erweckungsbewegung gehört. Das Werk ist eine Ehrenrettung dieses religiösen «Outsiders», der wegen seiner Verbindungen zur Frau von Krüdener schon 1817 seine Professur niederlegen musste, und zeigt das grosse Interesse Staehelins für ausserhalb der etablierten Kirche stehende religiöse Gemeinschaften. Es war für Ernst Staehelin damals aber auch ein Bedürfnis, wieder einen Akzent als Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts zu setzen, und so entstand das 1968 als Band 18 der «Studien...» erschienene Werk «Die Korrespondenz des Basler Professors Jakob Christoph Beck 1711–1785», des ersten Lektors des Instituts, das dessen ca. 2000 Briefe umfassende Korrespondenz aufschlüsselt und einen Teilabdruck von 463 Briefen bietet. In Beck, der

eine rastlose Tätigkeit im Dienste der Universität entfaltete und eine europaweite Korrespondenz vor allem mit seinen ehemaligen Studenten unterhielt, spürte Ernst Staehelin wohl eine ihm wesensverwandte Persönlichkeit – wie Staehelin war auch Beck zu seiner Zeit «die Seele der Universität» gewesen, so dass das Thema gewissermassen von selbst aus Staehelins Wirken und Forschen herauswuchs.

Schon zwei Jahre später, 1970, zeugte das Werk «Die Christentumsgesellschaft in der Zeit der Aufklärung und der beginnenden Erweckung», ein Band von fast 600 Seiten, von der ungebrochenen Schaffenskraft des achtzigjährigen Gelehrten. Mit dem darin behandelten Zeitraum 1779–1808 war Staehelin seit seiner Lavater-Edition aufs beste vertraut; einmal mehr war es sein Anliegen, einen wenig bekannten grossen Quellenbestand ans Licht zu ziehen. Es ging hauptsächlich um das in der Universitätsbibliothek liegende umfangreiche Archiv der Christentumsgesellschaft, das in bewährter Weise erschlossen und fruktifiziert wurde; deutlich treten die Konturen des beginnenden «frommen Basel» auch als Zentrum eines ganzen Netzes von «Partikular-Gesellschaften» hervor. Schon für diesen Band benützte Ernst Staehelin auch den im Staatsarchiv Basel liegenden Nachlass von Christian Friedrich Spittler (1782–1867), das sogenannte Spittler-Archiv mit seinen schätzungsweise 25000 Briefen und ungezählten anderen Dokumenten. Nun trat Staehelin wieder als Benützer in mein Blickfeld. Er erbat sich sofort einen Arbeitsplatz im Magazin, in unmittelbarer Nähe des Spittler-Archivs und fand sich täglich pünktlich um acht Uhr ein. Einmal mehr bewunderte ich seine überaus rasche und effiziente Arbeitsweise, und tatsächlich konnte schon vier Jahre später der zweite, 737 Seiten starke Band «Die Christentumsgesellschaft in der Zeit von der Erweckung bis zur Gegenwart» erscheinen. Er fusst zum grössten Teil auf dem Spittler-Archiv und hat dessen Inhalt einem weiten Kreis von Forschern bekannt gemacht, wie die seither stark gestiegene und immer noch andauernde Benützung des Spittler-Archivs vor allem durch Forscher aus Süddeutschland beweist. Auch bei dieser Themenwahl zeigt sich eine innere Verwandtschaft zwischen dem durch seine zahlreichen Schöpfungen (Basler Mission, Bibelgesellschaft, Pilgermission St. Chrischona, Taubstummenanstalt Riehen, Diakonissenanstalt

Riehen, Anstalt Beuggen u.a.m.) bekannten Spittler – ich habe ihn einmal als «religiösen Manager» bezeichnet – und dem ebenso unermüdlich tätigen Ernst Staehelin.

Zu Beginn des Vorworts bemerkte er, es sei ihm «geschenkt», diesen Band erscheinen zu lassen. Offensichtlich spürte er, dass seine Kräfte nachliessen, und er durfte sein Lebenswerk als abgeschlossen betrachten. Müssig bleiben konnte er indessen nicht, und die allerletzten Früchte seiner Arbeit, die er dem Kuratorium des Frey-Grynaeischen Instituts jeweils an der Jahressitzung vortrug und dann in den Jahresberichten veröffentlichte, waren gleichsam der Nachhall seines fest in der Vergangenheit Basels verwurzelten überreichen Lebenswerks.

Auf theologischen Spuren von Ernst Staehelin

von Jan Milič Lochman

Auf Spuren seiner Vorgänger stösst ein Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts fast auf jedem Schritt und Tritt. Bereits im Vorgarten des Hauses erinnern ihn zwei Denkmäler an Karl Rudolf Hagenbach (Lektor 1831–1834). Und in der Bibliothek sind es die Werke fleissiger Gelehrter, die im Hause gewirkt haben, auch wenn hier und da vergessen wurde, diese Werke in die Bibliothek einzugliedern. Besonders frisch sind verständlicherweise Erinnerungen an den unmittelbaren Vorgänger. Dies ist in meinem Falle *Ernst Staehelin*. Da gibt es lebendige Zeugen, die bei gelegentlichen Besuchen über Begegnungen mit ihm (und auch mit seiner vor allem im Flüchtlings- und Nächsteneinsatz höchst aktiven Frau Meieli) manches anschaulich und gerne zu berichten wissen.

Manchmal auch freundlich humorvolle Geschichten. Ein Beispiel. Eine Dame aus der Nachbarschaft besucht uns und lässt sich das ehemalige Arbeitszimmer von Ernst Staehelin (heute unser Sitzungs- und Seminarraum) zeigen. Sie evoziert die Situation und Atmosphäre aus der alten Zeit und erzählt, wie sie von Frau Staehelin einst in dieses Heiligtum stiller, konzentrierter Gelehrsamkeit geführt wurde und den Lektor unfehlbar an seinem Arbeitstisch vorfand. Da sagte Frau Staehelin: «Sehen Sie sich ihn nur an. So sitzt er hier seit vierzig Jahren!»

Vierundvierzig Jahre hat die Familie Staehelin im Frey-Grynaeum gelebt (1936–1980). Hier (und natürlich in der Universitätsbibliothek, die er bis ins hohe Alter hinein unermüdlich besuchte) entstanden die meisten literarischen Werke des Lektors. Von hier aus ging er – bis heute unvergessen – seinen Obliegenheiten als

Rektor der Universität nach. Wie könnte man ihn in diesem Hause vergessen?

Mit dem Abstand der Zeit werden die persönlichen Zeugen seiner Präsenz im Hause allerdings seltener. Desto klarer stellt sich seinem Nachfolger die Frage nach dem *theologischen Werk*. In unserer schnelllebigen Zeit veralten die Werke von uns allen, auch die von Ernst Staehelin. Doch kommen auch Überraschungen. Beim Besuch einer wichtigen ökumenischen Arbeitsgruppe im Institut wendet sich zu mir einer der bedeutendsten Theologen der Russisch-Orthodoxen Kirche mit der Bitte, ihm womöglich das siebenbändige Werk von Staehelin, Die Verkündigung des Reiches Gottes in der Kirche Jesu Christi (1951–1964) zu besorgen – keine leichte, aber erfreuliche Aufgabe: es lebt also im ökumenischen Interesse die monumentale Anthologie und dies an unerwarteten, bedeutenden Orten.

Übrigens: auch unter uns ist dieses Werk nicht «verschollen». Im Wintersemester 1984/85 habe ich versucht, in meinem Systematischen Seminar die Studierenden damit bekannt zu machen. Sieben Bände in einem Semester! Dies war nur gruppenweise möglich. Kleine Gruppen befassten sich mit den einzelnen Bänden, berichteten dann aber im Plenum. Dies war keine leichte Aufgabe für ein Seminar. Die Gefahr einer nur willkürlich fragmentarischen oder oberflächlichen und deshalb zuletzt langweiligen Arbeitsweise lag in der Tür. Doch es kam anders. Das Thema, durch Staehelin vermittelt, faszinierte. Es war eines der lebendigsten Seminare.

Das besprochene Werk ist eine Quellensammlung von Zeugnissen über das Reich Gottes im Verlauf der ganzen Kirchengeschichte. Ernst Staehelin tritt hinter seinen Zeugen zurück – doch nicht ganz. Jeder Quelle ist seine Einführung vorangestellt, und das Werk schliesst mit seinen eigenen zusammenfassenden Thesen zum Motiv des Reiches Gottes. So kann man – unter Berücksichtigung seiner anderen Werke – die Frage nach seinem theologischen Anliegen und Vermächtnis stellen. In aller Kürze möchte ich dies anlässlich seines Jubiläums versuchen, indem ich an Gedanken anknüpfe, in welchen ich im Namen der Universität bei der Abdankungsfeier auf einige wesentliche Akzente seines theologischen Werkes hinwies.

Ernst Staehelin war unmissverständlich ein *Basler Theologe,* und zwar nicht nur vom «Zufall» seiner Herkunft her, sondern auch in der bewussten Wahl des Standortes – seines politischen Standortes würde ich sagen, soweit man das Wort «politisch» in seinem ursprünglichen Sinne nimmt: dieser *polis,* dieser Stadt wusste er sich verpflichtet, für ihre Kirchen-, Bürger- und akademische Gemeinde setzte er sich ein. Hier lag auch der Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Forschung. Er widmete sie primär der Basler Kirchengeschichte, sowohl in einer ganzen Reihe von kleineren Schriften, wie auch in seinen magistralen Monographien. Sie galten dem Basler Reformator Johannes Oekolampad (1939), dem Basler Dogmatiker mährisch-schlesischer Herkunft Amandus Polanus (1955); den Stiftern und den Lektoren des Frey-Grynaeischen Instituts; zuletzt, gross angelegt, der Basler Christentumsgesellschaft (1970 und 1974).

Ich entnehme dieser Konzentration Ernst Staehelins auf seine Heimat- und Wirkungsstadt die Weisung, die mir als allgemein gültig erscheint: ein geistig wacher Forscher, eine geistig wache Universität, unterschätzen nicht den konkreten Standort ihres Schaffens, sondern befassen sich mit ihm, nehmen ihn ernst. Kosmopolitische Blässe ist keine Tugend des Geistes. *Universitas literarum* lebt gesund nur in dankbar kritischer Anteilnahme am Geschick und Geschichte ihrer *polis.*

Die Gefahr solcher Einstellung ist dabei nicht ausser Sicht zu lassen: Wird nicht ein Historiker, ein Theologe, der sich so nachdrücklich mit seinem Standort befasst, zum engstirnigen Lokalgelehrten? Wird nicht eine Universität, die allzusehr auf ihre Überlieferungen pocht, zur Provinzuniversität? Ernst Staehelin zeigte uns eine andere Möglichkeit auf. Hier kommt der *zweite charakteristische Zug* seines Lebens und Werkes zum Vorschein: der Basler Gelehrte denkt in einem grenzüberschreitenden, *offenen Horizont.* Mit seinem Beitrag bewährte sich unsere Stadthochschule als eine *europäische* Universität, offen für Menschen aus allen vier Himmelsrichtungen. In diesem Zusammenhang ist der tatkräftige Einsatz seines Hauses für Flüchtlinge und andere Menschen in Not zu sehen. Und seine eigene theologische Arbeit, obwohl eindeutig im reformatorischen Boden verwurzelt, nahm am Geschick der ganzen Christenheit, ja der ganzen Schöpfung teil.

Es fällt auf, mit welchem Interesse dieser Kirchenhistoriker bis ins hohe Alter hinein die *ökumenischen* Bemühungen der christlichen Kirchen begleitete, vor Ort, aber auch im Rahmen der Weltchristenheit. Zu seinen Lehrveranstaltungen gehörten Vorlesungen und Begegnungen, in welchen er über verschiedene Typen kirchlicher Gruppierungen berichtete. Und er verfolgte, manchmal mit gewisser kritischer Distanz, die Bemühungen der weltweiten Ökumene. Ich selbst konnte erleben, mit welchem Interesse er an Vorbereitungen der Basler Kirchen für die Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen 1975 teilnahm. Aus zeitbedingtem, modischem Interesse? Wohl kaum.

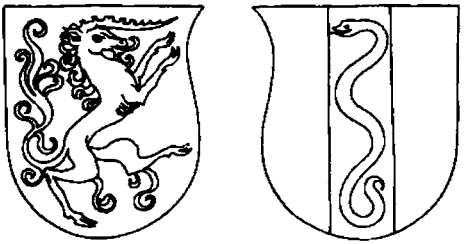
Denn hier kam der zentrale Akzent der Theologie Staehelins zum Tragen: das Motiv des *Reiches Gottes.* Kein Zweifel: dieses Motiv steht für ihn im Zentrum. Das bereits erwähnte monumentale Werk «Die Verkündigung des Reiches Gottes in der Kirche Jesu Christi» ist diesem Grundthema des biblischen Glaubens gewidmet. Die abschliessenden «Sechsundfünfzig Thesen über das Reich Gottes» sind das eigentliche theologische Vermächtnis des Herausgebers. Hier stehen Sätze wie etwa die These 47:

«Die ganze Schöpfung im Lichte der Erlösung und der Wiederherstellung sehen, heisst zugleich, alle Geschöpfe mit einer tiefen und heiligen Liebe umfassen, mit einer Liebe, die nicht oberflächlich und schwächlich ist, sondern die um die Grösse der Sünde und die Macht des Bösen einerseits und um die Heiligkeit Gottes und seines Reiches andrerseits weiss, aber gerade deshalb um die Befreiung aus aller Gebundenheit und Zerstörung aus tiefster Seele mitringt und mitseufzt.»

Zwei für Ernst Staehelin geradezu typische Aspekte fallen mir an dieser These auf. Einmal die ganzheitliche Sicht der Welt als *Schöpfung:* Gott hat nicht mit der Seele des Menschen zu tun und auch nicht bloss mit der menschlichen Geschichte. Sein Heil ist auf den ganzen Kosmos bezogen. Und der andere: dieser universalen Zuwendung des Schöpfers soll an unserer Seite die Zuwendung in *universaler Hoffnung* entsprechen. Niemand und nichts ist aus der Tragweite dieser Hoffnung auszuschliessen. Beim Thema der *«Wiederbringung aller Dinge»* schlägt das Herz des Theologen Staehelin. Es war kein Zufall, dass er seine Rektoratsrede beim grossen Universitätsjubiläum gerade diesem Thema gewidmet hat.

Und da scheint es mir: Auf seine Art hat er damit – in einer Zeit, wo es theologisch keineswegs selbstverständlich war – Wesentliches von der heute uns so bedrängenden Thematik «Friede, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung» vorweggenommen.

In der dialektischen Verbindung der beiden Pole seiner theologischen Forschung – des Baslerischen und des Universalen – bleibt für uns Ernst Staehelin bis heute wegweisend. Er wusste sich darin mit Recht dem lebendigen Geist der Basler Reformation verpflichtet. War es nicht der Vater dieser Reformation, Johannes Oekolampad, der in einem – von seinem Monographen oft gebrauchten Satz – die Basler Bürger einst ermutigte, den Namen ihrer Stadt, *Basileia,* beim Wort zu nehmen, und also in nüchterner Treue dem politischen Standort den befreienden und verpflichtenden Bezug zum universalen Reich Gottes frei zu halten? Und waren es nicht die bahnbrechenden «Reich-Gottes-Werke» in der schöpferischen Epoche des Basler Pietismus mit seiner «Christentumsgesellschaft», die in gleiche Richtung wiesen? Aus diesem Erbe hat Ernst Staehelin gelebt. Es ist, und es soll bleiben, auch unser Erbe.



JAHRESBERICHT

DES
FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL
FÜR DIE JAHRE 1989 UND 1990

Mit einem Beitrag zum Jubiläum
700 Jahre Eidgenossenschaft

Das Frey-Grynaeische Institut ist eine Stiftung der Basler Theologieprofessoren Johann Ludwig Frey (1682–1759) und Johannes Grynaeus (1705–1744); die Stiftungsurkunde trägt das Datum des 1. März 1747.

Seit 1762 befindet sich das Institut in der Liegenschaft Heuberg 33.

Kuratorium: Prof. Dr. iur. Frank Vischer, Präsident
Dr. iur. David Linder, Kassier
Prof. Dr. phil. Andreas Staehelin, Beisitzer

Lektor: Prof. Dr. theol. Jan Milič Lochman
Heuberg 33
CH-4051 Basel

Bericht des Lektors

Das Frey-Grynaeum ist von seinem Anfang an nicht nur «ein stilles Gelehrtenheim am Heuberg» (G.A. Wanner), sondern ein ausgesprochen «offenes Haus». Es wurde doch in der Stiftungsurkunde vom 1. März 1747 bestimmt, dass es der Auftrag des Hauses ist, neben der Förderung von theologischen Studien «*pacem et concordiam Christianorum*» zu stärken. Das haben die meisten Lektoren mit Recht im Sinne eines ökumenischen Engagements interpretiert.

Diese Offenheit bestimmte auch die beiden letzten Jahre. Sie wurde durch die dramatische Entwicklung in Osteuropa wesentlich gestärkt. Immer wieder beherbergte das Haus Besucher aus diesem Teil Europas, vor allem aus der Tschechoslowakei. Es kamen Einzelne, aber auch kleinere oder grössere Gruppen: Ich erwähne nur den Besuch einer evangelischen Gemeinde aus Mittelböhmen, fast 50 Teilnehmer, welche das Institut – und auch den schönen Vorgarten – an einem Frühlingstag geradezu «überfluteten». Es wurde nicht nur unsere Bibliothek besichtigt, sondern vor allem ein intensiver dialogischer Austausch gepflegt.

Nicht nur Osteuropa war im Haus öfters präsent. Es kamen auch Besucher aus weit entfernteren Ländern. Einen anregenden Anlass stellte der Besuch und das gemeinsame Arbeitsessen mit dem Ausschuss der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung des Ökumenischen Rates der Kirchen dar (deren Mitglied der Lektor in Vertretung des Schweizerischen Kirchenbundes seit Jahren ist): Einstimmig, geradezu überschwänglich beteuerten die aus verschiedenen Ländern Teilnehmenden, dass die Atmosphäre des Hauses zum guten Abschluss der Studie «Einheit der Kirche und die Erneuerung der menschlichen Gemeinschaft» mit beigetragen hat. Unvergessen blieb auch die offizielle Delegation der koreanischen presbyterianischen Kirchen, die zu einer Vortrags- und Aus-

spracheveranstaltung im Institut erschien: willkommene Gäste, weil sich der Lektor durch eine ganze Reihe seiner koreanischen Doktoranden mit den koreanischen Kirchen besonders verbunden weiss.

Offen blieb das Haus nicht nur für ausländische ökumenische Besucher, sondern auch für viele aus der Schweiz, kirchliche, aber auch historisch und kulturgeschichtlich Interessierte. So kommen immer wieder Gruppen aus der Stadt und der näheren Umgebung, um sich meistens unter der kundigen Leitung des Historikers Dr. M. Fürstenberger mit einem «typisch Baslerischen» Gelehrtenheim bekannt zu machen. Und es sind auch zufällige Passanten zu erwähnen, welche immer wieder spontan eintreten, um sich etwa nach den alten jüdischen Grabsteinen im Vorgarten zu erkundigen, oder einfach nur um nach dem Sinn des für manche «geheimnisvoll» klingenden Namens «Frey-Grynaeum» zu fragen.

Der Lektor (und seine Frau) haben natürlich nicht nur die Aufgabe, für die Offenheit des Hauses zu sorgen. Es ist die altehrwürdige Bibliothek da, die zwar nicht allgemein offen, doch für Forscher und Interessenten in guter Zusammenarbeit mit der Universitätsbibliothek (vor allem mit Dr. F. Hieronymus) zugänglich ist. Darüber hinaus ist der Lektor beauftragt, Lehrveranstaltungen im Rahmen des Frey-Grynaeischen Lektorats anzubieten. Sie können – abgesehen vom regelmässigen Doktorandenkolloquium – zwar nicht regelmässig im Hause abgehalten werden (der grossen Zahl der Studierenden wegen), doch werden die Teilnehmenden gruppenweise immer zu Sonderanlässen mit Abendessen ins Haus eingeladen. Das gilt vor allem für Seminare (1989/90 zur Theologie von J.L. Hromádka und H.J. Iwand, 1990/91 zum letzten Buch von Calvins Institutio). Zum Bedauern des Lektors trifft sich die englische Arbeitsgemeinschaft hier im Haus seit letztem Jahr nicht mehr, eine einmal besonders anregende Gruppe, weil die Zahl der Englischsprechenden (vor allem amerikanischen) Doktoranden geringer geworden ist.

Das ökumenisch «weltweit» offene Haus ist von seiner Geschichte her fest in seiner Stadt und in seinem Land verankert. Darum haben wir uns bei verschiedenen Gelegenheiten mit dem grossen Jubiläum der Eidgenossenschaft befasst. Es war für mich ein ehrenvoller Auftrag, als Altrektor bei der Eröffnungsfeier des Jubi-

läumsjahres in Bellinzona die Universität zu vertreten. Und es gab eine Reihe von Anlässen, an welchen ich mitwirken konnte. Darum habe ich mich entschlossen, den zweiten Teil dieser Thematik zu widmen: Es handelt sich um die Festansprache anlässlich der Jubiläumsfeier am 31. August, zu welcher mich die Gemeinde Riehen eingeladen hat.

Das Thema entspricht durchaus der Tradition des Instituts. Immer wieder haben sich die ehemaligen Lektoren mit den Wegen der Schweiz befasst: Ich denke nur beispielsweise an Karl Rudolf Hagenbach, Paul Wernle und besonders auch an Ernst Staehelin, dessen 100. Geburtstages wir im Hause mit einem Fakultäts- und einem Familienanlass dankbar gedacht haben. Ernst Staehelin wurde der letzte Jahresbericht 1987 und 1988 mit Beiträgen der Kuratoren Prof. Dr. Frank Vischer, Dr. David Linder und Prof. Dr. Andreas Staehelin gewidmet. Er wurde zu einem kleinen «Bestseller». Den Kuratoren sei nicht nur dafür, sondern auch für ihre treue und wirksame Fürsorge und Unterstützung des Lektors herzlich gedankt.

Basel, den 6.September 1991

Jan Milič Lochman, Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts

Das unverbrauchte Erbe

Im Rückblick auf das Jubiläumsjahr

von Jan Milič Lochman

Es gibt ein altes helvetisches Wappenwort, das mich seit Jahrzehnten besonders beeindruckt: HOMINUM CONFUSIONE ET DEI PROVIDENTIA HELVETIA REGITUR (Die Schweiz wird regiert durch menschliche Verwirrungen und durch die Vorsehung Gottes). Zum erstenmal habe ich den Satz in der Kirchlichen Dogmatik Karl Barths gelesen – als Schlüssel zur Deutung der allgemein menschlichen, dann auch besonders der schweizerischen Geschichte. Es ist ein nüchterner Satz: Er spricht zunächst von menschlichen Verwirrungen, verklärt die Geschichte nicht, sondern fasst menschliches Fehlverhalten klar ins Auge. Aber er weigert sich, dabei schon haltzumachen; er wagt es, inmitten von Verwirrungen der Geschichte die Vorsehung Gottes zu vermuten und zu bekennen. Das ist im biblischen Sinne zu verstehen, also nicht fatalistisch, sondern als Ruf zur Dankbarkeit für manches Menschenfreundliche, was uns in dieser Geschichte all den Verwirrungen zum Trotz dennoch geschenkt wurde; *und* als Herausforderung, diese Geschichte in nomine Domini, «in Namen Gottes, des Allmächtigen», wahrhaft eid-genössisch also, im Einklang mit dem guten Willen Gottes zu gestalten.

Wenn ich die vielen Reden und Beiträge zur 700 Jahr-Feier der Eidgenossenschaft höre und lese, so kann ich mich manchmal kaum des Eindrucks erwehren, dass in der Stimmung eher der erste Teil des Wappenwortes, also der Hinweis auf die menschliche Verwirrung, den Ton angibt: Die kritischen Stimmen überwiegen. Ich habe dafür gewisses Verständnis: Allzu leicht könnte der andere Akzent, das Wort von der Vorsehung Gottes, anmassend miss-

braucht werden. Davor müsste gerade der Theologe warnen. Doch möchte ich die im Motiv der providentia Dei enthaltene Weisung und Verheissung keineswegs aufgeben; bloss in den Verwirrungen der Geschichte und Gegenwart zu verweilen, verbittert oder auch «genüsslich», schafft eine schiefe Perspektive, die mir gerade im Interesse der Erneuerung unserer *res publica* als nicht eben fruchtbar erscheint. Die Glocken der ehrwürdigen Riehener Kirche, welche unsere Feier eingeläutet haben (wie auch die mich immer wieder faszinierenden alltäglichen und sonntäglichen cloches de Bâle) erinnern alle, die Ohren zum Hören haben: Es herrschen nicht nur menschliche Verwirrungen, es regiert die Vorsehung Gottes.

Vielleicht wird es leichter, die Wahrheit der *beiden* Akzente unseres Wappenwortes einzusehen, wenn einer wie ich im Bunde der Eidgenossen nicht geboren wurde, sondern der in ihn – im Wirbel der europäischen Geschichte – weit in der zweiten Hälfte seines Lebens aufgenommen wurde. Denn dann wird das helvetische Erbe nicht selbstverständlich, man sieht im Vergleich der Erfahrungen alter und neuer Heimat verschiedene Aspekte unseres Gemeinwesens differenzierter und anschaulicher. Erlauben Sie mir, bei solchen persönlichen Erwartungen und Erfahrungen anzusetzen.

Wenn ich versuche, mich an das Bild zu erinnern, das ich mir als tschechischer Schüler und Student in meiner Jugend von der Schweiz machte, so besteht kein Zweifel: Es war ein ausgesprochen positives Bild. Die Schweiz erschien uns als ein vorbildliches Land. Dieses Werturteil bezog sich auch und vorzüglich auf politische Traditionen und Formen, auf die «Schweizer Demokratie». Wurde nicht gerade auf diesem Gebiet in der Schweiz Einzigartiges geleistet, was auch anderen europäischen Völkern, vor allem denen, welche – wie die Tschechoslowakei – im Aufbau und in der Verteidigung ihrer Demokratie standen, in mancher Hinsicht als wegweisend und hilfreich aufleuchtete?

Ich erwähne beispielsweise drei Aspekte. Zunächst: Die Multinationalität der Schweiz. Hier gab es ein Land, dem es augenscheinlich gelang, Menschen verschiedener Sprachen und Kulturen in einem Staat, ja in einer Nation zu verbinden: ein ermunterndes Beispiel im Zeitalter der Aushöhlung der Demokratie durch völki-

schen Nationalismus. Zweitens: Dieser Staat war die «Eidgenossenschaft», eine uns etwas merkwürdig klingende Bezeichnung, die man aber als einen wichtigen Hinweis darauf verstehen konnte, dass sich eine politische Gemeinschaft nicht auf «Blut und Boden» gründen muss, sondern dass sie in einer «Idee», im Programm, konkret: im Bunde der freien Bürger, bestehen kann. Drittens: Die Schweizer Neutralität, verstanden in ihrer besten Möglichkeit: nämlich als Versuch, sich aus den aggressiven Konflikten der europäischen Nationalismen und Machtblöcke herauszuhalten, und zwar nicht nur «für sich», sondern im Dienste der Vermittlung und Versöhnung. So schien uns die Schweiz ein sinnvolles Modell für ein kleines freies Land zu bieten. *Felix Helvetia!*

Es ist heute rückblickend nicht schwer zu erkennen, dass ein solches Bild der Schweiz zu idealistisch war, und zwar im doppelten Sinne des Wortes «Idealismus»: Es verklärte die Wirklichkeit. Und vor allem: Es griff die bevorzugten politischen Ideale heraus aus ihrer Verflechtung mit massiven gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Interessen, die sie an eigene Zielsetzungen banden. Wie überall auf der Welt entsprach auch in der Schweiz das reale politische Leben den hehren Idealen nicht ganz.

Man denke nur an unsere drei Leitideen: Wie leicht kann die Multinationalität zu einer blossen konjunkturorientierten Interessengemeinschaft werden, ohne wirklichen kulturellen Austausch und Solidarität, ohne Ausstrahlungskraft nach aussen. Wie leicht kann die Eidgenossenschaft, der Bund der Freien, zum Bunde der Privilegierten werden, die nur die eigene Freiheit wirklich ernst nehmen und die Freiheit der anderen – selbst im eigenen Lande, etwa der Flüchtlinge und Gastarbeiter – vorsichtig und bedingt auf Widerruf dosieren. Wie leicht kann vor allem die Schweizer Neutralität in einer selbstbezogenen Isolierung erstarren, die nur das Eigene halten will in einer Igelstellung der übrigen Welt gegenüber.

Niemand ist sich dieser Gefahr so bewusst wie manche Schweizer selbst. Ich denke vor allem an die kritische jüngere Generation, an die massgebenden Schweizer Schriftsteller, an manche Künstler, Journalisten, auch kritische kirchliche Kreise. Wir erleben gerade in den letzten Monaten eine ganze Welle der schweizerischen Kritik und Selbstkritik. Die nationalen Mythen werden fast rücksichts-

los demontiert. Die überlieferten Autoritäten und Verhaltensweisen werden überprüft. Und die gegebenen gesellschaftlichen Verhältnisse werden geradezu hyperkritisch beleuchtet. Unsere Schweiz befindet sich im Prozess eines relativ radikalen Umdenkens.

Diese Wandlung ist, soweit ich verstehe, ernstzunehmen, ja mit Vorbehalt zu begrüssen. Eine wahre Demokratie kann durch einen «entmythologisierenden» Prozess nur gestärkt werden. Ein Volk der Kritischen und Selbstkritischen ist freier als ein Volk der Gerechten und Selbstgerechten. Es stellt sich mir aber die Frage: Was geschieht in diesem Prozess mit dem «eidgenössischen Erbe»? Wird es endlich und endgültig preisgegeben? Manche scheinen zu diesem Schluss zu neigen: «700 Jahre sind genug.» Es gibt eine «Demontage» der eidgenössischen Tradition, bei welcher von den geschichtlichen Intentionen und Programmen der «Väter» nur das bäuerlichschlaue «Menschlich-Allzumenschliche» als treibende Kraft der Schweizer Demokratie übrigbleibt. Und es gibt eine Kritik der gegenwärtigen Zustände, die an den überlieferten politischen Formen einfach verzweifelt und von der Möglichkeit ihrer sinnvollen Veränderung nicht viel hält.

Als Reaktion gegen allzu idealistische Bilder und Leitbilder sind diese hyperkritischen Stimmen und Urteile verständlich. Als Beiträge zur kulturell-politischen Erneuerung scheinen sie mir aber zu kurzschlüssig, weil ungeschichtlich. Geschichtliche Orientierung – wozu auch die Reflexion der geistesgeschichtlichen Überlieferung, deren sich wandelnde Interpretationen und Gestaltungskraft, mit gehört – ist eine der Grundbedingungen sinnvollen gesellschaftlichen Engagements.

Der unvergessene tschechoslowakische Philosoph und Staatsmann T.G. Masaryk prägte als einen der Leitsätze seiner politischen Praxis den Satz: «Die Staaten erhalten sich durch die Ideale, aus welchen sie entstanden sind.» Der Satz klingt zunächst fast hoffnungslos konservativ: Das Erhalten der überlieferten Ideale als Grundsatz der Politik? Wer die Praxis von Masaryk bedenkt, wird aber bald merken, dass sein Ruf nach Treue zum geschichtlichen Fundament nicht konservativ gemeint war. Masaryk war einer der radikalsten «Demontierer» nationaler Mythen, vor allem in seinem eigenen Volk. Den konservativ-nationalen Kräften war er immer

eine unheimliche Gestalt. Woran uns sein Satz aber erinnert, ist das Folgende: Gerade im kritischen Überprüfen des Überlieferten bleibt man mit den «Vätern» im Gespräch – wobei die «Väter» und «Mütter» zu «Brüdern» und «Schwestern» werden, das heisst nicht als unantastbare Autoritäten agieren, sondern als «Eid-Genossen», Verbündete und Mitstreiter auf dem gemeinsamen Wege.

Dieser Weg ist für jede Generation in eigener Verantwortung von neuem zu gehen. Und doch: Das menschlich Neue ist geschichtlich Neues. Das Haus, das neu zu gestalten ist, ist nach der Tragfähigkeit seiner Fundamente zu beklopfen. Vergisst man oder verschmäht man dieses «Beklopfen», so gefährdet man den geplanten Neubau. So halte ich den Satz von Masaryk *mutatis mutandis* auch für die Schweiz relevant – vorausgesetzt, dass man ihn im Masarykschen Sinne versteht, also eben nicht einseitig konservativ, sondern reformatorisch (wozu gerade in dem klassischen Land der helvetischen Reformation noch gewisse Voraussetzungen gegeben werden müssten!) Das eidgenössische Erbe ist nicht verbraucht. Es wäre töricht (gerade auch politisch töricht!) es preiszugeben und nicht kritisch aufzunehmen und in neuer Situation zu entfalten.

Ich denke konkret noch einmal an jene drei Komponenten, die sich mir am Anfang dieser Rede zu jenem «Idealbild der Schweiz» zusammengefügt haben. Das Bild habe ich idealistisch gefunden. Es ist aber nicht einfach aus der Luft gegriffen. Gerade auch mit jenen drei «Idealen» wurden in der Geschichte dieses Landes Intentionen formuliert und partiell realisiert, die bis heute wichtige Impulse vermitteln können – und zwar nicht bloss für unser Land. Es ist kein Zufall, dass im gesamteuropäischen Kontext zum Beispiel die jahrhundertelange helvetische föderative Erfahrung von verschiedenen Seiten «entdeckt» und beachtet wird. «Kritische Überprüfung» müsste hier also heissen: Nicht «Demontage» schlechthin, sondern Demontage der «Krusten», die sich um diese Schweizer Initiativen im Laufe der Geschichte vor allem eben unter dem Druck von enggezogenen Eigeninteressen gelegt haben.

Die Multinationalitäts-, Eidgenossenschafts- und Neutralitätsidee können in der heutigen Welt, welche immer klarer zu der einen Welt der miteinander auf Gedeih und Verderb verbundenen Menschen und Völker wird, nie in blosser Abgrenzung und Igelstellung sinnvoll vertreten werden, sondern nur in Öffnung und

Bewegung auf andere hin. Eine solche Bewegung bedeutet keineswegs kosmopolitische Preisgabe der helvetischen Identität, wohl aber deren Integrierung in breitere Kontexte: Im Überschreiten der etablierten Grenzen im eigenen Land (in Richtung auf die Unterprivilegierten vorgegebener Zustände, etwa die Behinderten oder Mitbürgerinnen und Mitbürger an der Armutsgrenze, so wie wir sie auch in unserem Kanton und in unseren Gemeinden, oft kaum bemerkt, unter uns haben) und vor allem auch nach aussen (in Richtung auf die wirksamere Solidarität mit anderen Völkern, vor allem in Osteuropa und den Entwicklungsländern).

Es ist erfreulich und wegweisend, dass symbolische Handlungen anlässlich unseres Jubiläums (Vergabungen an sozial besonders Schwache im eigenen Haus und im gemeinsamen Haus der Menschheit) gerade in diese beiden Richtungen weisen: Sie sollten in den kommenden Jahren ihre strukturelle Fortführung finden. Denn gerade das dürfte den authentischen Motiven des eidgenössischen Erbes wohl entsprechen.

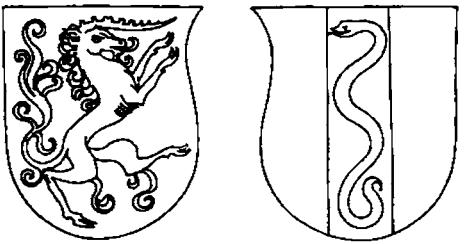
*

Eine Bemerkung zum Schluss. Anlässlich der Eröffnungsfeier zu unserem Jubiläumsjahr in Bellinzona hielt der Genfer Professor Jean Starobinski einen eindrücklichen Kurzvortrag. Er erinnerte darin an einen spätmittelalterlichen Text, das «Grosse Gebet der Eidgenossen». Besonders in den Notzeiten wurde dieses Gebet nicht nur von Einzelnen, sondern in der Gemeinschaft gesprochen, um sich auf den bisherigen Weg zu besinnen und vor allem: um den Weg in die Zukunft freizulegen. Starobinski hat mit Recht vor allem zwei Akzente dieses Gebetes hervorgehoben: «Erstlich soll ein jeglicher Mensch sich selbst erkennen wegen seiner Sünden und Missethaten, die er wider Gott unseren Herrn gethan hat und festiglich fürsetzen, uns zu hüten vor Sünden und Gelegenheiten der Sünden...» Eine klare Erkenntnis und Bekenntnis des eigenen Versagens und der gemeinsamen Schuld steht unmissverständlich am Anfang: als Schutzwall gegen jede Versuchung der Selbstgefälligkeit und Selbstgerechtigkeit.

Und dann, im Fürbitteteil, als konkrete Folge solcher Haltung: «Wir wollen auch bitten für diejenigen, so allenthalben Steg und

Weg bessern, auch mit ihren Unkosten und Arbeit, so wohl geistlich als leiblich, den gemeinsamen Nutzen treuwlich befürdern helfen.» Ja, Stege und Wege der Versöhnung und der Solidarität zu bessern – mit geistlicher und materieller Opferbereitschaft: Wäre dies nicht das unverbrauchte, treu eidgenössische Erbe und ein nur zu aktuelles Programm für unser Gemeinwesen – gestern, heute und morgen?

Hominium confusione – et Dei providentia.



JAHRESBERICHT

DES
FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL
FÜR DIE JAHRE 1991 UND 1992

Mit einem Beitrag zur ökumenischen
und ökologischen Aktualität
von J. A. Comenius

Das Frey-Grynaeische Institut ist eine Stiftung der Basler Theologieprofessoren Johann Ludwig Frey (1682–1759) und Johannes Grynaeus (1705–1744); die Stiftungsurkunde trägt das Datum des 1. März 1747.

Seit 1762 befindet sich das Institut in der Liegenschaft Heuberg 33.

Kuratorium: Prof. Dr. iur. Frank Vischer, Präsident
Dr. iur. David Linder, Kassier
Prof. Dr. phil. Andreas Staehelin, Beisitzer

Lektor: Prof. Dr. theol. Jan Milič Lochman
Heuberg 33
CH-4051 Basel

Bericht des Lektors

Steht die Zeit im Frey-Grynaeum still? Der Eindruck könnte leicht entstehen. Es fällt mir auf, wie oft in journalistischen Berichten über das Haus am Heuberg 33 das Prädikat «still» («ein stilles Gelehrtenheim») vorkommt. Und es ist augenfällig, wie selten in der Geschichte der Stiftung ein Wechsel der Stiftungsräte («Curatoren») und vor allem der Vorsteher («Lektoren») zu verzeichnen ist. Ich schaue mir im Vorraum des Hauses oft die Tafel mit den Namen und den Wirkungszeiten der bisherigen Lektoren an. Es sind seit den Anfängen nur acht. Am längsten wirkte im Hause der zweite Lektor, Johann Rudolf Buxtorf: 46 Jahre; und nach ihm, in unserer Zeit, mein Vorgänger Ernst Staehelin: 44 Jahre. Die Zeiten wandeln sich nicht so schnell in unserem geschichtsbewussten Haus.

Doch von einer «stillstehenden Zeit» im Frey-Grynaeum möchte ich in keinem Fall sprechen. Bereits die langen Jahre meiner Vorgänger waren keineswegs «stillstehend» – vielmehr ging es um Zeiten der vorbildlich konzentrierten, literarisch und menschlich fruchtbaren Tätigkeiten. Und auch heute: das stille Haus steht im Stadtzentrum und wird – von aussen und von innen – immer wieder zum vorbehaltlos offenen Haus. Die grösseren Lehrveranstaltungen konnten in den letzten Jahrzehnten aus Platzgründen nicht mehr im Institut gehalten werden, doch kleinere Arbeitsgemeinschaften finden dort weiterhin regelmässig statt. In den letzten beiden Jahren vor allem die intensiven Doktoranden- und Doktorandinnenseminare.

Dazu kommen kirchliche und ökumenische Kreise, die sich in der ansprechenden Atmosphäre des Hauses zum Austausch mit dem Lektor oder zur Planung ihrer Aktivitäten treffen. Nicht zu vergessen sind darüber hinaus die vielen Besucher, die – eingeladen oder spontan – kommen, um etwas von einem wirklich «histori-

schen Basler Haus» zu erfahren. Und natürlich die Hauptattraktion des Instituts: die alte Bibliothek, die zwar nicht allgemein offen, doch auf Verlangen für Forscher oder Interessierte zugänglich ist. Dies alles bringt Leben und Wandel ins Haus – von den Kindern und Enkelkindern des Lektorehepaares nicht zu sprechen.

Der tiefste Wandel betraf in den Berichtsjahren nicht so sehr das Haus, sondern den Lektor: mit dem Erreichen der gesetzlichen Altersgrenze wurde er aufs Ende des Wintersemesters 1991/1992 emeritiert. Darum wird die traditionelle Beilage zum Jahresbericht diesem Einschnitt gewidmet.

Am 20.2.1992 fand in der Aula der Universität meine Abschiedsvorlesung statt. Es war für mich ein besonderer Anlass, nicht nur wegen der erstaunlich hohen Präsenz der Zuhörer und Zuhörerinnen aus der Universität, aus der Stadt und Landschaft, ja auch aus dem Ausland (so konnte der Rektor der Prager Karls-Universität Radim Palouš unter den Anwesenden begrüsst werden). In ihren Ansprachen haben Rektor Pestalozzi und Dekan Gäbler des (weiterlaufenden) Frey-Grynaeischen Lektorats gedacht und dabei freundlicherweise den Dank an meine Frau gerichtet (zu Recht: das Lektorat im Frey-Grynaeum ist ein «Halbamt» auch für die Frau des Lektors: sie sorgt für das anspruchsvolle Haus und den schönen Garten, sie empfängt als erste – oder letzte – die vielen Besucher, die am Tor stehen oder ins Haus «eindringen», und sie tut dies alles offensichtlich gerne).

Das Thema der Abschiedsvorlesung wurde im Anschluss an meine reguläre Lehrveranstaltung *Jan Amos Komenský* gewidmet. Das Jahr 1992 war ein Comenius-Jahr – ein Grund für mich, sich mit dem tschechischen Denker wieder konzentrierter zu befassen und unzählige komeniologische Vorträge in verschiedenen Ländern zu halten. Nicht aus vordergründig «patriotischen» Gründen, sondern weil ich über die neue Aktualität nicht nur seiner Pädagogik, sondern auch seiner Theologie überzeugt wurde.

Die Abschiedsvorlesung wird in diesem Heft in voller Länge publiziert. Zwar wurde der spürbar gekürzte Text bereits in der Neuen Zürcher Zeitung am 21.3.1992 veröffentlicht, dort jedoch verständlicherweise ohne die Passagen, die sich auf den Anlass bezogen und die mir natürlich besonders am Herzen lagen. Dies

wird in diesem Heft nachgeholt. Übrigens: Wir bewahren in unserem Haus ein wertvolles Andenken an Comenius, nämlich seine handschriftliche Eintragung im Stammbuch eines Basler Theologiestudenten, der ihn 1666 in Amsterdam besucht hat. Auch dieses Schriftstück wird in diesem Heft nachgedruckt.

Nicht aus Konvention, sondern aus Überzeugung möchte ich zum Abschluss dieses Berichts den Kuratoren der Stiftung herzlich danken: dem Präsidenten Prof. Dr. Frank Vischer, dem Kassier Dr. David Linder und dem Beisitzer Prof. Dr. Andreas Staehelin. Sie haben seit Jahrzehnten mit besonderer Konstanz (und Treue!) ihren Dienst getan – keine Selbstverständlichkeit in dieser «schnelllebigen» Zeit. Der Stiftungsrat ist (auch mit ihren Frauen) mit uns im Hause zu einem Freundeskreis geworden, für welchen wir besonders dankbar sind.

Basel, den 18. Juni 1993

Jan Milič Lochman, Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts

Der Mensch im Ganzen der Schöpfung

Zur ökumenischen und ökologischen Aktualität von J. A. Comenius

von Jan Milič Lochman

Zu den aktuellen Aufgaben heutiger ökumenischer Theologie gehört es, für ein biblisch und ökologisch vertretbares Schöpfungs- und Naturverständnis einzutreten. Sie hat darin einen spürbaren Nachholbedarf. Die neuzeitliche abendländische Mentalität, Wissenschaft und auch theologische Reflexion tendierten dazu, die Natur mit ihren lebendigen Geschöpfen primär als Objekte menschlicher Verfügung zu betrachten und zu behandeln. Dies ist nicht total falsch: es ist die Natur, die Umwelt für uns Menschen unser Lebensmilieu und -mittel, das Objekt unserer Verwaltung, der Gegenstand unserer Arbeit. Wir stehen ihr gegenüber im Spannungsfeld der «Subjekt-Objekt-Beziehung». Dies gehört in biblischer Sicht zur spezifischen Differenz unseres Menschseins, die nicht pantheistisch oder naturalistisch zu verwischen ist.

Doch die Subjekt-Objekt-Beziehung reicht nicht aus, um die ganze Problematik unseres Auftrages im kosmischen Zusammenhang zu fassen. Andere Lebewesen, die Natur, die Umwelt sind zugleich mehr als unsere Gegenstände und Objekte. Sie sind – protologisch und eschatologisch – mit uns verbunden: vom biblischen Schöpfungsgedanken her als unsere Mitgeschöpfe; in biblischer Erlösungsperspektive als mit uns in eine Schicksals- und Hoffnungsgemeinschaft Miteinbezogene. Dieser eigenständige «Wert» und das entsprechende «Recht» der Schöpfung ist theologisch und praktisch viel ernster zu nehmen als das in der bisherigen Kirchengeschichte zum Tragen kam. Hier ist Neuorientierung fällig.

Solche Neuorientierung ist angesichts der überwiegenden Last der Überlieferung nicht leicht. Desto hilfreicher könnte es sein, in dieser Überlieferung nach denjenigen Denkern zu suchen, welche – oft als Einzelgänger – für ein ganzheitliches, im Blick auf unsere Mitgeschöpfe solidarischeres Verständnis der Schöpfung plädierten. Einer von ihnen ist meiner Ansicht nach Comenius.

Ein europäischer Pilger

Jan Amos Komenský wurde am 28. März 1592 in Südmähren in einer Familie der Böhmischen Brüder geboren. Mit der Brüderunität, diesem wohl geistig und geistlich ausgeprägtesten Zweige der tschechischen Reformation, blieb er für immer verbunden. In ihrer typischen Verbindung von inniger Frömmigkeit mit stillem, aber höchst schöpferischem Wirken auf verschiedenen Gebieten der Kultur und Gesellschaft ihres Volkes entsprach sie genau seiner persönlichen Neigung und Haltung.

Die Brüder sorgten – nachdem Comenius in seinen frühen Jahren verwaist war – für seine Erziehung. Sie brachten ihn bald auch ins Ausland – und zwar auf Schulen und Universitäten, welche den Brüdern als besonders verwandt erschienen: an die calvinistisch orientierten deutschen Hochschulen in Herborn und Heidelberg. Beide Akademien wirkten auf den jungen Theologen stark ein. So haben ihn in Herborn *Johann Fischer* mit seinen chiliastischen Erwartungen der Wiederkunft Christi und *J. H. Alsted* mit seinen pansophischen Bestrebungen beeinflusst. In Heidelberg wurde ihm dann *David Pareus,* ein leidenschaftlicher Ireniker, der die Streitigkeiten zwischen den Reformierten und den Lutheranern zu überwinden versuchte, zu einem wegweisenden Lehrer.

Nach drei Jahren auf deutschen Universitäten kehrte Comenius zu Fuss nach Mähren zurück. Die Brüder riefen ihn zunächst nach Přerov an die lateinische Schule, deren Schüler er selbst gewesen war und die er in kurzer Zeit auf höheres Niveau brachte. Bald wurde er aber in volle Gemeindearbeit berufen, und zwar in eine lebendige deutsche Gemeinde der Brüderunität in Fulnek an der schlesischen Grenze. Hier konnte er die letzten ruhigen und auch vom persönlichen Familienglück durchstrahlten Jahre seines

Lebens erleben. Denn 1620 kam es in Böhmen und Mähren zu einem folgenschweren Umbruch: die protestantischen Stände haben im Kampf gegen die katholischen Habsburger in der Schlacht auf dem Weissen Berg verloren. Eine rücksichtslose Gegenreformation wurde durchgeführt. Die protestantischen Priester wurden dadurch am meisten betroffen. Mit ihnen auch Comenius. Seine Stadt und sein Haus wurden ausgeplündert, seine Bücher auf dem Marktplatz von Fulnek als ketzerisch verbrannt, und er selbst musste seine Gemeinde verlassen. Dazu starben auch seine Frau und seine Kinder an der Pest. So wurde er allein von einem Ort zum anderen gehetzt, zunächst noch in seiner Heimat unter der Obhut einiger seiner adeligen Freunde. Schliesslich musste er seine Heimat schweren Herzens verlassen. Er liess sich zunächst in Polen, in Lissa, nieder, wo er wieder der Brüdergemeinde als Schuldirektor diente. Hier schrieb er eine Reihe von didaktischen Schriften, die bald weltberühmt wurden. Es ging ihm darum, wie er das bereits früher in der tschechischen «Didaktik» formuliert hatte, «durch die Errichtung von Schulen, die mit guten Lehrbüchern und einer lichtvollen Methode ausgestattet wären, das Studium der Wissenschaften, der Sittlichkeit und Frömmigkeit so viel als möglich ins Geleise zu bringen». Dieses erzieherische Streben muss sehr früh anfangen. Comenius schreibt also sein «Informatorium der Mutterschule», das zuerst im Jahre 1628 tschechisch, dann 1633 deutsch und 1653 lateinisch erscheint und das den Müttern als den ersten und entscheidenden Erziehern gewidmet ist.

Einige Jahre später veröffentlichte Comenius seine aufsehenerregende «Janua linguarum reserata» – Die geöffnete Sprachenpforte –, die bald nicht nur in die verschiedensten europäischen, sondern auch in einige asiatische Sprachen übersetzt wurde. Sie bedeutete einen Umsturz im Sprachenunterricht, den Comenius auf eine geniale Weise – die heutzutage zum Allgemeingut aller Kulturvölker wurde – mit dem Realunterricht aufs engste verband. An die «Janua» knüpfte im Jahre 1654 der «Orbis sensualium pictus» – Die sichtbare Welt in Bildern – an. Comenius verfasste die Schrift in Saros Patak in Ungarn, wohin er von dem siebenbürgischen Herzog Rakoczy berufen wurde. Sie wurde in mindestens 24 Sprachen übersetzt, auch ins Persische und Japanische. Dadurch wurde der weltweite Ruhm von Comenius als Erzieher begründet. Ein Ruf

nach dem anderen folgte. Er wirkte als Schulreformator in England, Schweden, Holland, auch nach Amerika an die neugegründete Harvard-Universität wurde er berufen (aber er ging nicht).

Bei all dieser Arbeit schwebte aber Comenius noch ein umfassenderes Programm vor: das Projekt einer *universalen Reformation* und Erneuerung, die versuchen würde, nicht nur die Schulen, sondern alle wesentlichen Bereiche von Kultur und Gesellschaft vom Grunde auf zu verbessern. Vor allem nachdem er sich 1642 in der polnischen Stadt Elblag – die damals unter schwedischer Verwaltung stand – niederliess, nahm er dieses Lebenswerk in Angriff. Er nannte es «De rerum humanarum emendatione consultatio catholica» – Allgemeine Beratung über die Verbesserung menschlicher Angelegenheiten. Er teilte sein Werk in sieben Bände, von welchen nur zwei genannt werden sollen: die Pansophia – Versuch einer Synthese zwischen dem auf die Offenbarung Gottes in Christus gestützten Denken und den Ergebnissen der Wissenschaften – und Panorthosia – Vorschläge zur Verbesserung der menschlichen Beziehungen auf kirchlichem, philosophisch-wissenschaftlichem und politischem Gebiete. Leider blieb der grössere Teil dieses monumentalen Werkes zu Lebzeiten von Comenius ungedruckt – der grössere Teil der Manuskripte wurde erst 1935 in der Bibliothek des Waisenhauses in Halle an der Saale entdeckt!

Diese mannigfaltige Tätigkeit von Comenius ist erstaunlich, ja im Blick auf die gegebenen Umstände fast unvorstellbar. Denn die Umstände blieben alles andere als günstig, und Comenius wurde durch sie permanent in Mitleidenschaft gezogen. Es herrschte der Dreissigjährige Krieg, und Comenius hing an dessen Ausgang mit ganzem Herzen: er wollte in die Heimat zurück. Fast am Ende des Krieges, 1648, kämpften noch die Schweden in Prag und besetzten sogar das linke Ufer der Moldau. Doch alles war umsonst. Im Westfälischen Frieden von 1648 haben die kriegsmüden Parteien einen Frieden geschlossen, in welchem der Grundsatz «cuius regio eius religio» durchgesetzt wurde, was für die tschechischen Länder unter der habsburgischen Oberherrschaft hiess: sie blieben rekatholisiert.

Comenius selbst musste nun endgültig als Exulant leben. Sein Los war auch persönlich schwer: er verlor auch seine zweite Frau. Im Jahre 1656 wurden bei einem Brand in Lissa sein Haus, seine

Bibliothek und vor allem seine Handschriften, die Früchte jahrzehntelanger Arbeit zerstört. Er zog aus Polen aus und fand nun endlich eine relativ ständigere Zuflucht in Holland, in der Familie seines alten Gönners De Geer. Im gastfreundlichen Haus in Amsterdam verbrachte er die letzten Jahre seines Lebens. Hier erlebte er noch in den Jahren 1657 bis 1658 die monumentale Ausgabe seiner gesammelten didaktischen Werke: Opera didactica omnia. Hier starb er auch am 15. November 1670, 78 Jahre alt. Er wurde begraben, fern von seiner Heimat, in der Kirche zu Naarden.

Die Welt als kommunikative Ganzheit

Versuchen wir, auf dem bewegten Hintergrunde des Lebensweges von Jan Amos Comenius nun seine geistige Welt – theologisch und philosophisch – zu charakterisieren.

Die geistige Welt Komenskýs wird von einer *Grundvoraussetzung,* vielleicht konkreter: von einem *Grundvertrauen,* getragen: es ist die Welt der Menschen, die Welt Gottes, auf ihre *fundamentale Einheit* hin anzusprechen. Die Welt ist – wenigstens von ihrem wahren Ursprung her und auf ihr wahres Ziel hin – die Ganzheit, und zwar eine grundsätzlich positive, *harmonische Ganzheit.* Jedem, der sich mit Comenius beschäftigt, fällt früher oder später die Vorliebe für das griechische *«pan»* (all) auf. Man nehme nur die sieben geplanten Bände der Consultatio: sie heissen Panegersia, Panaugia, Pansophia, Pampaedia, Panglottia, Panorthosia, Pannuthesia. Dieses «pan» signalisiert das Programm Komenskýs in Entsprechung zu jener ganzheitlichen Grundvoraussetzung: es ist in all unserem Bemühen das Ganze zu beachten. Wir kommen als Menschen nie zum Ziel, wenn wir nur Fragmente menschlicher Wirklichkeit beachten und andere, je nach Vorliebe oder willkürlicher Wahl, ignorieren. Auf solchem Weg gelangen wir nie zur humanen Erkenntnis und zum humanen Leben. Selbst wenn wir unerhörte Fortschritte in den Teilbereichen der Wirklichkeit erringen würden (und die Wissenschaft der Zeit war dabei, sie tatsächlich zu erreichen), kämen wir kaum im menschlich entscheidenden Sinn voran: in unserem wahren, d. h. universalen Menschsein. Denn eine fragmentarische, isolierte, abstrakte Wissenschaft deformiert den Menschen, macht ihn einseitig, isoliert, «abstrakt».

Aus diesem Grund bedauert Comenius die neuzeitlichen Tendenzen zum Zerfall der *universitas literarum,* nicht nur auf den Hochschulen, sondern im allgemeinen wissenschaftlichen Betrieb. Mit bitterer Ironie notiert er: «Für sich singen die Metaphysiker ihr Liedchen, sich selber klatschen die Physiker Beifall, für sich führen die Astronomen ihre Tänze auf, für sich setzen die Ethiker ihre Gesetze fest, für sich erdenken die Politiker ihre Grundlagen, für sich triumphieren die Mathematiker, für sich herrschen die Theologen» (Prodromus pansophiae. Vorläufer der Pansophie, hg. v. H. Hornstein, Düsseldorf 1963, S. 51).

All diesen Tendenzen versucht Komenský entgegenzusteuern. Es gilt, aufs Ganze zu sehen, die Grenzen zwischen den einzelnen Bereichen, Wissenschaften, Methoden zu überschreiten, vielseitige Kommunikation zu suchen, nach der Ganzheit des Daseins zu fragen. Erst daher lassen sich auch die Einzelheiten in ihrem wahren Stellenwert, d.h. im umgreifenden Zusammenhang des Mit-Seienden, wirklich erkennen: eine Erkenntnis, welche Comenius auch zu den Konsequenzen in seiner pädagogischen Methode führt.

Wie wird nun diese Grundvoraussetzung der kommunikativen Ganzheit, ja der Harmonie von Comenius verantwortet? Um einen schlichten, selbstverständlichen Erfahrungssatz kann es sich kaum handeln: die überwiegende Lebenserfahrung des ständig gehetzten Exulanten war alles andere als harmonisch; und über den vorgegebenen Stand der Dinge in der Welt machte er sich keine Illusionen. Komenskýs Grundvertrauen gründet im Glauben an den Gott des christlichen Glaubens, konkret: an den *dreieinigen Gott.* Überall sucht er die *«vestigia trinitatis»,* die Spuren der Dreieinigkeit, und er findet sie überall. Es gibt drei Bücher göttlicher Weisheit – Vernunft, Welt, Bibel. Drei Dinge sind es, die unser menschliches Wissen ausmachen: die Erkenntnis Gottes, der Natur und der Kunst. Wir leben als Menschen in den drei konstitutiven Relationen: zur Natur, zum Mitmenschen, zu Gott ...

Das sind alles nur Spiegelungen. Doch hinter ihnen steht die Wirklichkeit aller Wirklichkeiten: der *Dreieinige Gott.* Nur er – aber er für Comenius letztgültig und unmissverständlich – «deckt» jene Grundüberzeugung, jenes Grundvertrauen, mit welchen Comenius der Welt, seinem eigenen Geschick und vor allem der

Geschichte des ganzen Menschengeschlechtes entgegentritt. Hier ist ein Fundament, auf welchem man aufbauen kann, selbst den gegenläufigen Erfahrungen des irdischen Lebens zum Trotz, die «uneinnehmbare Burg, der Name des Herrn» (wie der Titel einer Frühschrift Komenskýs bezeichnenderweise lautet).

Dieses theologisch verankerte Vorverständnis kommt in konkreter Durchführung zum Tragen, indem etwa in der Anlage der Consultatio die drei zentralen Bücher «Pansophia», «Pampaedia» und «Panglottia» den drei spezifischen Werken des Dreieinigen Gottes, seiner Schöpfung, Erlösung und Heiligung zugeordnet werden. Die ontologische Dreiteilung des Seienden im Sinne des real, mental und verbal Seienden geht auf die spezifische Präsenz Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes zurück. Das überlieferte, scheinbar bereits mit altertümlichem Staub verschüttete Dogma bewährt bei Comenius seinen lebendigen Wirklichkeitsbezug: der eine, doch in seinem Leben und Wirken ewig reiche – eben dreifältige – Gott steht und wirkt im Urgrund der einen, doch kosmisch und geschichtlich reichen – eben dreifältigen – Wirklichkeit unserer Welt. Wir dürfen und sollen ihm in Akten gehorsamer Entsprechung und schöpferischer Nachfolge folgen, uns als kommunikative Wesen bewähren.

Bedingung des freien Menschseins

Von diesem hellen Hintergrund her wird die *menschliche Bedingung* erhellt. Wie sieht Comenius den Menschen? Comenius teilt mit den grossen Denkern der Neuzeit die Überzeugung von der zentralen Rolle des Menschen im Plan Gottes. Das bevorzugte Geschöpf des reichen Gottes – der Partner seines Bundes – ist ein reiches Wesen. Comenius spricht immer wieder mit Ehrfurcht von der «sublimitas humanae naturae» (Erhabenheit der menschlichen Natur). In Anknüpfung an die Philosophen der Renaissance und des Humanismus – vor allem an Cusanus – fasst er den Menschen als «Mikrokosmos», als «Welt im Kleinen», die «alles umhüllt, was weit und breit im Makrokosmos ausgebreitet sichtbar ist». Alles, was es sonst im Kosmos gibt, findet im Menschen seine Entsprechung. Das hat Konsequenzen für menschliches Selbstverständnis

und selbst für die ihm angemessene pädagogische Methode. In seiner «Didactica magna» schreibt Comenius darüber: «Es ist nicht nötig, in den Menschen etwas von aussen hineinzutragen, sondern es gilt nur das, was er in sich selbst besitzt, herauszuschälen, zu entfalten, und die Bedeutung von allem einzeln nachzuweisen.» (V.5)

Darum darf und soll der Mensch zunächst bei sich selbst verweilen, aus dem Reichtum seiner Humanität voll schöpfen. Auf die Frage «Was braucht der Mensch?» kann Comenius ganz schlicht antworten: «Sich selbst. Er muss lernen, sich selbst zu erkennen, sich selbst zu beherrschen, sich selbst zu brauchen und zu geniessen ... Er darf sich auf keine andere Kreatur mehr verlassen als auf sich selbst, darf bei keiner anderen mehr Erquickung suchen als in sich selbst. ‹In dir selbst ruht eine Welt, such' sie drum nicht ausser dir!›» (Unum necessarium, V, 2–4)

Die besondere Würde des zum Ebenbilde Gottes geschaffenen Menschen liegt in seiner Berufung zur *Freiheit.* Geradezu pathetisch, doch just auf dem Hintergrunde seines von Freiheitsberaubung bedrohten Lebens überzeugend, klingen Komenskýs Worte aus der Panorthosie: «Wir müssen ohne Vorbehalt danach streben, dass die Freiheit zum Menschengeschlecht zurückkehrt, die Freiheit des Denkens, die religiöse, bürgerliche Freiheit. Freiheit, beteuere ich, ist das prächtigste menschliche Gut, mit dem Menschen geschaffen und von ihm unabtrennbar ... Führen wir also den Menschen, soweit es irgend möglich ist, zur Freiheit von allen befohlenen Dogmen, Kulten und Hörigkeiten» (Panorthosie X,9).

Die Selbständigkeit des freien Menschseins darf allerdings nicht im Sinne einer egozentrischen Selbstgenügsamkeit, als Abkapselung von den anderen ihn umgebenden Seienden und vor allem: von Gott als dem Grund des Seins missverstanden werden. Das wohl begründete Geschöpf hat sein Zentrum («Centrum securitatis», wie es Comenius ausdrückt) nicht schon in sich, sondern in Gott. Die Humanität ist also nicht als selbsteigener Besitz, sondern nur in der freien Beziehung zu Gott und zu Mitgeschöpfen zu verstehen und zu entfalten.

In diesem Sinne, als Ebenbild Gottes, ist der Mensch ein Beauftragter, ja Stellvertreter des Schöpfers inmitten der Schöpfung:

dieser hohe Auftrag ist allerdings mit hohem *Risiko* verbunden. Es gehört zum Menschsein, dass wir unsere Freiheit missbrauchen, uns gegen Gott – und gegen seine Schöpfung – wenden können. Die Adamsgeschichte ist das Vorzeichen dieser Möglichkeit und dieser Wirklichkeit. Der Mensch bricht aus der umfassenden Ganzheit und der Harmonie der Schöpfung heraus, versucht sich selbst zum höchsten Herrn zu erklären, die Kommunikation – die communio – mit Gott und den Mitmenschen einseitig zu kündigen. Weil er aber der Mikrokosmos, die Mitte der Schöpfung ist, wird in seinem Fremdgehen die ganze Schöpfung verfremdet, die kosmische Harmonie gestört, die Heilsgeschichte durch die Sündengeschichte durchkreuzt. Das Erhabenste und das Zerstörerischste stehen beim Menschen beieinander. Comenius zeigt dies, indem er auf ein wichtiges theologisches Motiv der Ostkirche, «Vergottung» (Theosis) des Menschen zurückgreift: «Der Mensch strebt von Natur nach Vergottung, alles Seiende trachtet nach höherer Vervollkommnung. Da nun der Mensch nächst Gott das höchste Wesen ist, so will er werden wie Gott. Bei diesem Streben fing ihn der Satan und täuschte ihn.» (Unum necessarium VIII,4) Aus der legitimen Sehnsucht wird vermessener Anspruch.

Die Folgen sind schlimm – auch und gerade für den Menschen. Das Fremdgehen führt in die Fremde. Der Mensch verliert seinen wahren Ort und damit seine wahre Heimat, wird zum ausser sich geratenen Fremdling. Komenský prägt für diesen Zustand einen anschaulichen alttschechischen Begriff «jinudost» (Anderswo-Sein). Der Mensch und die Welt sind nicht mehr dort, wo sie sein sollen, sondern «anderswo», am falschen Ort, sind aus den Fugen geraten. In seiner tschechischen Didaktik schildert Comenius diese Lage mit eindrücklichen Fragen: «Was ist denn unter den Menschen, wie es sein sollte? Was steht nur, bitte, an seinem Ort? Nichts. Alles ist umgekehrt, alles auf den Kopf gestellt, alles anders.» (Didaktika česká, zitiert bei R. Říčan, J. A. Komenský, 109)

Ein wirkliches Labyrinth ist die Welt der Menschen. Zum Verzweifeln, wenn man auf ihren Stand und Gang blickt. Doch Comenius verzweifelt nicht. «Jedes Verzweifeln ist eine Beleidigung Gottes» formuliert er schön im Prodromus pansophicus (99). Die Sicht und die Erfahrung einer ausser sich geratenen Welt demobilisiert

ihn nicht, sondern im Gegenteil: mobilisiert seinen Willen und seine Reformenergie. Denn er sieht nicht nur den ersten, sondern auch den zweiten Adam, *Christus,* in der Welt der Menschen am Werk. Auf ihn hin gilt es, sich zu orientieren. Die Klarheit dieser Blickrichtung ist für Comenius von entscheidender Bedeutung. Er hält es mit Paulus, wenn er im Sinne von Römer 5 das «um wieviel mehr», die Überlegenheit der Gnade der Sünde gegenüber betont (Röm 5,17). Emphatisch ruft er seinen Zuhörern und Lesern zu: «Schimpflich und ruchlos ist es und ein offenbares Zeichen der Undankbarkeit, dass wir immer die Verderbnis beklagen, von der Wiederherstellung (restitutio) aber schweigen; wohl die Macht des alten Adam in uns anerkennen, die Macht aber des neuen Adam-Christus nicht erproben ... Ach hüten wir uns doch, die Gnade Gottes einzuengen, die er auf uns höchst freigebig auszuschütten bereit ist!» (Didactica magna V,23/24)

Von diesem Grund her, im Ausblick zum dreieinigen Gott und in Hochschätzung der von Gottes überreichen Gnade begründeten und begleiteten Schöpfung entfaltete Comenius sein Programm einer universalen Reformation der Kirche, der Schule und der Gesellschaft. Aus seinem vielschichtigen Reichtum möchte ich – im Rückblick auf die ökumenisch-ökologische Situation der Zeit, der damaligen und der heutigen – nur einen aktuellen Aspekt hervorheben.

Comenius und Descartes

Comenius legte seine reformatorischen Projekte in einer Zeit vor, in welcher ein ganz anderer Entwurf der Neuordnung des Denkens begründet und bereits siegreich unterwegs war: der der *cartesianischen Philosophie* und Wissenschaft. Comenius und Descartes: was für ein Kontrast! Die Wege der beiden kreuzten sich. Sie begegneten sich 1642 persönlich in Holland. Dies war ein geistesgeschichtlich faszinierendes Ereignis. Die beiden gehörten zu den massgebenden Denkern der Zeit, vertraten jedoch in mancher Hinsicht gegenläufige Tendenzen. Sie schätzten sich trotzdem gegenseitig: es war keine Selbstverständlichkeit, denn Descartes war nicht gerade dialogfreudig (er weigerte sich etwa, den weltberühm-

ten Thomas Campanella zu empfangen und als der Sozinianer Sorbiere einst bei ihm eindrang, schwieg er ihm gegenüber zwei Stunden lang). Comenius wurde mit Ehrfurcht und in Gesprächsbereitschaft aufgenommen, und die beiden verblieben über vier Stunden im angeregten philosophischen Dialog. Wir haben darüber einen ausführlichen Bericht, den Comenius kurz danach verfasst hat.

Es ging um zentrale philosophische Fragen. «Ich trat dafür ein, dass alle menschliche Erkenntnis, welche aus der Sinneserfahrung und mit Hilfe von Vernunftschlüssen allein zustande kommt, unvollkommen und zerspalten ist.» (Continuatio admonitionis, 59). Die Weisheit Gottes, in der Schrift enthalten, ist auch in unseren wissenschaftlichen Bemühungen nicht ausser Acht zu lassen. Dies erschien Descartes problematisch: er befürchtete, dass Comenius allzu schnell wissenschaftliche Erkenntnisse mit den Glaubenserfahrungen und Offenbarungswahrheiten vermische und darüber hinaus eine Synthese von Denken, Glauben und Handeln anstrebe. Seine Philosophie wollte in methodischer Askese streng rational verfahren und den Bereich des reinen Denkens nicht verlassen: «Es wird bei mir nur ein Teil dessen sein, was bei dir ein Ganzes werden soll» charakterisierte er, recht treffend, den Unterschied beider Denkweisen, obwohl auch ihm das Ideal einer science universelle vorschwebte. Das war aber Comenius zu wenig. Sein Komentar lautete: «Wir bewundern mit Recht den Scharfsinn seiner Erfindungen: aber wir wundern uns auch darüber, dass man hat überzeugt sein können, dass durch seine Hypothesen schon *allen* Erscheinungen der *ganzen* Natur Genüge geschieht» (Brief an Hevelius vom 8.2.1645).

Wohlgemerkt: Dies ist keine totale Abrechnung mit der kartesianischen Methode und schon gar nicht mit dem dynamischen Geist der «neuen Wissenschaft». Von diesem Geist ist doch auch Comenius bewegt. Wovor er allerdings nachdrücklich warnt, ist jede Verabsolutierung einer bestimmten Methode, und vor allem vor jeder programmatischen oder faktischen Abstrahierung der wissenschaftlichen Forschung aus ganzheitlichen, vor allem ethischen Zusammenhängen. Eine klare Methode ist wichtig. Doch es reicht nicht zu denken: die Methode sei die einzige Ethik der Wissenschaft. «Das Durchschauen der Folgen ist die letzte Wissensstufe.

Darum hat man nicht ohne Grund gesagt: ‹Jeder gute Staatsmann (Arzt, Theologe, Philosoph) ist ein Prophet,›, weil es das Zeichen eines Weisen ist, nach den Ursachen die Wirkungen vorherzusehen (Analytische Didaktik, hg. v. E. Hofmann, Berlin 1959, S. 87). Nur in solch ethisch-prophetischem Sinne ist die uns in unserer Gottebenbildlichkeit anvertraute Herrschaft innerhalb der Schöpfung auszuüben: «Nach Gottes Willen soll die Philosophie nichts anderes sein als die rechtsmässige Herrschaft des Menschen über alle Dinge, über die unter ihm stehenden Geschöpfe. Diese Herrschaft wird erreicht durch liebevolles Betrachten, durch vernünftige Regelung und verständigen Gebrauch» (Unum necessarium, VI,4). Wie dies bereits der junge Komenský als Student in Herborn geradezu thetisch ausgedrückt hat (in seinem wohl ersten gedruckten Satz): *Ars non destruat naturam* – Die Kunst (menschliche Fertigkeit) soll die Natur nicht zerstören (Problemata miscellanea, Opera omnia 1,63).

Komenský hat sich mit seiner Sicht nicht durchgesetzt, der Hauptstrom der Neuzeit schlug andere Wege ein, doch im Rückblick kann er keineswegs als «widerlegt» betrachtet werden, eher im Gegenteil. Dazu Jan Patočka: «Die modernen Denker im scharfen Sinne des Wortes, Descartes, Galilei, aber auch Hobbes und Locke, warfen alle Bindungen weg, denen Comenius noch verpflichtet ist, um ein rein objektives Bild der Natur zu gewinnen; aber sie konnten dies nur um den Preis tun, dass sie die Sicht des Menschen als eines grundsätzlich mit-seienden Wesens ignoriert oder gar aufgegeben haben, die Sicht, welche den lebendigen Nerv der ganzen Konzeption Komenskýs darstellt, und der sie auch für den heutigen Menschen nahe und warm macht» (Aristoteles, Praha 1964, 345).

Denn heute wird die Ambivalenz der neuzeitlichen – der galileischen und vor allem der cartesianischen – Wissenschaft immer klarer. Wohlverstanden: wir verdanken dieser Wissenschaft viel und können nicht nostalgisch über ihren weltverändernden Progress zurück. Doch die geistige Voraussetzung und vor allem deren Verabsolutierung ist zu überprüfen und zu überwinden: so die galileische Versuchung, die Welt auf quantifizierbare Prozesse zu reduzieren; und die cartesianische Spaltung der Schöpfungswelt auf denkende Subjekte einerseits und die ihnen entgegengesetzte

Welt der res extensae andererseits, wobei diese «extensive Welt», welcher auch Tiere angehören, dem souveränen, erkennenden und handelnden Subjekt zur vorbehaltlosen Verfügung gestellt wird. Die gnadenlosen Folgen solcher Denkart werden uns heute immer mehr bewusst. Auch unsere ökumenische Theologie wird im Blick auf ihre neuzeitliche Mitwirkungsgeschichte zum Nach- und Umdenken herausgefordert. Und da meine ich, dass uns im Prozess solcher Neuorientierung ein aufmerksameres und offeneres Hören auf die im Hauptstrom der modernen Theologiegeschichte übergangenen Denker wie Comenius sich als fruchtbar und wegweisend erweisen könnte.

*

Gestatten Sie mir, mit einem persönlichen Wort zu schliessen. Dies ist meine Abschiedsvorlesung. Und da denke ich – und nicht erst heute – an jene Worte des Abschieds, welche Jan Amos Komenský kurz vor seinem Tode in der bewegenden kleinen Schrift *Unum necessarium* formuliert hat. Er stellte sich darin die Frage nach dem eigentlichen Zentrum seiner Lehre und seines Lebens und beantwortete sie in einer abschliessenden Bilanz mit folgenden Sätzen:

> «Wenn mich jemand nach meiner Theologie fragt, so will ich, wie es sterbend Thomas von Aquino tat (und ich muss bald sterben), die Bibel ergreifen und mit Herz und Mund sprechen: ‹Ich glaube, was in diesem Buch geschrieben steht.› Wenn man mich nach meinem Glaubensbekenntnis fragt, so will ich das Apostolische nennen, denn kein anderes ist so kurz, so einfach, so kernig, keines fasst das Entscheidende so treffend zusammen und schneidet alle Streitfragen und Streitigkeiten so kurz ab. Wenn man mich nach meiner Gebetsformel fragt, so will ich das Unservater, das Gebet des Herrn, nennen, denn das Gebet des eingeborenen Sohnes, der aus des Vaters Schoss gekommen ist, ist der beste Schlüssel,das Herz des Vaters zu erschliessen. Wenn man die Richtschnur meines Lebens wissen will: die Zehn Gebote sollen es sein: Was Gott gefällig ist, kann niemand besser ausdrücken als Gott selbst ...» (Unum necessarium X,9).

Ich weiss mich diesem Vermächtnis Komenskýs verbunden. Es war und es bleibt auch mein Bekenntnis. In der Reihe der Publikationen, welche ich in meiner Basler Zeit inmitten von all den

vielfältigen Aufgaben in Kirche, Stadt und Universität (von welchen mir die mit unserer alma mater vor allem in meiner Rektoratszeit verbundenen besonders lieb waren) sind drei, welche zu meiner Freude in viele Sprachen übersetzt wurden: «Die Wegweisung der Freiheit – Abriss der Ethik in der Perspektive des Dekalogs» (1979); «Das Glaubensbekenntnis – Grundriss der Dogmatik im Anschluss an das Credo» (1982); Unser Vater – Auslegung des Vaterunsers» (1988) – also eine kleine «Trilogie», welche, zunächst unbewusst und ungeplant, dem Bekenntnisprogramm Komenský's entspricht.

Mir schien gerade eine solche Aufgabe für systematische Theologie nicht nur fundamental, sondern auch aktuell. Wir leben in einer Zeit, in welcher jüdisch-christliches Bewusstsein spürbar erschüttert ist. Elementare biblische Kenntnisse schwinden. Man klagt über diesen Substanzverlust nicht nur in den Kirchen (welchen er an die Wurzel greift), sondern auch unter manchen Zeitgenossen, denen das Geschick der abendländischen Kultur am Herzen liegt: Wie könnte man, so habe ich vor einiger Zeit von einem Kollegen aus einer anderen Fakultät gehört, etwa die mittelalterliche Kunstgeschichte verstehen, wenn Schülern und Studierenden fast jede Kenntnis von biblischen Motiven und deren Zusammenhängen fehle? Dieser Situation muss sich unsere Theologie stellen. Sie wird dadurch provoziert – wohlverstanden: nicht zum Klagen, sondern zu Versuchen, das christliche Erbe in seiner Substanz zu vergegenwärtigen und es angesichts der Herausforderungen der Zeit zu verantworten, und zwar nicht «exzentrisch», vom beliebigen Rande her, sondern eben: vom wesentlichen Zentrum her.

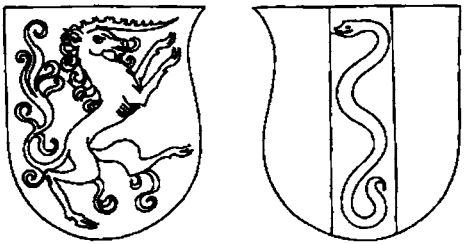
Die Theologische Fakultät der Universität Basel hat auf ihrem Siegel die unmissverständlichen Worte: *Fundamentum Christus* – ein Programm, welches von den für mich wegweisenden Basler Theologen, meinen unvergesslichen Lehrern – ich nenne nur Karl Barth und Oskar Cullmann – eindrücklich vertreten wurde. Ich versuchte, hier bescheiden anzuknüpfen. Die Lehrer kommen und gehen. Der Auftrag bleibt.

Ps. 31.

Anni mei in gemitibus!

Manus Semtis Joh.
A. Comenij Moravi
Amstered. 19 Martij
1666.

Handschriftliche Eintragung von Comenius im Stammbuch des Basler Theologiestudenten Friedrich Seiler. Psalm 31: «Meine Jahre in Seufzern». Im Besitz des Frey-Grynaeischen Instituts Basel.



JAHRESBERICHT

DES
FREY-GRYNAEISCHEN INSTITUTES IN BASEL
FÜR DIE JAHRE 1993 UND 1994

Mit einer Rechenschaft über
einen theologischen Weg

Das Frey-Grynaeische Institut ist eine Stiftung der Basler Theologieprofessoren Johann Ludwig Frey (1682–1759) und Johannes Grynaeus (1705–1744); die Stiftungsurkunde trägt das Datum des 1. März 1747.

Seit 1762 befindet sich das Institut in der Liegenschaft Heuberg 33.

Kuratorium Prof. Dr. iur. Frank Vischer, Präsident
Dr. iur. David Linder, Kassier
Prof. Dr. phil. Andreas Staehelin, Beisitzer

Lektor: Prof. Dr. theol. Jan Milič Lochman
Heuberg 33
CH–4051 Basel

Bericht des Lektors

Die Schwerpunkte im Leben des Frey-Grynaeischen Instituts haben sich seit der Emeritierung des Lektors als Professor für Systematische Theologie 1992 leicht verändert. Zwar wurden im Rahmen des Lektorats auch weiterhin regelmässig Lehrveranstaltungen für Doktoranden im Hause gehalten, doch verkleinert sich der Kreis, weil die Studierenden nacheinander abschliessen. Desto stärker gestaltete sich die Rolle der Bibliothek für Forscher und vor allem des Hauses als historisches Gelehrtenheim, dessen Exterieur und besonders Interieur immer wieder Gruppen von Besuchern anzieht. Nicht nur geschieht dies unter sachkundiger Führung von Dr. M. Fürstenberger, sondern in den letzten Jahren in populären Volkshochschulkursen von Frau H. Liebendörfer, welche den besonders schönen alten Basler Häusern und Sälen gewidmet werden und auf reges Interesse stossen.

Wichtig waren in den vergangenen Semestern auch besondere Anlässe. Ich kann sie nicht alle aufzählen. Drei möchte ich stellvertretend erwähnen. Das kirchengeschichtliche Seminar von Professor U. Gäbler traf sich zweimal im Institut. Dies hatte einen einleuchtenden Grund: Das Seminar wurde den Basler Predigten der nachreformatorischen Zeit gewidmet. Gerade im Institut standen den Studierenden gewichtige Predigtbände zur Verfügung, darunter die Münsterpredigten der Antistites der Basler Kirche wie Theodor Zwinger, Johannes Wollebius, Lukas Gernler, Peter Werenfels...

Ein anderer Anlass hatte eine menschlich ansprechende, «nostalgische» Dimension, die sich auf neuere Geschichte des Hauses bezog. In einem seiner ersten gedruckten Lektoratsberichte für das Jahr 1944 schrieb Professor Ernst Staehelin: «Als im September der Krieg sich wieder unsern Grenzen nahte und die Schulhäuser der Stadt mit grössern Truppenkontingenten belegt wurden, gelangte das Rektorat des Mädchengymnasiums mit der Bitte an den Lektor, es möchte einer der Maturandinnenklassen der Arbeitsraum als Schulzimmer zur Verfügung gestellt werden. Der Bitte wurde gerne entsprochen, und seither versammeln sich regelmässig etwa sechzehn ‹studiosae humanitatis› in dem ehrwürdigen Raume mit seinen Büchern und seinen Gelehrtenbildnissen, um den letzten Schliff ihrer Reife zu empfangen.» Nun, fünfzig Jahre danach versammelten sich diese «studiosae humanitatis»

wieder fast vollzählig im Frey-Grynaeum, um in der vertrauten Umgebung das kleine Jubiläum ihrer Maturitätsklasse zu feiern.

Das dritte Beispiel betraf die Person des Lektors. Im April 1995 besuchte ein Team des Tschechischen Fernsehens Basel, um ein in Prag begonnenes Porträt des Lektors in der Regie von Bernhard Šafařík zu Ende zu führen. So wurde auch die Ambiance des Hauses (wie auch des Münsters) Hunderttausenden von tschechischen Zuschauern vorgestellt.

Die Zeit nach der Emeritierung gab dem Lektor die Möglichkeit, einen «Haufen» von angestauten ökumenischen Einladungen aus verschiedenen Ländern «abzubauen». So konnte ich zweimal mein liebes Schottland besuchen, um im Februar 1994 die «Cunningham Lectures» an der Universität Edinburgh zu halten und mit Gastvorlesungen alle anderen schottischen Universitäten zu besuchen. Im Februar 1995 habe ich im Auftrag des Rektors unserer Universität unsere *alma mater* beim 500. Gründungstag der Universität Aberdeen vertreten. Vor allem aber durfte ich wiederholt meine alte Heimat, Böhmen und Mähren (und die Slowakei), besuchen, besonders intensiv im März 1995. Bei dieser Gelegenheit wurde ich gebeten, an der Karls-Universität neben normalen Lehrveranstaltungen eine öffentliche «Rechenschaft über meinen theologischen Lebensweg» abzulegen. Die Vorlesung wurde tschechisch gehalten und war primär für Prag bestimmt. Doch die Stiftungsräte unseres Instituts haben mich ermutigt, sie – in der deutschen Übersetzung von Pfarrer G. Frey-Reininghaus – im vorliegenden Jahresbericht abzudrucken. Prag und Basel: das waren doch die beiden entscheidenden Stationen meiner ökumenisch-theologischen Pilgerschaft.

☆

Zu den glücklichen Umständen unserer 14 Jahre im Frey-Grynaeum gehört ohne Zweifel, dass mich in unveränderter Konstellation der Stiftungsrat mit Rat und Weisung begleitete. Prof. Dr. Frank Vischer, dem Präsidenten, Dr. David Linder und Prof. Dr. Andreas Staehelin bin ich dafür von Herzen dankbar.

Basel, den 5. Juni 1995

Der Lektor des Frey-Grynaeums: Jan Milič Lochman

MEIN WEG ALS EVANGELISCHER THEOLOGE

Nährboden

Fiunt, non nascuntur Christiani. Dieses geflügelte Wort des Kirchenvaters Tertullian hat recht. Als Christ wird der Mensch nicht geboren, Christ wird er. Und doch, wenn ich auf den Anfang meines theologischen Weges zurückblicke, ist der entscheidende Einfluss meiner Geburtsstadt, Nové Město nad Metují, nicht zu übersehen, vor allem aber der Einfluss meiner Familie. Wir waren in dieser wunderschönen Stadt unter dem Adlergebirge eine der wenigen evangelischen Familien. Nicht nur aus ‹ererbter Tradition› (auch wenn wir sie sehr schätzten: mein Vater stammte aus der Toleranzgemeinde in Černilov, meine Mutter aus Semonice), sondern in lebendiger Überzeugung und im Bemühen, das Bekenntnis des Glaubens auch in die Gestaltung des gemeinsamen Lebens einzubringen. Dazu gehörten, zumindest in meinen ersten Jahren, die Hausandachten. Darauf bezieht sich eine meiner ersten Erinnerungen überhaupt: Die ganze Familie, geführt vom mächtigen Bass meines Vaters, singt aus dem Gesangbuch. Beim Gesang sitzen wir freilich nicht alle. Der Vater steht auf, schreitet durchs Zimmer und ich, der Jüngste, ‹throne› auf seinen Schultern. Sogar einige Worte (später ergänzt) blieben mir auf immer im Gedächtnis: *«Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geist auf dem Throne – Selige Dreieinigkeit – von uns ewig gepriesen.»* Diese Worte klangen für mich geheimnisvoll (vor allem dies mit dem ‹Thron› – ich sehe freilich, dass dies im neuen Gesangbuch korrigiert wurde). Aber wer weiss, vielleicht ist meine spätere Betonung der Trinitätslehre, der Dank für die fruchtbare Bedeutung der Erkenntnis, dass Gott mehr als ein ‹gläserner Begriff› ist, dass die lebendige Beziehung der Liebe schon in seinem ureigensten Wesen liegt, diese doxologische Betonung könnte einen ihrer Impulse in diesem uralten Kindheitserlebnis haben...

Der Weg zur Theologie war von dort aus nicht einlinig. Ich trug aus diesem familiären Umfeld für das ganze Leben eine tiefe Loyalität gegenüber dem evangelischen Bekenntnis mit mir, besonders soweit es um die Treue zur Diaspora-Kirche und um evangelische Elemente im öffentlichen Leben ging, so wie sie T. G. Masaryk in seiner Philosophie der tschechischen Geschichte repräsentierte und in seiner Auffassung der Demokratie *sub specie aeternitatis*. Es waren hier auch Impulse für das Interesse an der «klassischen Linie des Christentums», wie dies in der Familientradition die Erinnerungen an den unvergesslichen Šonover Pfarrer J. L. Hromádka darstellten, und natürlich das persönliche Vorbild der älteren Geschwister, entscheidend geformt von der Arbeit im Akademischen YMCA. Und es war hier der Respekt gegenüber einer ganzen Reihe von Pfarrern, die immer wieder Gäste in unserem Haus waren. Besonders dankbar erinnere ich mich an Bohumír Popelář, der unser Pfarrer während meiner entscheidenden Jugendjahre war, und an Jan Dus, bei dem ich kurze Zeit Religionsunterricht auf dem Gymnasium in Náchod hatte.

Freilich genügte dies alles nicht, um mich ohne Zögern für das Theologiestudium zu entscheiden. Zunächst führte mich meine eigene Wahl anderswohin – und dies mit einigen Umwegen: Ich erwog das Konservatorium für Drama, ich entwickelte literarische Interessen, ermutigt durch die wohlwollende Reaktion von Zeitungen und Zeitschriften, die merkwürdigerweise hie und da die theoretisch-literarischen Versuche eines Mittelschülers veröffentlichten. Dann zog mich die Philosophie in Bann – unter dem Einfluss von Masaryk, und noch wirksamer von Emanuel Rádl. Ich hätte also schliesslich Philosophie und tschechische Literatur studiert, wenn da nicht die deutschen Okkupanten gewesen wären. Diese verschlossen uns alle Möglichkeiten. Und hier half uns die Kirche entscheidend: Es eröffnete sich ungewöhnlich bereit und schöpferisch die Möglichkeit eines «Ersatz-Studiums» unter der meisterhaften Leitung von J. B. Souček. Ich weiss nicht mehr, wer mir riet, ich solle mich um die Aufnahme in diesen Kreis halblegaler Theologen bewerben (vor dem Arbeitsamt waren wir dadurch geschützt, dass uns die Kirche als «Hilfsgeistliche» ausgab, die fähigen Pfarrern zugeteilt waren). Ich zögerte, ob ich diesen Weg versuchen sollte, weil ich nicht Pfarrer werden wollte – es beängstigte mich zum Beispiel die Aussicht, Trauergottesdienste halten zu müssen. Aber ich fuhr nach Prag, suchte J. B. Souček auf und sagte ihm

offen, dass mich die Theologie anziehe, aber dass meine Berufswahl damit noch nicht festgelegt sei. Falls ich denen den Platz wegnehmen sollte, die sich für den kirchlichen Dienst entschieden haben, wolle ich den Kurs nicht antreten. Niemals werde ich die Reaktion von Souček vergessen. Er sagte mir: «Aber das ist völlig in Ordnung, das war doch auch meine Situation, in der ich versuchsweise angefangen habe, Theologie zu studieren...»

So machte auch ich mich auf den theologischen Weg. Die Kurse waren ausgezeichnet. Souček war – das bezeugten unisono alle meine damaligen Mitkämpfer – ein mitreissender Lehrer: Ein Mann, der die Grundlagen und Impulse der Theologie auf Weltniveau präsentierte. Und zur Seite standen ihm weitere, von denen einige – so wie JBS vor allem – meine treuen Freunde wurden: Rudolf Říčan, F.M. Dobiáš, J.B. Jeschke, später M. Bič... Wenn ich dazu noch den ermutigenden Einfluss der Gemeinde rechne, in der ich als zeitweiliger Diakon arbeitete (es war die Gemeinde in Strešovice mit ihrer dynamischen Jugend, wohin mich Souček sandte) und nach Beendigung des Studiums meine unvergesslichen Gemeinden in Kladno und in Rakovník – so entwikkelte ich mich zu einem entflammten Theologen – in einem Prozess ohne Erschütterungen und ganz organisch. Als nach der Befreiung die Tore der Universität wieder geöffnet wurden, studierte ich zwar auch Philosophie, aber mit dem Herzen war ich schon vorbehaltlos Theologe.

So war es auch an ausländischen Universitäten. Ich erhielt zunächst ein Stipendium an *St. Andrews,* an der ältesten schottischen Universität. Dort zog es mich nicht besonders hin. Ich wäre lieber nach Edinburgh gegangen; nach St. Andrews kam ich eigentlich aufgrund eines Versehens. Aber so wie später noch oft (und davor) erlebte ich persönlich die Wahrheit der Losung, die mir später zum Schlüssel für das Verständnis des Geheimnisses menschlicher Geschicke wurde: *Hominum confusione – Dei providentia.* Das Stipendium für St. Andrews war im Grunde ein Geschenk, denn das Studium an einem kleinen, übersichtlichen College, menschlich anziehend und theologisch vor allem durch das Wirken von D.M. Baillie anregend, gab mir sehr viel. Bis heute dauert die herzliche Verbindung mit dieser *alma mater*. Hier eröffnete sich auch eine andere, unerwartete Möglichkeit: Durch die Vermittlung eines der damals bekanntesten systematischen Theologen, Emil Brunner, mit dem ich während seiner Gifford-Lectures an

St. Andrews in täglichem Kontakt war, erhielt ich eine dringende Einladung zu einem nachfolgenden Studienjahr in der Schweiz. Ich ging nach *Basel* – das damals wahrhaftig das Mekka der europäischen Theologie war. Meine Beziehung zu dieser Stadt hat gewissermassen ‹schicksalhafte› Züge. Schon aus der Ferne habe ich mich in ihr bewegt: Meine erste Hausarbeit hatte das Thema *Erasmus von Rotterdam und sein Verhältnis zur Reformation*. Und meine erste ökumenische Reise ins Ausland führte mich mit einer Gruppe von Delegierten des Akademischen YMCA im Jahr 1946 zu einer ökumenischen Woche nach Basel. Basel – das war vor allem *Karl Barth*. Aber auch Oscar Cullmann, der Philosoph Karl Jaspers, der Biologe Adolf Portmann und weitere. Bei allen habe ich studiert und zu meinem aufrichtigen Erstaunen – das gilt auch von Karl Barth – hat mich Basel nicht vergessen. Durch Vermittlung des unvergesslichen Max Geiger und mit kräftiger Unterstützung von Karl Barth sollte ich nach Jahren Professor und schliesslich sogar Rektor dieser europäischen Universität werden.

Dazwischen lag freilich meine zwanzigjährige Arbeit an unserer *Theologischen Comenius-Fakultät* (wie sie sich damals nannte) in Prag. Es war wieder J. B. Souček, der mich schon als Student ermutigte, nicht nur um zu promovieren, sondern auch um mich zu habilitieren. Beide, Doktorat und Habilitation, habe ich bei Prof. *J. L. Hromádka* abgelegt, einem Mann, den ich nicht als Fakultätslehrer erlebte, aber der – neben Karl Barth – auf meine systematische Theologie einen starken Einfluss hatte, besonders durch seine Anlehnung an die «klassische Linie des Christentums» und durch sein intensives Interesse an öffentlichen Angelegenheiten; auch wenn weder er, noch Barth (und natürlich auch nicht Souček) uns jemals drängten, «Hromádka-Schüler», «Barthianer» oder «Souček-Anhänger» zu werden...

Aus Gründen der Arbeitsteilung an der Fakultät habe ich zunächst «Religionstheorie» gelesen (das hat mir nie grosse Freude gemacht) und *Philosophie*, was freilich – in theologischer Perspektive – anziehend war und später in den Basler Jahren und in den weiteren universitären Kreisen ein nicht geringes Interesse fand. Seit 1960 bin ich aber ganz und mit Freude zur *Systematik* übergewechselt. Und daneben lebte ich mit meiner Familie als Spiritual und Direktor im Hus-Seminar in der V jirchářích-Gasse. Diese Zweipoligkeit war zeitmässig und auch ‹energiemässig› aussergewöhnlich anspruchsvoll, so dass ich mich manchmal über sie ereiferte. Aber im Rückblick erscheint mir das Zu-

sammenleben (hin und wieder auch die Plage) mit den Theologen als Quelle grosser Bereicherung. Dies alles wurde noch ergänzt durch intensive Vorträge und Predigten in den Gemeinden unserer Kirche – eine Tätigkeit, die als Angebot des befreienden Evangeliums gerade inmitten von politischem Druck und allgemeiner Bedrückung ihren offensichtlich guten Sinn hatte.

Aus dieser vielfältigen Tätigkeit ‹riss› mich im Jahre 1967 der Ruf an den Lehrstuhl für Systematische Theologie in Basel heraus. Dies war nicht meine Wahl. Nie habe ich mich um eine Arbeit im Ausland beworben. Aus dem Prag des gerade beginnenden «Prager Frühlings» wegzugehen – das wollte niemand in unserer Familie. Als aber zu uns eine Delegation nicht nur der Basler Universität, sondern auch der Schweizer Kirche kam, um mit der Fakultät und dem Synodalrat zu verhandeln, und diese Delegation entgegenkommendes Verständnis antraf, habe ich den Ruf angenommen. Dass dies für eine wesentlich längere Zeit sein würde, als die geplanten sieben Jahre, dies haben wir freilich nicht geahnt.

Der Übergang nach Basel hat meine *ökumenische* Arbeit sehr intensiviert. Für ganze Jahrzehnte war uns ja die internationale ökumenische Arbeit verunmöglicht worden. Freilich hatte sich uns hier und dort – durch das Verdienst Hromádkas – ein Weg geöffnet. Unvergesslich ist für mich das Semester, das ich in Bonn verbrachte, wo ich in der Nähe von Menschen leben durfte, die ich theologisch und menschlich ungemein schätzte, wie H. J. Iwand und H. Gollwitzer... Und es kam der Weltkirchenrat: Vor allem die Genfer Konferenz des Jahres 1966 *Kirche und Gesellschaft* und dann die *Vollversammlung in Uppsala* 1968, wo ich auf Jahrzehnte in die Leitungsorgane der Ökumene (später auch des *Reformierten Weltbundes*) gewählt wurde. Auf Dauer bewirkte dies bei mir eine Erweiterung meines Horizonts in Richtung Kirchen in anderen Erdteilen und in Richtung der reichen orthodoxen und katholischen geistlichen Traditionen.

***

Doch nun genug von dieser autobiographischen Skizze, die sowieso nur fragmentarisch sein konnte. Das wird freilich im Hauptteil meines Vortrags kaum anders sein, wo ich versuche, einige Grundthemen oder Dimensionen meines theologischen Weges anzudeuten. Eine fast fünf-

zigjährige theologische Arbeit in einigen unterschiedlichen gesellschaftlichen und kirchlichen Kontexten lässt sich kaum ausgewogen zusammenfassen – das wäre Material für theologische Memoiren. Ich wähle also fragmentarisch nur fünf Themenkreise aus, an denen mir besonders (freilich ganz und gar nicht ausschliesslich!) lag und liegt. Eine ausführliche Auswahl habe ich übrigens auf deutsch schon im Jahr 1972 herausgegeben in dem Buch *Das radikale Erbe*, und dann englisch im Jahr 1988 in der Sammlung *Christ or Prometheus*. Dort ausführlicher und begründeter zu diesen fünf kurzen Kapiteln, die nun folgen.

Am Anfang – Gott

Dass die erste Aufgabe des Theologen der konzentrierte Versuch über die Erkenntnis und das Bekenntnis der Wirklichkeit Gottes ist, das habe ich schon am Anfang meines denkerischen Weges geahnt. Dahin führt der Begriff *Theo-logie* selbst. Eine starke Unterstützung dieser Überzeugung war für mich in meinen Gymnasialjahren gerade die Masaryk'sche Tradition; in den ersten Jahren des theologischen Krypto-Studiums dann ein aufrüttelnder Luftzug, den in unsere kirchliche Atmosphäre der energische Theozentrismus J. L. Hromádkas mit seiner Feststellung einbrachte, dass die biblische Frömmigkeit und Theologie nur im Respekt gegenüber dem überirdischen, alle religiösen Ideale übersteigenden majestätischen Willen des Herrn der Geschichte gedeihlich wachsen können. ‹*Gott ist*›: Das war für mich (und die Mehrheit meiner theologischen Freunde) ein gewissermassen unbezweifelbares Axiom, über dessen Gültigkeit man unter uns nicht besonders streiten musste.

Die Nachkriegsjahre brachten in dieser Richtung zunächst eine beunruhigende, letztlich aber befreiende Erschütterung. Der langfristige Prozess einer weitreichenden Säkularisierung des Lebens in der europäischen Gesellschaft forderte zu Recht unsere Aufmerksamkeit. Im tschechischen Umfeld veränderte sich durch den gewaltsamen Umsturz im Februar 1948 die günstige, oder wenigstens duldsame kulturelle Atmosphäre in Richtung eines militanten Atheismus. Dies alles tat auf uns – seit dem Beginn der Arbeit an der Comenius-Fakultät – notwendigerweise seine Wirkung. Wichtiger waren freilich die Stim-

men aus dem Innern der zeitgenössischen theologischen Situation. Wie dramatisch traf uns der Einfluss *Dietrich Bonhoeffers*: *«Der Mensch hat gelernt, sich mit allen wichtigen Lebensfragen ohne die ‹Arbeitshypothese: Gott› auseinanderzusetzen... ‹Gott› wird ständig aus der Welt verdrängt, er verliert Boden...»* Mit dieser Situation musste sich die Theologie auseinandersetzen. Und diese aufrüttelnden Stimmen kamen nicht nur aus anderen ökumenischen Bereichen. Wir selbst versuchten, in unseren konkreten Bedingungen der ‹veränderten Atmosphäre› zu begegnen. Es gehört zur Ehre der tschechischen Theologie, dass es vielfach Laien waren, die uns in dieser Richtung orientierten: Miroslav Bula, Božena Komárková und andere. Wir gingen mit ihnen, und die Versuche um eine ‹Theologie der Mündigkeit›, um die ‹zivile Interpretation› des Evangeliums kamen auf die Tagesordnung und erregten eine gewisse Aufmerksamkeit auch in der Weltökumene.

Dies hatte auch Auswirkungen für unser zentrales Thema, Gott. Seine ehrwürdige theistische Gestalt, das Prinzip, zweifellos zur herrschenden Weltanschauung gehörend, ja gleichsam die ‹Pflichtidee Gottes›, verlor ihre kulturell gestützte Selbstverständlichkeit. Verlor damit das Thema Gott seine theologische und auch menschliche Gültigkeit? Der Versuchung eines solchen Kurzschlusses sind wir an unserer Fakultät und auch in unserer Kirche nicht erlegen. Später begegneten wir in der Ökumene der kurzzeitigen Mode der bunten Gruppe von ‹Theologen ohne Gott› von ‹a-theistischen› Theologen. Freilich waren wir gegenüber der Versuchung, auf dieser Welle zu schwimmen, schon durch die wenig verführerische Gestalt unseres heimatlichen Atheismus immunisiert. Gerade dieser mit seinen vulgarisierten Strategien verlor seine Glaubwürdigkeit. War es nicht im Gegenteil so, dass gerade der Verlust der durch die Weltmeinung abgesicherten Idee Gottes, ihre ‹kulturelle Heimatlosigkeit›, den Weg freimachen konnte zu einem genaueren, differenzierteren Verständnis dessen, um was es eigentlich im spezifisch biblischen Gottesnamen geht? Diese Frage (und besonders auch die positive Antwort, die in ihr implizit enthalten ist) beschäftigte mich schon in Prag und wurde eines der Hauptthemen meiner Arbeit in Basel und in der Ökumene.

In meiner zweiten Rektoratsrede habe ich – in Bezugnahme auf eine Äusserung von Eberhard Jüngel – versuchsweise so formuliert: «Gott ist nicht notwendig; er ist mehr als notwendig.» Damit wollte ich sa-

gen: Der biblische Name Gottes ist nicht in ein geschlossenes ontologisches System eingebaut, in das – als Anfang, Krone und Ziel einer kosmischen Bewegung – er *notwendig* gehört. Der biblische Gott, der Gott Israels, der Vater unseres Herrn Jesus Christus, ist ein Gott, der gar nicht selbstverständlich ist. Eine Atmosphäre der Überraschung, des Entsetzens, aber vor allem der Freude und der Gnade umgibt ihn. Sein Wesens-‹Element› ist *Freiheit*. So ist doch der Name Gottes im biblischen Denken verankert: Israel wurde der Name Gottes – ich bin, der ich bin – im Rahmen des *Exodus*, der Herausführung aus der Sklaverei, in der befreienden Erfahrung des Gottesvolkes offenbart. Und im Neuen Testament ist dem nicht anders. Es verdient Aufmerksamkeit, dass eine der markantesten Definitionen Gottes hier lautet *«der Jesus Christus von den Toten auferweckt hat»* (Röm. 4,25), also verheissene Freiheit im Leben und im Tod. *«Gott ist zentral identisch mit der Verheissung von Leben, mit dem Durchbruch des Lebens in die Welt des Todes»* (Helmut Gollwitzer).

Wie könnte sich die Theologie dieses hoheitlichen Themas begeben, wie könnte sie sich dafür auf akademischem Boden oder im alltäglichen Leben schämen? Ich kannte solche Theologen in meiner Umgebung im Westen, ich sah ihre mühseligen Anstrengungen, den Respekt gegenüber der Theologie durch Surrogate zu retten. Die Reflexion meiner eigenen Erfahrung gerade auch unter den Bedingungen einer totalitären Gesellschaft führte mich anderswohin: Wo auch immer im Leben von einzelnen oder der ganzen Gesellschaft Grundfragen der menschlichen Bestimmung aufbrechen, dort kann die biblische Perspektive bis heute in ihrem alles umfassenden Thema Gott ihr aufrichtendes, befreiendes Potential bewähren. Konkret: Im Zusammenhang mit dem Suchen einer hoffnungsvollen Begründung einer personalen Identität im Leben und im Angesicht des Todes; dann auch sozial, durch die grundlegende Relativierung jedes obrigkeitlichen Anspruchs von einzelnen oder Institutionen. Nie habe ich vergessen, wie gerade im Zusammenstoss mit der harten Grenze des totalitären Systems das offiziell erledigte und verbotene Thema Gott für viele denkende, engagierte Menschen einen Freiraum eröffnete.

Von diesem Hintergrund her konnte ich ohne Vorbehalte Sätze bejahen, die ich später in der *Kirchlichen Dogmatik* von *Karl Barth* las. Dort formuliert Barth im Band 2,1, gewissermassen nebenbei, aber direkt programmatisch: *«Die Dogmatik kann in allen ihren Teilen und*

Abschnitten, in ihrem Ganzen und in Einzelheiten, nichts anderes aussagen als: Gott ist.» Und damit klar ist, dass es hier nicht nur um unser Fachwissen geht, fügt er hinzu: Wir Menschen *«dürfen und müssen im Grossen und im Kleinen, in der Totalität unserer Existenz mit der Wirklichkeit leben, die nicht nur alle und alles beleuchtet, sondern real verändert, nämlich mit dieser Wirklichkeit: Gott ist.»* (288ff). Eine ähnlich kategorische Betonung von seinen Voraussetzungen her finden wir auch bei meinem philosophischen Basler Lehrer, *Karl Jaspers*: *«Allein die Transzendenz ist das wirkliche Sein. Dass die Gottheit ist, ist genug. Dessen gewiss zu sein, ist das Einzige, worauf es ankommt.»* (*Über meine Philosophie,* 1941, in: *Rechenschaft und Ausblick,* 1951, 345).

Christologische Konzentration und trinitarische Theologie

Der fundamentale Satz ‹Gott ist› wurde für mich zur Voraussetzung, zum tragenden Grund, freilich nicht zum Ende meines theologischen Weges. Dieser Weg führte, in vielen Windungen, weiter. Seine Grundrichtung in der Dogmatik würde ich versuchsweise umschreiben mit dem Leitspruch: Über die Theologie der christologischen Konzentration zur trinitarischen Theologie. *Christologische Konzentration:* Dieses Motto prägte Karl Barth, und ich habe es mir für ein gutes Stück meines Weges angeeignet. Dieses Motto wirkt als theologischer *terminus technicus,* aber in ihm liegt ein dynamisch vitales, ja politisches Ferment. Es ist ansonsten nur eine andere Formulierung des geschichtlich und bis heute überaus wirkungsvollen Satzes, der ersten *Barmer These* (1934): *«Jesus Christus ist das eine Wort Gottes.»* Diese These rief die Christenheit im Angesicht aller und besonders der totalitären Versuchungen zu einer klaren Grundlage und einem klaren Massstab des Glaubens und des Bekenntnisses. Die Kirche darf nicht auf beiden Seiten hinken; es gibt keine anderen, frommen oder unfrommen, Traditionen oder Mythen, die man dem Evangelium beigesellen könnte. Das ist das Bekenntnis der Bekenner und nicht nur der deutschen. Dies war auch unser Bekenntnis in beiden Epochen der Totalität – nur freilich, wenn wir ihm in unserem Verhalten recht gaben! Die ‹christologische Konzentration› appliziert diese grundlegende Klarstellung auf den ganzen Bereich der Theologie. Man darf dies nicht verwechseln

mit einem wie auch immer gearteten ‹Christomonismus› – als ob sich die ganze Theologie in einer ihrer Disziplinen zusammenfassen liesse. Die Christologie ist freilich das Herzstück christlicher Theologie – es ist äusserst wichtig, damit sie ihre Themen im Licht des grundlegenden Christus-Ereignisses entwickelt: Seine Verleiblichung, seine Lehre, sein Kreuz und seine Auferstehung von den Toten. In dieses methodisch zentrale Postulat mündet dieses Leitwort.

Wir mussten nicht erst auf Barth warten, damit uns – den tschechischen Theologen – das Programm der christologischen Konzentration in unser junges theologisches Blut einging. In eine ähnliche, immer bestimmtere Richtung zielte auch J. L. Hromádka, aber auch viele andere Lehrer und später Kollegen an der Fakultät. Vor allem aber erinnere ich mich an die Stunden mit J. B. Souček. Das war ein Lehrer, der eine ganze Reihe von Problemen der traditionellen Auslegung des Neuen Testaments kritisch sah, seine innere Spannung, auch Klüfte, und der uns nichts davon verheimlichte. Aber gleichzeitig, und über allem anderen ein Denker, der in der manchmal bedenklichen Buntheit der Stimmen über allen den apostolischen Cantus firmus hörte: Konzentration auf Christus. *«Es ist in keinem anderen Heil.»* Ein exklusiver, sektiererischer Satz? Für immer habe ich von Souček die Gewissheit mitgenommen, dass dem anders ist. Ja, das neutestamentliche Bekenntnis zu Christus ist exklusiv. Aber es geht um die Exklusivität Christi: Nicht das eigenwillige Prinzip des Sektenwesens, sondern die Aufforderung, dem nachzufolgen, dessen Menschlichkeit anstössig inklusiv ist – solidarisch über alle menschlichen Gräben und Grenzen hinweg. An diese lebensspendende Lektion Součeks habe ich gedacht, als ich in meiner ersten Rektoratsrede das Motto darlegte: *«Der Eifer der Wahrheit und die Toleranz.»* Das ist kein Gegensatz, sondern eine Spannung, aber eine Spannung auf dem inklusiven, solidarischen Weg Jesu.

Das Programm der christologisch konzentrierten dogmatischen (und ethischen) Arbeit versuchte ich zu entfalten in der Applikation auf eine ganze Reihe weiterer Themen, seien sie nun nahe oder weniger nahe – vor allem in den drei Bänden *Dogmatik im Dialog* (über die ich mich noch äussern werde). Jetzt geht es mir um das Thema Gott. Welche Konsequenzen hat für die Theologie im engeren Sinn des Wortes die ‹christologische Konzentration›? Wenn ich es gut verstehe, wendet sie unsere Aufmerksamkeit mit aller Dringlichkeit hin zum

Evangelium von Jesus Christus. Wenn du wissen willst, wer der biblische Gott ist, dann suche in dieser Richtung. Nicht ein leeres Prinzip ist der christliche Gott, sondern das Wort, das im Leib geschehen ist – in diesem jüdischen Leib geschehen. Und die apostolische Kirche fügt dieser Konkretisierung hinzu: *«Niemand kann sagen: ‹Jesus ist der Herr›, ausser im Heiligen Geist»*. (1. Kor. 12,3b). Von hier füllt sich mit einem ausgeprägten, unverwechselbaren Inhalt dieser eine Satz: Gott ist. Er ist in Christus und im Heiligen Geist.

Das *Trinitäts-Dogma* ist nicht leicht zugänglich und ‹verdaulich›. Mit ihm lässt sich nicht blindlings drauf los formulieren. Es erfordert – schon die alte Kirche wusste das – ‹Arkandisziplin›, sorgfältige Interpretation. Auch mein eigener Weg zum Verständnis seiner äusserst fruchtbaren Möglichkeit war nicht kurz. Merkwürdigerweise: Der Durchbruch zu tiefer Dankbarkeit für dieses Motiv kam eher von unerwarteter Seite. Ich war von der berühmten *Society of British Theology* zu einer Vorlesung eingeladen über das Thema: Die sozialen Implikationen der Trinitätslehre. Heute spricht man in der Theologie laufend darüber – z.B. in Leonardo Boffs Theologie der Befreiung. Damals erschien dies eher kurios: Das Dogma, das wahrhaftig das überweltliche Geheimnis Gottes tangiert – und sozial-ethische Konsequenzen? Und doch: Konsequenzen gibt es hier zweifellos. Und potentiell gab es sie von Anfang an. Gegen die Versuchung, aus dem Christentum eine offizielle imperiale Ideologie zu machen (am Anfang der konstantinischen Ära) erwies sich die Trinitätslehre als potentielle und wirkliche Bremse. Ein ‹reiner› (undifferenzierter) Monotheismus verführte zu einer logischen Ideologie: Ein Gott – ein Kaiser – ein Reich. Und es fanden sich, verständlicherweise, Theologen, die dem in die Hände arbeiteten. Die Trinitätslehre liess sich so leicht nicht missbrauchen.

Das Modell von Beziehungen, das das Trinitätsdogma einführt, ist nicht hierarchisch-autoritär. Die Beziehung von Gott Vater und Sohn und Heiligem Geist ist nicht unterordnend, sondern – entschuldigen Sie diesen technischen Ausdruck – *‹perichoretisch›*. Einfach gesagt: Gott ist in seinem Wesen Solidarität gleichmächtiger Liebe. Und dies motiviert zu sozialen Konsequenzen: Geschaffen sein zum Bilde Gottes, dies verpflichtet. Hier sind dogmatische Impulse, die sich zwar nicht mechanisch auf den Bereich menschlicher Beziehungen übertragen lassen, die freilich doch die Herzen der Bekenner in eine eindeuti-

ge Richtung führen – führen sollen: Zur Bewährung des Glaubens in der Gemeinschaft erfinderischer Liebe.

Eines von den Kleinoden der überreichen trinitarischen Reflexionen habe ich bei *Jan Amos Comenius* gefunden. Comenius war ein leidenschaftlicher Verehrer des trinitarischen Denkens. Dies verführte ihn sogar zu nicht ganz ausgewiesenen Spekulationen. Allerdings verstand er die Intention des Dogmas tief: *«Deus non est solitarius»* (Gott ist nicht einsam). Und weiter: Gott ist *‹summe communicativus›* – ausserordentlich kommunikativ. Das ist die grundlegende Botschaft des Alten und Neuen Testaments: Der seiner Schöpfung zugeneigte Gott, der Gott des Bundes – und in letzter Konsequenz: der fleischgewordene Gott, Immanuel, der Gott mit uns. Inmitten einer Welt gestörter und zerstörter Kommunikation Gemeinschaft und eine Gemeinde suchen, dies ist für Menschen des Glaubens eine Aufforderung, die nicht nur in einzelnen biblischen Texten verankert ist, sondern im Wesen Gottes selbst.

Dialog und Doxologie

Das Nachdenken über das trinitarische Wesen Gottes hatte für mich auch seine Konsequenzen beim Bedenken einer angemessenen *Methode der Theologie*. Ich muss zugeben, dass mich methodologische Fragen nicht übermässig fesselten; fremd waren mir die Theologen, deren vorrangige Aufmerksamkeit in diese Richtung ging, so dass sie Schwierigkeiten hatten, zu den eigentlichen Inhalten der Theologie vorzudringen. Dass die Theologie freilich kein mutwilliger und zufälliger Prozess ist und auch nicht sein kann, dass sie ein ‹Weg› ist, also eine Methode, die ihre Ordnung und ihren Charakter hat, das war mir klar. Wenn ich dies mit zwei Begriffen ausdrücken sollte, was das für mich konkreter bedeutete, würde ich diese zwei Begriffe benützen: Dialog und Doxologie.

Der Begriff *‹Dialog›* ist für mich zunächst eingebettet in eine ganz bestimmte geschichtliche Situation. Ich denke an die 60er Jahre in der Atmosphäre des real-sozialistischen Systems. Die Theologie war durch die offizielle Ideologie in ein gesellschaftliches Ghetto gedrängt. Uns war ein akademisches Kämmerchen zugewiesen, in dem wir hinter dem breiten Rücken von J. L. Hromádka so einigermassen toleriert wurden. Freilich, hinter den Zaun dieses Kämmerchens zu

springen, Kontakt aufzunehmen mit den Strömungen und Menschen anderer Fakultäten und anderer Ausrichtung, wurde feindselig aufgenommen, ja mit Sanktionen geahndet. Eine ihrer Sache treue Theologie konnte sich damit nicht versöhnen. Wir suchten Kontakt – und fanden ihn unter der neuen Generation dialogisch denkender Marxisten. Auf Initiative von J. L. Hromádka auf christlicher Seite, M. Machovec und V. Gardavský auf marxistischer Seite – mit kritischer Unterstützung der beginnenden ökumenischen Dialog-Gespräche, die sich gerade im Theologischen Hus-Seminar entwickelten – entfaltete sich das Phänomen des christlich-marxistischen Dialogs, der zum gesellschaftlichen Gärungsprozess beitrug, der im Prager Frühling 1968 seinen Höhepunkt fand und der darüber hinaus wahrhaftig ökumenische Resonanz fand. Ich weiss, dass im zeitlichen Abstand viele kritisch auf diese Versuche zurückblicken, ja aus mitleidiger ‹Vogelperspektive›, so wie auf die ganze Bewegung des Jahres 1968. Für uns war und bleibt dies ein Ereignis, das uns formte: Die bürgerliche Erfahrung, dass wir nicht nur Objekte sind, sondern mündige Subjekte des politischen Geschehens; und theologisch in der Bestätigung, dass Theologie und ihre Themen ihre öffentliche Gültigkeit haben und Relevanz – auch in einem feindselig säkularisierten Kontext.

‹Dialog› ist freilich nicht nur ein Instrument in der theologischen Orientierung nach aussen, sondern auch in der *inneren* Orientierung der theologischen Arbeit. Die typische Wesensart des biblischen Zeugnisses ist dialogisch. Gottes Offenbarung ist keine mechanische Angelegenheit, kein herabfallender Meteor, sondern persönliche Anrede, ein Wort, «das unter uns wohnte». Es entspricht dem Charakter dessen, der *summe communicativus* ist. Das gilt sekundär auch von der technischen Seite des Dogmas und der dogmatischen Arbeit: Von den klassischen Dogmen der alten Kirche bis (um einige Stufen niedriger) zu den heutigen ökumenischen Versuchen, den Glauben auszudrücken – immer geht es um einen dialogischen, kommunikativen Prozess, gefärbt und beschwert durch viel Allzumenschliches der Teilnehmenden, aber doch in der Hoffnung unternommen, die schon bei den ersten apostolischen Verhandlungen zum Ausdruck gebracht wurde, dass es so dem *«Heiligen Geist und auch uns gefallen hat»* (Apg. 15,28). Der Heilige Geist, so scheint es mir, liebt keine Monologe.

Dies alles war der Grund, warum ich nach meiner Ankunft in Basel viel Energie in den Versuch um eine *«Dogmatik im Dialog»* legte. Wir

waren für kurze Zeit drei Professoren der Dogmatik nebeneinander. Heinrich Ott, aus der Bultmann-Schule kommend (und in einer gewissen Distanz zur Barth-Schule), mit wachsendem Interesse an Religionistik; und Fritz Buri, ein Vertreter der radikal liberalen, existentialistisch ausgerichteten kritischen Theologie. Warum nicht den Dialog versuchen – und dies nicht nur gelegentlich, sondern systematisch, in gemeinsamen Vorlesungen, mit der Abdeckung der Mehrzahl der traditionellen *loci* der Dogmatik. Eine nicht leichte Sache bei der Unterschiedlichkeit der Perspektiven und im Ergebnis unbefriedigend. Drei stattliche Bände dieser *Dogmatik* zeugen davon. Einen Konsens haben wir nur selten erreicht, in den Vorlesungen stürmte es – in leidenschaftlichen Diskussionen. Und doch war dies nicht ohne Sinn – als Experiment und für die Studierenden. Als Beispiel dafür, dass Theologie keine ‹fertige› Sache ist, dass es nötig ist zu kämpfen und zu suchen – und auch dem anderen zuzuhören, vielleicht mit knirschenden Zähnen. Dass es dabei bei aller Leidenschaft der Argumente nicht zur menschlichen Entfremdung unter uns kam, das blieb für uns alle eine sehr gute Erfahrung.

Es war diese, letztlich ambivalente, Erfahrung, die mich zu der Überzeugung (die freilich rudimentär schon da war) brachte, dass der Dialog nicht das einzige Element theologischer Arbeit sein kann. Hier ist das zweite, innere, direkt konstitutive Element: die *Doxologie*. *Pectus facit theologum* – das Herz schafft den Theologen. Diesen Satz mag ich nicht, wenn er unkritisch gebraucht wird, würde er doch dazu führen, in diesem Sinne verstanden, dass Frömmigkeit an sich schon Theologie schafft. Theologie ist Denken des Glaubens – Denken, das um nichts weniger anspruchsvoll ist als gedankliche Arbeit anderer Fakultäten. Aber um was für ein Denken geht es hier? Angemessen seinem ‹Gegenstand›. Wenn der ‹Gegenstand der Theologie› Gott in seinem Christus-Wort ist, dann bedeutet das: Das Denken des Theologen ist in seinem Wesen nicht abstrakt, ‹neutral›. Es hat seine doxologische, das heisst adorative, Frömmigkeitsdimension. Das Gebet gehört zu den Voraussetzungen und Begleitern der theologischen Arbeit. Gottes Zuneigen zum Menschen provoziert das menschliche Zuneigen zu Gott: Gotteslob aus den Höhen und Niederungen unseres Lebens.

Es war nicht zufällig, dass ich meine kleine theologische Trilogie – die Erklärung der grundlegenden ‹Katechismus›-Texte – abgeschlossen habe nach der Erklärung der Zehn Gebote und des Apostolischen

Glaubensbekenntnisses mit einem Band über das Herrengebet. In dieser Würdigung des Vaterunsers ging es mir nicht nur um die Aufforderung zu einer *praxis pietatis* – auch wenn diese einem Theologen wahrlich gut ansteht. Es ging mir um die Klärung des ureigensten Wesens der Theologie als Wissenschaft. Seit den Zeiten der Kirchenväter erinnert man sich oft an den Grundsatz *lex orandi – lex credendi*, das Gesetz des Gebets ist das Gesetz des Glaubens. Dies gilt, in erweiterter Form, auch als *lex docendi*, ja, *lex vivendi*, als Gesetz der theologischen Lehre und auch des Lebens. Und hier behaupte ich: Die ureigenste Bewegung des theologischen Denkens ist doxologisch. Wir verstehen die klassischen dogmatischen Texte nicht, konkret gerade das Trinitätsdogma (und freilich auch das christologische Dogma), wenn wir ihre Formulierungen statisch und beschreibend verstehen. Sie erschliessen sich uns erst, wenn wir sie als Texte verstehen, die in ihrem ureigensten Wesen über sich hinausweisen, und dies in der Bewegung des dankbaren, Dank sagenden Glaubens. Lesen Sie nur Texte von Denkern wie Augustin oder Anselm (von den Reformatoren ganz zu schweigen), anspruchsvolle Texte disziplinierter denkerischer Arbeit. Aber gleichzeitig Texte, deren tragendes Element Staunen und Lob über Gottes Gnade und Wahrheit ist. Zu Recht spricht man in der heutigen ökumenischen Theologie über die *«doxologische Struktur des Dogmas»* (E. Schlink).

Das, was vom Denken gilt, gilt auch vom *Leben*. Aus den ‹apokryphen› Äusserungen Karl Barths erinnere ich mich gerne an den Satz: *«Die Hände zum Gebet falten ist der Anfang der Auflehnung gegen die Unordnungen der Welt.»* Dieser Satz verdient Aufmerksamkeit, in seinen beiden Teilen und hauptsächlich in ihrer unteilbaren Verbindung. Es ist gut, es ist notwendig, die Hände zum Gebet zu falten. Dieser Anfang und Begleiter des Denkens des Glaubens hat seine unaufgebbare Würde. Aber gerade: Nicht als Selbstzweck und als Ausweichbewegung. Als Anfang hat er seine Fortsetzung, und diese zielt auf den Areopag, zum Dialog und zur Zusammenarbeit mit nahen und fernen Menschen im Bemühen um die ‹Verbesserung der menschlichen Dinge›. Die doxologische Bewegung der Theologie hat ihre dialogische, kirchliche und bürgerliche Dimension.

Ich komme zu der Frage, die mich schon durch die biographischen Umstände auf meiner theologischen Wanderung beschäftigte, eine scheinbar sekundäre Frage, eher praktisch, für mich freilich nicht weniger grundlegend: Wo ist die soziale Basis, wo ist die *zwischenmenschliche ‹Heimat›* der Theologie? Welcher Gemeinschaft sind wir in unserer Arbeit vor allem verpflichtet? Auf diese Frage möchte ich ohne Zögern antworten: Der Ort der Bewährung der Theologie ist die *Kirche*. Nicht ausschliesslich. Die Sache der Theologie hat ein universales und nicht nur ekklesiales Ausmass. Dennoch ist die Heimat der Theologie, der Ort ihrer Bewährung in erster Linie und unzweifelhaft die Kirche. Diese Überzeugung trug mich vom Anfang bis zum Ende meines theologischen Weges. Schon im biographischen Teil habe ich darüber gesprochen: Der theologische Dienst war verbunden mit unseren Gemeinden. Die grundlegende, nicht nur theologische, sondern elementar menschliche Loyalität gehörte ihnen – vor allem in den Zeiten, wo sie durch den totalitären Druck bedroht waren –, und das war während meines Studiums und Wirkens in Prag eigentlich ständig der Fall. Diese elementare Solidarität mit der Kirche und ihren Gemeinden wurde durch meine theologischen Lehrer und Kollegen eindeutig bestätigt. Es gab, denke ich, nicht einen von ihnen, in den Kursen des Synodalrates und an der Comenius-Fakultät, der nicht ganz mit der Kirche verbunden gewesen wäre. Erst im Ausland begegnete ich Theologen, die am Rand der Kirche lebten – und darüber war ich erstaunt. Eine rein akademische Karriere eines Theologen ist zwar offensichtlich möglich, aber für mich wahrlich verdächtig. Und noch mehr: Verarmt um eine Dimension, die zur Theologie nicht nur soziologisch, sondern wesensmässig zu ihr gehört. Theologie ist doch – wie eine Definition (keinesfalls meine liebste) lautet – eine ‹Funktion der Kirche›. Was für einen Reichtum an Erfahrungen in Gemeinden gerade in den nicht leichten Zeiten der diskriminierten, unterdrückten, aber allem zum Trotz lebendigen Kirche konnte ich mit mir in die Schweiz und in die Ökumene nehmen! Und wie sehr half mir dies unter den neuen Bedingungen. Die unerwartet spontane Aufnahme in den Schweizer Kirchen hing offensichtlich damit zusammen, dass bald offenkundig war, dass es mir auch dort um die Verbindung mit konkreten Gemeinden ging. So gab und gibt es für mich keinen Zweifel, dass die Heimat der Theologie die Kirche ist.

Und die *Universität*? Sie wurde mir die zweite Heimat. Während ich in Prag war, war die Universität in der totalitären politischen Struktur ausser Reichweite unserer Möglichkeiten. Ich muss zugeben: Institutionell haben wir das auch nicht vermisst. Vermisst haben wir freilich die breitere Möglichkeit des Austausches und der Kommunikation mit Lehrern und auch Studierenden anderer Fakultäten, und wir haben uns bemüht, von Mensch zu Mensch, den Panzer um uns herum zu durchbrechen. Dass der Gedanke *universitas literarum* eine Idee ist, die einem Theologen – nicht nur aus historischen Gründen – teuer ist, wussten wir freilich. Deshalb habe ich die Berufung an die Basler Universität von Anfang an als neue und doch klassische theologische Herausforderung aufgenommen. Der Gedanke des Dialogs mit den Vertretern anderer Fächer war eine faszinierende Möglichkeit, und ich suchte sie auszunützen, wo es nur möglich war. Vom Anfang bis zum Ende meines Wirkens – nicht erst und nicht nur in der Zeit des Rektorats. Da freilich besonders intensiv. Das Siegel des Rektors der Basler *alma mater* sprach mich in seiner Symbolik sehr an: Eine Hand, ausgestreckt von oben, mit einem geöffneten Buch – der Bibel – und auf ihr vier Losungen: *pie – iuste – sobrie – sapienter*. Eine Variation der vier klassischen Tugenden, an die vier Fakultäten gekoppelt, aber gültig für alle, gemeinsam: Durch ihren Ursprung in der Wahrheit, die wir Menschen nicht schaffen, aber auf die wir uns – jeder auf seine Art und in seiner Disziplin – in unserem gemeinsamen Suchen beziehen. Das Hus'sche Motiv der tschechischen Reformation, *die Wahrheit*, die der Wissenschaft und den Wissenschaftlern die letzte Weihe gibt; das Vermächtnis von Comenius mit der oft überhörten Aufforderung zur Kommunikation der Wissenschaften; aber auch die gemeinsame Betonung der Souveränität der Wahrheit bei Rádl und Jaspers – das alles wurde für mich in unerwartet aktuellem Kontext des akademischen Amtes mit bis dahin für mich beispiellosen Möglichkeiten zu einer verpflichtenden Herausforderung und Hilfe.

Meine theologische Arbeit wurde dadurch nicht geschwächt, eher im Gegenteil. Nach dem Ende meiner Amtszeit als Rektor hatte ich den lebendigen Eindruck, dass ich über die Jahrzehnte kaum je so intensiv wieder Pfarrer gewesen bin als gerade in dieser Zeit – wobei zur «Gemeinde» auch die Universität und die Öffentlichkeit der Stadt Basel gehörten. Die Universität wurde mir zur zweiten Heimat. Ich erzähle das alles nicht aus eitlem Stolz, sondern um beim Blick auf meinen

Weg zu folgern: Kirche und Universität – diese Beziehung muss keine falsche Alternative sein – ‹Kirche oder Universität›. Beide sind ein legitimer Raum für die theologische Arbeit. Aber freilich: Es gilt nicht das ‹Hinken auf beiden Seiten›. Es ist gut, Prioritäten zu respektieren. Das muss nicht für alle dasselbe sein. Selber stehe ich da, wie ich es schon mit den Worten von der ‹ersten› und der ‹zweiten› Heimat angedeutet habe.

Ich drücke es mit einem Bild aus. Mein älterer Sohn studierte Archäologie und ist Fachmann besonders für antike Statuen. In ihrer grundlegenden, typischen Haltung unterscheidet man das *Standbein* und das *Spielbein*, d.h. das Bein, auf dem der Mensch steht und das Bein, mit dem er spielt. Entschuldigen Sie die gewisse Plumpheit der Parallele: Das Bein, auf dem die Theologie steht, ist die Kirche. Das Bein, mit dem man spielt, ist in der akademischen Gemeinde. Beide sind für die theologische Wanderung notwendig. Auch das ‹Spiel›. Nicht nur in der wörtlichen Formulierung – das Spiel als Sport. Die, die mich kennen, wissen, welche Freude ich am Sport hatte – aller Schattierungen und besonders am Fussball. Was bedeutete dies doch für unser Fakultätsleben in der Zeit von soviel Beschränkung! Aber ich denke jetzt nicht nur an das Spiel in diesem Sinn. Ich denke an das Spiel der Erkenntnis, des Suchens von Weisheit, das agón derer, die – aus verschiedenen Perspektiven – sich um Erkenntnis bemühen. Auch das gehört zur Theologie; deshalb ist ihre zweite Heimat, die Universität, eine so willkommene und wertvolle Chance – wenn sie sie nur in der Freiheit der Kinder Gottes benützt. Aber das Spiel der Erkenntnis wird der Theologie und den Theologen zur Gesundheit dienen, wenn sie dabei ein festes ‹Standbein› haben, wenn sie nicht die Basis abschwächen, mit der die Theologie steht und fällt: ihre Kirche, die *communio sanctorum*.

Status mundi renovabitur

Ich kann diese ‹Rechenschaft› über meinen theologischen Weg nicht anders abschliessen als mit einem Schlussakkord der Hoffnung. Bei der Lektüre des hervorragenden Aufsatzes von Amedeo Molnár *Die eschatologische Hoffnung der tschechischen Reformation* bin ich schon vor langer Zeit in Prag auf das Sätzchen von Jan Želivský gestos-

sen: *«status mundi renovabitur»* (Der Stand der Welt wird erneuert). Wie oft habe ich diesen Satz in meiner theologischen Arbeit zitiert! In ihm scheint mir ein wesentlicher Teil des Erbes der tschechischen Reformation zusammengefasst, des Erbes, von dessen Fruchtbarkeit, gerade in seinem eschatologischen Ausblick, ich mich immer wieder von neuem dankbar überzeugen durfte. Ein Beispiel: In den siebziger Jahren haben wir in der Kommission für *Glauben und Kirchenverfassung* des Weltkirchenrates mit unserem Freund Lukas Vischer die Arbeit an einer Studie geleitet, die den Titel trug *Rechenschaft von unserer Hoffnung*. Stimmen von Christen wohl aus allen Bereichen der Welt haben sich zu diesem Thema zu Wort gemeldet. Es war meine Aufgabe, in einem Abschlussreferat auf einem Treffen im indischen Bangalore die Studie zusammenzufassen. Für immer hinterliess auf mich eine grosse Wirkung, wie klar die Stimme der Hoffnung gerade bei Christen aus Situationen erklang, die nach normalen Massstäben hoffnungslos waren. Das heisst: Die christliche Hoffnung ist nicht mit günstigen Umständen gegeben, sie ist kein Absud optimistischer Stimmungen. Sie ist offenkundig tiefer verankert. Konkret – gerade dies war in den Stimmen aus Südamerika, aus Korea, aus Gefängnissen totalitärer Diktaturen eindeutig erkennbar: in der *Osterhoffnung*.

Mit dieser lebte ausdrucksvoll *unsere Reformation*. Und sie vermochte, diese Hoffnung nicht nur auf sich zu beziehen, sondern auf ihre Kirche und auf ihre Gesellschaft. Von Jan Milíč über Comenius: Initiativen der Hoffnung. Besonders Comenius hat mich in den letzten Jahren, erst eigentlich in Basel, vor allem im Rahmen meiner Aufgaben an der Universität, ausserordentlich angesprochen. In Anknüpfung an die gerade dargelegten Überlegungen über die Kirche und Universität, der ersten und der zweiten Heimat der Theologie: Die eschatologisch verankerte, doch in die bösen und guten Zeiten gerichtete Hoffnung, sie führte Comenius, den treuen Sohn seiner sterbenden Mutter Brüderunität, gleichzeitig Lehrer (wenn schon nicht an der Universität, so doch wahrhaftig universal), zum Programm und Versuch der *«Verbesserung der menschlichen Dinge»* – in dialogisch-doxologischer Bewegung ausserordentlicher Tiefe und Weite.

Nachzufolgen auf diesem Wege, dazu sind wir, evangelischen – und ökumenischen – Theologen an unseren bisweilen bescheidenen und vielleicht einsamen Orten eingeladen durch die Substanz der uns anvertrauten Sache: Durch die Dynamik des Evangeliums, durch die wir-

bis heute leben dürfen. *Status mundi renovabitur*: das trägt selbst und gerade in düsteren Zeiten. Denn die Perspektive der Theologie – und damit auch ihr unersetzlicher Dienst in der Kirche, an der Universität und in der Gesellschaft – zielt weiter. Das erste kleine Kapitel über meinen theologischen Weg habe ich überschrieben: Am Anfang – Gott. Jetzt möchte ich mit einer komplementären Formulierung schliessen: Das Ende der Enden – Gott. Und in der Mitte, unübersehbar, das *Kreuz. Ave crux – spes unica.* An dieses eschatologische Mass und diesen Ausblick darf und soll die Theologie ihre Kirche und die Gesellschaft erinnern. Dieses ‹*plus ultra*› der biblischen Hoffnung bleibt, inmitten von Rückschlägen, Bedrängnis und Ratlosigkeit, *unter dem Kreuz*, das *ceterum autem* meines (und freilich, Gottseidank, nicht nur meines) theologischen Weges.